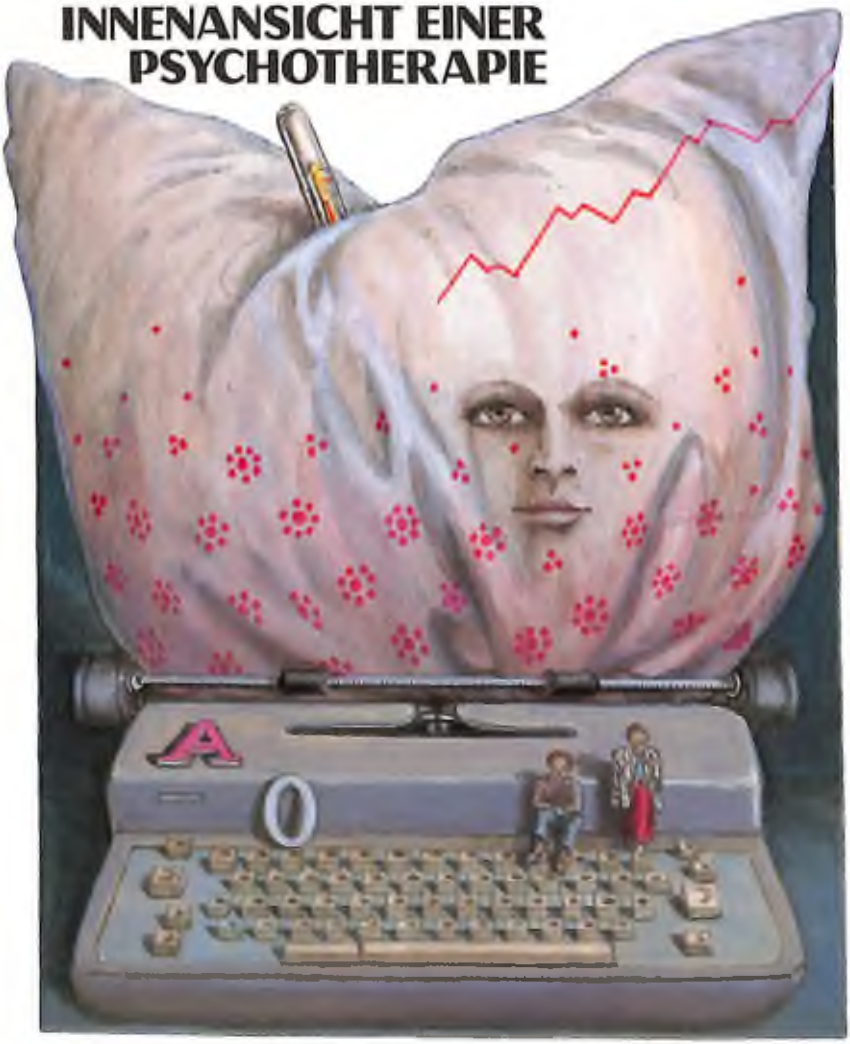
INGRID OLBRICHT

DEM VIRUS AUF DER SPUR

INNENANSICHT EINER PSYCHOTHERAPIE



KÖSEL

Der Ausgangspunkt dieses Buches ist die Geschichte einer Frau, die an einer schweren Virusinfektion leidet, also ein anscheinend rein körperlicher Krankheitszustand. Die Patientin schildert in Tagebuchform ihren Krankheitsverlauf und setzt sich mit dem Virus auseinander. Auf der körperlichen Ebene findet der Heilungsversuch mit Medikamenten statt, auf der unbewußten und bewußten psychischen Ebene durch die Auseinandersetzung mit einer vorangegangenen Psychotherapie und durch die Verarbeitung seelischer Inhalte in Träumen und deren Interpretation.

Schließlich verschafft auf der bewußten Ebene ein Produkt des Denkens Ablenkung – ein frei erfundener Kriminalroman. Dabei wird plötzlich deutlich, wie momentanes psychisches und körperliches Geschehen die Phantasie der Kranken beeinflussen. Eigene innerseelische Anteile werden zu den Personen, die im Kriminalroman handeln. Der Leser lernt sie kennen und kann ihre verborgenen Motive mitaufspüren.

Mit diesem Buch gelingt der Einblick in den Entwicklungs-, Wachstums- und Genesungsprozeß der Patientin, und der Leser erlebt auf äußerst spannende Art, wie sich der »Psycho-Krimi« und die »Innenansicht einer Therapie« nahtlos ergänzen.

Ingrid Olbricht

Dem Virus auf der Spur

Innenansicht einer Psychotherapie

Kösel-Verlag München

PSHY 39

Redemptoristen
Gesamtgebiete
der Wissenschaft
Österr. Provinz

1988. 2787
(B 3791)

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Olbricht, Ingrid:
Dem Virus auf der Spur : Innenansicht e. Psychotherapie / Ingrid Olbricht. – München : Kösel, 1987.
ISBN 3-466-34162-0

© 1987 by Kösel-Verlag GmbH & Co., München
Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten
Gesamtherstellung: Kösel, Kempten
Umschlag: Brigitte Schneider, Lüftelberg
ISBN 3-466-34162-0

Einleitung

Krankheit ist kein isolierter Vorgang, der nur den Körper betrifft. Sie trifft und ergreift vielmehr immer den ganzen Menschen, und zwar nicht nur in Teilaspekten, also etwa die Nase oder das Herz, sondern der Mensch ist als Ganzes betroffen und beeinträchtigt. In besonderem Maße gilt dies verständlicherweise für gefährliche, lang dauernde oder gar chronische Erkrankungen.

So wäre es wichtig und not-wendig, wenn auch der ganze Mensch be-handelt würde, wenn also nicht nur dem Körper die Diagnostik und die Behandlung mit Medikamenten zugestanden, sondern wenn auch die Frage gestellt würde, warum gerade jetzt diese Erkrankung auftritt. Bisher war der Mensch doch scheinbar völlig gesund – was ist jetzt anders geworden? Oder war vielleicht vorher schon einiges an inneren oder äußeren Konflikten oder Defiziten vorhanden, die sich jetzt bemerkbar machen, so daß die Krankheit den Körper zur Ruhe zwingt, in der dann Zeit wäre, sich mit den anstehenden Schwierigkeiten zu beschäftigen?

Im folgenden wird exemplarisch ein zuerst rein körperlich erscheinender Krankheitsfall in der Ich-Form vorgestellt. Es handelt sich um einen langwierigen schweren »rezidivierenden Herpes simplex labialis« (Bläschenkrankheit der Lippen) mit cerebraler Beteiligung, also eine Erkrankung, die auch das Gehirn betrifft. Herpes wird durch Viren verursacht, die die menschlichen Nervenzellen befallen und die daher einerseits gefährlich werden können, andererseits aber wird die Erkrankung durch die körpereigenen Abwehrkräfte normalerweise weitgehend unter Kontrolle gehalten. Bei Schwächung der Abwehr können die Viren sich vermehren und der Betroffene erkrankt – meist harmlos – an einigen Bläschen an der Lippe (oder auch in anderen Bereichen), die üblicherweise rasch wieder abheilen. Mehr als drei Viertel aller Menschen sind mit diesen Viren irgendwann infiziert worden und tragen sie mit sich herum.

Überhaupt ist ja festzustellen, daß Viren immer häufiger immer schwerere Krankheiten verursachen. Liegt das an den Viren oder an unserer insgesamt herabgesetzten Abwehr?
Der nachfolgende Krankheitsverlauf wird aus der Perspektive einer Patientin dargestellt. Es wird in Tagebuchform geschildert, wie der Heilungsversuch auf der somatischen (körperlichen), auf der unbewußten und bewußten psychischen Ebene erfolgt. Die Träume und ihre Interpretation sind authentisch, ebenso die Lebensgeschichte der erkrankten Frau. Das Krankheitsgeschehen und die Behandlung betreffen auf der »realistischen« Ebene den Körper und körperliche Symptome. Auf der unbewußten psychischen Ebene erfolgt die Verarbeitung seelischer Inhalte durch Träume, während auf der bewußten Ebene die Beschäftigung mit einem Produkt des Denkens zuerst Ablenkung verschaffen soll. Das Denken erweist sich dann als Phantasie, die tagtraumartig das Krankheitsgeschehen einerseits spiegelt und verdeutlicht, andererseits es in allen Aspekten verarbeiten hilft. Körperliches und psychisches Geschehen beeinflussen also die Phantasie – dadurch erfolgt die Verarbeitung nicht nur *in* der Phantasie, sondern teilweise gerade *durch* sie, also mit ihrer Hilfe. So wird die Phantasiegeschichte, hier ein fortlaufender, von der Patientin als Selbstheilungsversuch betrachteter Kriminalroman, einerseits zum Spiegel der körperlichen und seelischen Abläufe, andererseits zur Verarbeitungsmöglichkeit, ganz im Sinne der unterschiedlichen psychotherapeutischen Verfahren, die mit der Phantasie arbeiten, wie beispielsweise das katathyme Bilderleben, aktive Imagination, die Oberstufe des autogenen Trainings und andere.
Die Ebene des Traumes zeigt die psychische Seite auf – aber ein Traum ist »Zufall«, er fällt uns nachts als Mitteilung oder Angebot des Unbewußten zu, er kommt einfach. Die Auseinandersetzung und die Möglichkeit der Weiterverarbeitung am Tag bleibt der Phantasie überlassen, die sich, im Gegensatz zum Traum, aktiv dem Unbewußten zuwenden kann, bzw. genau wie der Traum Produkt des Unbewußten ist. Sie bietet aber die Möglichkeit der aktiven Arbeit im Wachzustand.

Allerdings wirkt sie nicht konkret und direkt, sondern über die Ebene der Projektion. Das heißt also, alle körperlichen und seelischen Schwierigkeiten werden den Gestalten der Geschichte zugeschrieben und damit in eine Distanz gebracht, in der sie der Betrachtung besser zugänglich sind. Sie werden zum Gegenüber gemacht. Dadurch wird es möglich, sich mit eigenen innerseelischen Anteilen zu beschäftigen, als wären es handelnde Personen, sie besser kennenzulernen und ihre verborgenen Motive aufzuspüren. So wird seelische Arbeit leichter und effektiver.
Die Phantasie wird in der Welt des rein logischen Denkens abgewertet, weil sie »irreal« sei. Es wird dabei nicht in Betracht gezogen, daß sie als Spiegel innerseelischer Wirklichkeit lediglich eine andere Ebene der Realität aufzeigt. Die seelische Wirklichkeit ist nicht meßbar und entzieht sich den vergleichsweise groben Beweismethoden der Naturwissenschaft – sie ist darum aber nicht weniger real. Sie beeinflußt im Gegenteil nachdrücklich den Ablauf äußerer »realer« Geschehnisse, wie die Krankheitsgeschichte zeigt.
Phantasie wird heute lediglich Kindern und Künstlern zugestanden – und Kindern wird das »Lügen« möglichst bald abgewöhnt. So wird ein reiches Reservoir menschlicher Möglichkeiten durch Erziehung und Wertung eingegrenzt und geht uns so verloren, die seelische Verarmung nimmt als Folge davon immer weiter zu. Natürlich kann sich nicht jeder kranke Mensch seinen eigenen inneren Kriminalroman schreiben – aber warum eigentlich nicht? Auf alle Fälle sollten wir wieder lernen, unsere Phantasie zu akzeptieren, sie ernst zu nehmen und vielleicht aktiv ihre unerschöpflichen Kräfte zu nutzen. Als Kind hatten wir sie ja ursprünglich zur Verfügung, sie ist uns später nur abhanden gekommen.
In diesem Buch werden weder die therapeutische Situation noch aktuelle therapeutische Interventionen dargestellt. Wir erleben lediglich den intrapsychischen Vorgang des Erkennens, Erfahrens und Veränderns mit, wie er sich für die betroffene Frau darstellt. Wir können so Einblick nehmen in den eigentlich wichtigen Teil einer Therapie, nämlich in den

Entwicklungs- und Wachstumsprozeß. So erleben wir gewissermaßen die Innenansicht einer Therapie.

20.4. *Der Sturm heult. Das Schiff ächzt in allen Fugen, wenn das Wasser darüberschlägt. Ich muß mich festhalten. Ich denke an die Tiere, die wir an Bord haben. Es ist dunkle Nacht. Plötzlich spült mich eine Welle vom Schiff. Ich versuche zu schwimmen, aber das ist fast nicht möglich. Im letzten Augenblick schwimmt dort etwas, an dem ich mich festhalten kann. Ich bemerke, daß es ein dichtgepreßter fester Ballen Heu ist, Futter für die Tiere auf dem Schiff. Einen Augenblick lang kann ich ausruhen. Da fällt mir ein, daß sich das gepreßte Heu langsam, aber sicher, mit Wasser vollsaugen wird. Dann geht es unter.*

Dieser Traum signalisiert mir eine verzweifelte Situation. Das Schiff erinnert mich an die Arche Noah, in der alle Arten von Tieren vor der Sintflut gerettet werden sollten. Wie steht es nun mit meiner eigenen Rettung? Dazu benötige ich wohl fremde Hilfe – aber darauf kann ich mich nicht verlassen. Vielleicht kann ich wieder eigene Kräfte sammeln, wenn das Heu lange genug schwimmt, daß ich mich ausruhen kann. Es ist auch möglich, daß der Sturm nachläßt, so daß ich auf dem ruhigeren Wasser selbst schwimmen kann. Und wohin soll es dann gehen? Kann ich das Schiff wieder erreichen? Ist irgendwo ein anderes Schiff? Ist Land in der Nähe? Da es noch dunkel ist, kann ich mich nicht orientieren. Es müßte heller werden, damit ich wieder ein wenig Überblick bekomme.

Meine derzeitige Situation ist einem Sturm vergleichbar: die beruflichen Spannungen sind enorm und die persönlichen Schwierigkeiten groß. Erwarte ich zuviel? Ich hatte immer die Vorstellung, daß erwachsene Menschen offen miteinander arbeiten können und sich nicht unbedingt gegeneinander ausspielen sollten. Vielleicht erwarte ich wirklich zuviel.

Aber ich fühle mich in Frage gestellt. Mich erinnert das sehr an die Situationen mit meiner Mutter, auch da gab es immer Spannungen und unausgesprochenen Ärger, der sich dann ganz unvermutet an irgendeiner Stelle entlud, ich wußte nie, wo und wann der Sturm losbrechen würde. Und oft genug fühlte ich mich über Bord geworfen.
Der Halt, den ich im Traum gewinne, ist denn auch höchst fragwürdig: Heu ist als Futter für Tiere gedacht, es ist nicht geeignet, als Transportmittel zu dienen. Aber im Augenblick hilft es ja, obwohl es zweckentfremdet ist. Aber ich brauche dringend Boden unter die Füße. Den muß ich mir schaffen. Denn auch meine Situation ist wie ein Sturm, in dem ich mich irgendwie retten muß.

22.4. Heute gehe ich nicht zur Arbeit. Ich habe ziemlich hohes Fieber und sehr starke Kopfschmerzen bekommen. Vor zwei Tagen hatte ich Bläschen an der Lippe, die jetzt zu einer dicken Schwellung geworden sind. Ich muß alles mit dem Strohhalm trinken. Ich muß mir sofort Medikamente und Salben besorgen.

24.4. Hohes Fieber, Kopfschmerzen. Ich schlafe den ganzen Tag. Aber ausgeruht bin ich danach nicht.

29.4. Die Medikamente helfen, es geht ein wenig besser. Für mich stellt sich aber die Frage, warum ich gerade jetzt krank geworden bin. Die Viren, die solche Krankheiten erregen, sind ja immer da. Warum haben sie gerade jetzt die normale Körperabwehr durchbrochen und mich krank gemacht? Meine Krankheit nur als Krankheit des Körpers zu verstehen, würde nicht berücksichtigen, daß ich seit Jahrzehnten die Herpesviren, die diese Bläschen hervorbringen, mit mir herumtrage, wie übrigens 80% aller Menschen. Bisher hat sich mein Körper gegen eine schwere Erkrankung immer wieder wehren

können. Warum geht das auf einmal nicht mehr? Was hat sich eigentlich verändert?
Am Wochenende habe ich in der Sonne gelegen. Es ist bekannt, daß Sonne diese Bläschen hervorlocken kann. Aber ich habe schon oft in der Sonne gelegen, ohne krank zu werden. Und dann gibt es noch die enormen Spannungen im Beruf – ich fühle mich richtig in meine Kindheit zurückversetzt, in der solche Spannungen an der Tagesordnung waren. Das Schiff knackt in allen Fugen.

Irgendwie möchte ich herausfinden, warum ich jetzt krank geworden bin – das scheint mir sehr wichtig. Es sollte mir auch möglich sein, denn ich habe eine Psychotherapie gemacht, die seit ungefähr einem Jahr beendet ist. Ich wollte, ich könnte dort einfach hingehen und weiterarbeiten. Es war so angenehm und wichtig, auch entlastend, über seine Schwierigkeiten zu sprechen und mit der Hilfe des Therapeuten sich Lösungsmöglichkeiten zu erarbeiten. Das geht aber jetzt nicht mehr. Das muß ich irgendwie selbst schaffen. Hoffentlich kann ich das. Mir kommt es jetzt so vor, als wäre diese Zeit der Therapie, die ja eigentlich sehr anstrengend war, eine schöne Zeit gewesen, in der ich nicht im Stich gelassen wurde. Da gab es immer noch die Möglichkeit, sich Hilfe zu holen. Oder war dies nur die Illusion der Hilfe – so wie das gepreßte Heu nur sehr bedingt Halt sein kann?

30.4. Eigentlich habe ich keine Lust, mich mit irgendwelchem Seelenkram herumzuplagen. Das hohe Fieber und die starken Kopfschmerzen setzen mir ziemlich zu. Außerdem schlafe ich fast ständig. Ich möchte aber nicht in ein Krankenhaus gehen.

Heute nacht bin ich von meinem Schrei aufgewacht. Ich habe folgendes geträumt:

Ich bin in einer eher düsteren, unbekannten, unpraktischen Küche. Meine Mutter bedeutet mir, ich solle die Arbeit machen. Ich habe Durst, ich bitte sie um etwas zu trinken. Sie hört nicht hin und gibt mir nichts, sie tut so, als ob ihr das egal sei. Ich jammere wie ein Kind, wie schlecht es mir gehe und wie durstig ich sei. Sie geht aus der Küche auf eine Art Betonabsatz über einem steilen Hügel. In den Hügel hat man einen Weg gerissen, viel weiter unten. Die viel zu steile Böschung bricht langsam ab, Bröckchen für Bröckchen, Steinchen für Steinchen, es rieselt. Ich stehe neben der Mutter und schweigend sehen wir dem unheimlichen Abbröckeln zu. Ich jammere wieder, weil ich zu trinken will. Dann bekomme ich Ameisen in die Schuhe. Ich weiß, sie hat sie mir geschickt oder das veranlaßt. Ich sage, sie soll damit aufhören und habe das Gefühl, es ist ihr egal. Es kommen immer mehr Ameisen. Ich rufe nach meinem Vater. Der kommt auch sofort. Sie sagt zu ihm: Geh Klavier spielen. Er geht wieder. Mich packt die Panik. Hinter mir geht der Weg nur in die Küche, vorne ist der Betonrand und darunter der abbröckelnde Hang. Sie will mir die Verantwortung für ihr Leben aufdrängen, dabei möchte ich von ihr nur zu trinken haben. Ich schreie: Ich habe doch nicht geheiratet!

Irgend etwas scheint dieser Traum mit meiner Krankheit zu tun zu haben. Es ist das gleiche unheimliche Gefühl, mit dem ich den Hang abbröckeln sehe – spüre, wie sich der Heuballen vollsaugt – und mit dem ich das Fieberthermometer immer wieder ansteigen sehe. Es scheint also noch einmal um die Auseinandersetzung mit der Mutter zu gehen – vielleicht auch mit der Frage nach dem eigenen verantwortlichen Verhalten. Ich muß mich wohl mit diesem Traum beschäftigen.
Das Reich der Mutter ist ungemütlich. Darin soll ich nun im Traum arbeiten. Ich bin im Traum ein vierjähriges Kind und gleichzeitig habe ich mein jetziges Alter. Meine Mutter ist jünger, als ich sie je kennengelernt habe – im Alter des Traumes hätte sie das Ruder noch herumwerfen und alles anders machen können, aber sie hat's nicht getan. Im Traum

verhalte ich mich wie ein vierjähriges Kind – ich könnte mir längst selbst zu trinken holen, ich handle also unzeitgemäß und damit falsch. Diese erste lebenswichtige Bedürfnisbefriedigung, zu trinken zu bekommen, kann ich in meinem Alter sicher nicht mehr von einer mütterlichen Figur erwarten. Meine Mutter geht aus der Küche, ihr Reich ist jedoch ein Gefängnis, aus dem es keinen Ausweg gibt, nur die Küche, die Betonplatte davor und die bröckelnde Böschung. Ob sie mir die Ameisen wegen meiner unzeitgemäßen Forderungen schickt? Ist sie so mächtig? Symbolisch werden die Ameisen dem Nervensystem zugeordnet, und gerade da bin ich erkrankt. Mir läuft es kalt den Rücken hinunter, wenn ich an die symbolhaften Zusammenhänge denke. Der Vater ist schwach, er ist gutwillig und kommt sofort, aber er läßt sich genauso schnell auch wieder wegschicken. So war er: sympathisch, gutwillig und fügsam. Er ist keine wirkliche Hilfe. Er geht sofort wieder zu der Tätigkeit, die ihm liegt: Klavier spielen. Beide hatten ihr Leben irgendwie verpfuscht. Meine Mutter war eher tyrannisch, sie hätte im Beruf sicher »ihren Mann« gestanden. Mein Vater hatte eher weiche und mütterliche Züge. Beide haben ihr Leben eigentlich nicht gelebt. Ich will es anders machen, ich will nicht in einem solchen Gefängnis leben. Meine Mutter ist unangenehm wie immer, sie schickt mir die Ameisen, d. h. sie verfügt über mich, meine Gesundheit, meinen Körper. So war ich dem Meer im vorigen Traum ausgeliefert, und das Meer symbolisiert ja die Mutter. Ich habe Angst vor ihnen, sogar Panik. Ich will da weg, aber der Traum macht es mir unmöglich – ich bin ihr ausgeliefert, solange ich mich wie ein vierjähriges Kind verhalte. Solange ich diese Hilfe von irgendwelchen elterlichen Figuren erwarte, muß es mir wohl schlecht gehen. Zwar habe ich äußerlich die Verantwortung für mich übernommen, aber irgend etwas mache ich wohl falsch.

2.5. Ich habe Kopfschmerzen, ich möchte nicht immer an diesen Traum denken. Ich habe auch Angst. Ich nehme meine

Medikamente, aber das Fieber bleibt oben. Inzwischen habe ich eine Gefühlsstörung, die sich besonders in der rechten Hand bemerkbar macht. Der Arzt will ein EEG (eine Hirnstromkurve) machen und Blut abnehmen. Das soll morgen sein.

Es geht mir immer noch nicht besser, ich sollte unbedingt ins Krankenhaus. Das möchte ich aber nicht. Das EEG ist nicht in Ordnung, die Blutwerte sind aber gut. Ich habe eine Virusinfektion. Es scheint so, daß ich mir doch Gedanken über meine Erkrankung und mögliche seelische Zusammenhänge machen muß. Ich werde wohl nicht darum herumkommen. 4.5.

Meine an sich sonst übertriebenen Krankheitsängste habe ich wohl von der Mutter übernommen. Für sie hieß Frausein: verletzlich und gefährdet sein. Und sie hatte für sich selbst recht. Sie starb früh, und zwar vier Wochen nach dem Zeitpunkt, zu dem ich mich innerlich von ihr losgesagt hatte. Ich hatte damals das Gefühl, ich hätte meine Mutter »umgebracht«, das hat mir lange Zeit starke Schuldgefühle verursacht. Aber ich mußte mich andererseits innerlich von ihr lossagen, um nicht selbst draufzugehen. Ich war wohl stärker als sie. Für sie hatte sie recht: Eine Frau ist sehr verletzlich.

Ich habe ebensolche Krankheitsängste wie sie. Also bin ich ebenso verletzlich – identifiziere ich mich mit meiner Mutter? Ich kann mir vorstellen, daß das sehr gefährlich sein könnte. Durch solche Gedanken könnte ich mich selbst gefährden. Denn wenn ich das Gefühl habe, unweigerlich das Schicksal meiner Mutter leben zu müssen, komme ich nicht zu meinem eigenen Leben. Ich bin aber stärker als die Mutter und habe mich von ihr losgesagt – hat meine Trennung etwas mit ihrem frühen Tod zu tun?

Wenn ich mich mit meiner Mutter identifiziere, lebe ich wie sie, und damit bin ich gefährdet. Eine solche Identifikation ist immer gefährlich, auch wenn das dem Verstand nicht zugänglich zu sein scheint.

Ich habe den Eindruck, daß ich schwer krank bin und mich mit meinem Willen zum Leben auseinandersetzen muß. Ich glaube, ich will leben. Aber ich bin mir da nicht ganz sicher. Überleben will ich auf alle Fälle. Aber das wäre etwas anderes. Wenn ich nun aber die von der Mutter übernommenen Anteile, also die Identifikation mit ihr, aufgebe, dann kommt mir es so vor, als ob ich mich noch einmal von der Mutter lossage und ihr damit noch einmal schade. Ich bin nicht wie meine Mutter. Auch mein Leben ist anders gelaufen. Die Frage wäre, ob es genau gegensätzlich abgelaufen ist, also dann doch in bezug auf die Mutter (eine gegensätzliche Orientierung ist ja auch ein Bezug).
In vielem habe ich gelebt wie sie, insgesamt unterscheide ich mich aber doch sehr deutlich von ihr. Es scheint so, als ob ich stärker bin als sie. Allerdings versuche ich, nicht so unterdrückend zu sein, wie sie das war – wohl aus ihrer Schwäche heraus. Sie hat versucht, mich kleinzukriegen. Das ist ihr nicht ganz gelungen. Ich wollte von ihr frei sein, aber ich hatte nicht die Freiheit gemeint, die durch ihren Tod entstand. Ich wollte nicht gegen sie, sondern für mich frei sein. Aber es scheint so, daß ihre Bindung zu mir so eng war, daß sie mich als einen Teil von sich erlebte. Damit hat sie mich aber eindeutig mißbraucht. Ich durfte ja niemals ich selbst sein, sondern ich war ihr Beweis, daß sie als Frau und als Mutter etwas wert ist. Ich war die Rechtfertigung für ihr eigenes verfehltes Leben. Als ich ihr diesen Beweis entzog, nahm ich ihr etwas Lebenswichtiges weg. Irgendwie ist es eine ganz indirekte Schuld, die sehr schwierig zu begreifen ist. Die Strafe dafür habe ich aber wohl verbüßt, meine ich, durch alles, was ich in meinem eigenen Leben deswegen verpaßt, verfehlt und falsch gemacht habe.

Das ist alles viel zu anstrengend, mir geht es eigentlich zu schlecht für solche Gedanken.

Ich muß ständig im Bett liegen, das Fieber geht sehr langsam zurück, die Kopfschmerzen noch nicht. Lesen kann ich nicht. Denken mag ich nicht. Ich könnte mir aber etwas ausdenken. 7.5.
Irgendwie wäre es vielleicht viel interessanter, sich eine eigene Geschichte auszudenken, irgend etwas, was nicht sehr anstrengend ist. Vielleicht einen Krimi?
Wer wäre dann das Opfer? Im Augenblick fühle ich mich sehr als Opfer – das Opfer müßte meinem Gefühl nach eine Frau sein. In einem Krimi gibt es auch immer einen Täter. Das könnte eigentlich ein Mann sein. Aber vielleicht muß ich das noch offenlassen. Ich bin ja weniger das Opfer eines Mannes, ich bin eher das Opfer einer älteren Frau, nämlich meiner Mutter. Und nur ich selbst kann diesen Zustand, ein Opfer zu sein, beenden.

Sich noch als Opfer zu fühlen, das ist sicher ein unzeitgemäßes Verhalten und es sollte, besonders nach einer Psychotherapie, längst verändert sein. Ich scheine unfähig zu sein, vielleicht hat meine Mutter doch recht gehabt? Das unzeitgemäße Verhalten zeige ich ja auch im Traum, wenn ich wie ein vierjähriges Kind um etwas zu trinken bettele. Es scheint so, daß ich Dinge nicht tue, die ich längst tun sollte. Das müßte ein großes Schritt hin zur Gesundheit werden. Ich will endlich ich werden. Das klingt sehr gut, aber irgendwie muß ich das in die Tat umsetzen.

Es scheint so, daß ich unter Zeitdruck stehe. Es geht mir schlecht, und ich hatte in der letzten Nacht folgenden Traum: 8.5.

Es war der letzte Ferientag der großen Ferien. Ich stehe als etwa Halbwüchsige mit anderen unter einem Betonübergang an einer großen Straße in einer Stadt. Wir müßten vor dem Ferienende noch viele Hausaufgaben erledigen: zwei Mathematikaufgaben, eine Geometrie-

zeichnung und ein Hausaufsatz wären noch zu machen. Es ist fast nicht mehr zu schaffen. Da fährt eine ältere Bekannte fröhlich auf einem Mofa vorbei und ruft mir zu: Geh doch lieber tanzen. Das werde ich nicht tun.

Im Traum ist es unsicher, ob ich noch alles schaffen kann, was ich tun müßte. Die Zeit drängt. Und diese ältere Frau, die eigentlich in Wirklichkeit alt, langsam und nörgelig ist, will mich noch mit ihrem Hinweis zusätzlich davon abhalten, das Richtige zu tun. – Ist es das Richtige? Noch immer bin ich im Traum nicht erwachsen, aber immerhin etwas älter. Im ersten Traum war ich selbst nörglerisch, im zweiten erscheint eine alte, nörglerische Frau. Vielleicht sollte ich mich von meinem eigenen Nörgeln befreien? Vielleicht sind das innere Anteile, die mich warnen? Vielleicht sollte ich aufhören, über die böse Welt, die schlimme Krankheit und die böse Mutter zu klagen, und sollte mich befreien? Ich weiß, daß ich für mich selbst verantwortlich bin, aber das kann ich eigentlich erst wirklich sein, wenn ich mich von dem Nörgeln und dem Abschieben der Schuld auf andere befreie. Nicht die Mutter, die Welt, die anderen sind an meiner Lebensgestaltung, an meinen Defiziten schuld! Ich selbst bin als erwachsener Mensch für mich verantwortlich. Aber es ist wahnsinnig schwierig, sich damit zu beschäftigen oder es gar zu ändern. Besonders, wenn man so krank ist, wie ich das jetzt bin.

Für meinen Krimi ist mir jetzt klar, daß eine Frau das Opfer sein soll. Vielleicht kann ich auf diese Art zusätzlich merken, wie schrecklich und unangenehm es ist, Opfer zu sein? Dann kann ich mich eher davon befreien. Zusätzlich brauche ich noch weitere Mitspieler: einen sympathischen, aber schwachen Mann, der nicht klarkommt mit seinen Aufgaben – das wäre sicherlich eine ganz gute Figur. Dieser muß aber dann noch einen Gegenspieler haben, der vielleicht stärker ist als er und ihn irgendwie tyrannisiert oder ihm Angst einjagt.
Zu einem Krimi gehört auch ein Detektiv. Wer entdeckt die Tat – ich weiß noch nicht einmal, welche Tat. Vielleicht sollte

es doch ein Mord sein? Aber es müßte ein Mord aus persönlichen Gründen oder aus einem persönlich Verschulden heraus sein, das kommt mir jetzt sinnvoll vor. Detektiv sollte allerdings auch eine Frau sein. Sie ist damit Gegenspielerin des Opfers und eine Art Gegensatz zu diesem, sie müßte Eigenschaften haben, die sie als Opfer ungeeignet machen.
Das Ganze muß an irgendeinem Ort spielen, der Möglichkeiten für Konflikte bietet, der mir aber persönlich nicht zu nahe ist. Andererseits muß ich mich dort auskennen, sonst kann ich ihn nicht glaubhaft beschreiben. Ein solcher Ort wäre vielleicht die Universität. Das hätte den Vorteil, daß dort eine Hierarchie herrscht, die Möglichkeiten zu Konflikten bietet. Dieser Rahmen bringt es aber auch mit sich, daß alles recht umgrenzt bleibt. Es sollten nur Personen mitspielen, die in irgendeiner Form mit der Universität zu tun haben. Damit wird mir das Ganze nicht zu persönlich und auch nicht zu anstrengend. Ich möchte damit ja meine Langeweile vertreiben und das Lesen ersetzen, das ich nicht kann. Fernsehen darf ich auch nicht – was bleibt mir also übrig?
Vielleicht komme ich damit doch um die innere Auseinandersetzung herum, vielleicht erledige ich sie auch auf Umwegen, vielleicht könnte ich das auch im Titel darstellen. Jeder Krimi muß ja auch eine Überschrift haben. Ein schöner Titel, der meiner jetzigen Situation voll und ganz entspräche, wäre etwa dieser: »Niemand kann davonlaufen«. So wie ich im ersten Traum auch nicht einfach davonschwimmen konnte. In diesem Titel steckt einerseits ja der Wunsch, davonzulaufen, andererseits auch der Druck, denn es geht nicht.

Heute nacht habe ich wieder geträumt. 9.5.

Ich muß noch viel einkaufen, es ist kurz vor Ladenschluß. Aber ich schaffe alles, wenn auch in großer Hetze. Kurz vor sechs, etwa zwei Minuten vorher, bin ich dann beim Metzger, dies ist der letzte Einkauf. Ich bekomme, was ich brauche, will dann aber noch etwas aus

dem Schnellimbiß zum Essen, denn ich bin sehr hungrig. Ein Fleischverkäufer sagt, es sei schon nach Ladenschluß, ich könne nichts mehr bekommen. Energisch bitte ich ihn, in den Töpfen nachzusehen, ob nicht doch noch ein Rest da sei. Schließlich geht er – und kommt mit einem Teller voll Pommes frites wieder, und eine Frau bringt noch einen guten Nachtisch (Cremespeise). Ich mag Pommes frites nicht besonders, aber sie stillen den Hunger. Mein Geld allerdings reicht nur noch für die regulären Einkäufe, nicht für das Essen. Ich suche verzweifelt im Portemonaie und finde schließlich ein paar Kupfermünzen, etwa zweimarkstückgroß. Darauf steht: Verrechnungsgeld. Ich sehe eine 17-Pfennig-Münze, aber es gibt noch andere. Sie wollen sie erst nicht nehmen, aber ich sage, daß ich dafür bürge. Und wenn es Schwierigkeiten gibt, werde ich es beim nächsten Einkauf in Ordnung bringen. So geht es dann.

Auch in diesem Traum stehe ich wieder unter dem Zeitdruck, etwas erledigen zu müssen. Aber im Gegensatz zum vorhergehenden Traum schaffe ich es diesmal gerade. Zusätzlich bekomme ich sogar noch etwas zu essen, muß allerdings energisch darauf bestehen. Wenigstens handle ich hier erwachsen und nicht wie ein nörgelndes vierjähriges Kind, das einfach bedient werden will. Es ist schon merkwürdig, daß es im Traum um Trinken oder Essen geht – Dinge, die ich mit dem Mund aufnehme.

Das fällt mir nämlich zur Zeit sehr schwer, da meine Lippen außerordentlich geschwollen und voller Bläschen sind. Das tut sehr weh und ich habe eigentlich Mühe, zu trinken und zu essen. Ich brauche einen Strohhalm und muß mir alles in kleine Stücke schneiden.

Im Traum muß ich dann meine Nahrung mit Kupfergeld bezahlen, für das ich selbst haften muß, wie etwa für einen Verrechnungsscheck. Es scheint so, daß ich für existentiell wichtige Dinge meine eigene Währung habe, nicht im Sinne

eines großartigen Währungssystems, sondern in dem Sinne, daß ich selbst dafür verantwortlich bin. Interessant ist auch, daß es sich um Kupfergeld handelt. Symbolisch gesehen ist das Kupfer der Venus zugeordnet und symbolisiert Liebe und Beziehungsfähigkeit. Offenbar zeige ich mir hier im Traum die Möglichkeit einer Veränderung auf; ich zahle einerseits mit Geld, für das ich selbst die Verantwortung trage und andererseits mit Münzen, die Beziehungsfähigkeit symbolisieren. Zudem gibt es ja keine 17-Pfennig-Münzen, die 17 gehört zu den Primzahlen, Zahlen also, die symbolisch einen bislang ungelösten Konflikt aufzeigen können.
Im Traum bekomme ich auch nicht das Essen, das mir am besten schmecken würde, sondern ich nehme, was vorhanden ist. Die Nachspeise ist allerdings sehr gut. Ich denke schon, daß es für mich wichtig sein könnte, die Dinge so zu akzeptieren, wie sie realistischerweise sind. Zwar sind auch eigene Wünsche wichtig, sie werden aber einerseits nicht immer erfüllt, andererseits gibt es auch oft Alternativen.

11.5.

Ich bin müde, sehr schlapp, das Fieber ist inzwischen gesunken, und die Lippe beginnt etwas abzuschwellen. Das Lesen ist mir weiterhin zu anstrengend, also werde ich noch ein wenig über meinen Krimi nachdenken. Da habe ich also jetzt das Opfer und die Detektivin, beides Anteile, die ich in mir ganz deutlich spüre. Auch die anderen Personen sind mir einigermaßen deutlich, der schwache, aber sympathische Mann und dessen unangenehmer Gegenspieler. Wer Mörder sein soll, weiß ich noch nicht. Ich bin selbst gespannt darauf, wie sich das entwickelt. Auch den Ort habe ich, und der Titel ist mir täglich präsent: Niemand kann davonlaufen.
Ich fange jetzt einfach mal an. Zuerst müssen wir ja wohl die Personen kennenlernen. Und das geschieht am einfachsten, indem ich sie nicht beschreibe, sondern handeln lasse. Der Krimi muß langsam angehen, damit ich selbst die Personen richtig kennenlernen kann.

Der dritte an diesem Morgen! Verärgert warf Professor Wagner den Bleistift mit der abgebrochenen Spitze auf den Schreibtisch. Mit einer hastigen Bewegung fegte er die Blätter zur Seite, die vor ihm lagen. Sein Blick fiel auf die Fotos vor ihm, elektronenmikroskopische Aufnahmen von Zellen, Strukturen und Membranen. Sein Finger fuhr über das glatte, glänzende Papier. Ich bin zu nervös, dachte er. Wahrscheinlich sollte ich mehr schlafen. Er stieß den Stuhl zurück und stand schwerfällig auf, die Hände auf den Schreibtisch gestützt.

Auf dem niedrigen Bücherregal vor ihm an der Wand lagen Affenschädel, Brocken aus Bergkristall und Onyx, ein Stück Elefantenzahn, eine Maske aus Afrika, das zierliche Skelett einer Hand, die Knochen gelblich und glatt, wie aus Elfenbein. Alles Erinnerungen.

Er strich sich mit der Hand über die Stirn – manchmal war es nicht gut, sich zu erinnern...

Es klopfte.

Hastig setzte sich Wagner auf seinen Stuhl zurück und nahm den abgebrochenen Bleistift zur Hand. Wo war nur der Spitzer – ach ja, gleich neben der Lampe. Er begann, sorgfältig seinen Bleistift anzuspitzen.

Es klopfte wieder.

Er schrak hoch. Ach so, ja, es hatte geklopft.

»Ja?« sagte er und sah zur Tür. Es gab jetzt niemanden, den er erwartet hätte. Am allerwenigsten – aber natürlich, er war es. Professor Seibel, der Direktor des Anatomischen Institutes, trat ein. Er lächelte verbindlich, nickte Wagner freundlich zu und wünschte ihm einen schönen guten Morgen. Dann setzte er sich ungezwungen auf das Sofa – ein anscheinend umgänglicher und freundlicher kleiner Mann in den besten Jahren. Wie immer strahlte er Ruhe und Autorität aus, eine Eigenschaft, die auf Studenten in Prüfungen recht positiv wirkte, seine Mitarbeiter aber beunruhigte, da sie ihn nie einschätzen konnten.

Wagner strich sich über die Stirn. Wenn man Seibel näher kannte, merkte man, daß es unmöglich war, Kontakt mit ihm zu

bekommen. Da war eine Wand – vor der Wand unverbindliche Freundlichkeit, dahinter – das wußte niemand so recht. Man hatte den absurden Eindruck, daß Seibel gleich so, wie er war, unverletzlich und autoritär, zur Welt gekommen sein mußte. Irgendwo hatte er nie den Eindruck, einem Menschen gegenüberzustehen.

Seibel nahm einige neue elektronenmikroskopische Aufnahmen von dem Stapel, der auf dem Tisch lag und blätterte freundlich interessiert darin herum.

Die müßten längst ausgewertet sein, dachte Wagner. Ich komme mit meiner Arbeit nicht weiter, es bleibt alles liegen.

Wenn man den Kopf frei hat, dann macht die Arbeit Freude, dann geht es voran. Wenn man den Kopf frei hat, dann ja...

Ich müßte mehr schlafen, dachte er, andere Schlaftabletten vielleicht, man müßte die Sorte wechseln. Vielleicht liegt es wirklich daran. Man gewöhnt sich schließlich an alles.

»Was ich sagen wollte –«, begann Seibel endlich und legte die Aufnahmen zur Seite. »Übrigens sehr interessant, diese Bilder, nicht wahr?« Und mit einem fast vertraulichen Lächeln: »Kommen Sie gut voran? Haben Sie sie schon ausgewertet?«

»Ich denke, wir werden einige Anregungen für unsere weiteren Arbeiten gewinnen«, sagte Wagner ausweichend.

Er ist bestimmt nicht gekommen, um sich die Aufnahmen anzusehen, dachte er unbehaglich.

»Übrigens werden wir in Kürze mit dem Umbau beginnen können«, sagte Seibel ganz beiläufig. Er lächelte freundlich. »Mit dem Umbau unseres Instituts, Sie wissen ja«, fügte er unnötigerweise hinzu. »Trotz Ihres Widerstandes. Sie hielten eine Institutsvergrößerung ja für eine unnötige Ausgabe. Offen gesagt, ich habe Sie seinerzeit nicht verstanden, Herr Kollege.« Er zuckte die Schultern, als ob er es auch jetzt noch nicht verstünde, aber er lächelte. »Die Notwendigkeit liegt doch auf der Hand: Die Anzahl der Medizinstudenten wächst, wir müssen daher auch für eine größere Anzahl von Arbeitsplätzen sorgen. Außerdem soll das Ganze computerisiert werden.« Er räusperte sich, »Wir haben übrigens heute morgen schon damit angefangen, die Präparate auszuräumen

und zu ordnen. Wir wollen keine Zeit verlieren.« Die Präparate – heute schon ... Wagner schluckte, sein Hals war trocken.

»Nun ja –«, sagte er und versuchte, sich auf das, was er sagen wollte, zu konzentrieren. Dann, schwerfällig: »Ich denke, es wird eine unbequeme Zeit für uns alle werden. Aber sicherlich ist es wirklich notwendig.«

»Ich freue mich, daß Sie das eingesehen haben«, sagte Seibel herzlich. »Man muß immer für die Zukunft planen. Das sollten Sie auch tun, Herr Kollege.«

Er lächelte und stand auf, nickte Wagner zu und ließ die Tür leise hinter sich ins Schloß schnappen.

Wagner stand langsam auf. Diese letzte Bemerkung, wie konnte sie gemeint sein? Er ging die paar Schritte bis zum Sofa und blieb stehen. Wahrscheinlich steckte nichts dahinter. Eine Redensart, ja, das war's. Eine Redensart – man sagt manchmal solche Dinge, über die man nicht nachzudenken braucht. Er starrte auf das leere Sofa.

Warum war er so empfindlich? Es war doch alles in Ordnung. In Ordnung gebracht worden. Er leckte seine trockenen Lippen. Es war nur – er hatte noch nicht damit gerechnet. Nicht so bald jedenfalls. Aber es war alles in Ordnung.

Man sollte doch mehr schlafen. Vielleicht bekam er auch ganz einfach eine Grippe. Das würde alles erklären.

Entschlossen drehte er sich herum. Er wollte sich um die Präparate kümmern. Es ist besser, an Ort und Stelle zu sein. ”

12.5. **Ganz schön nervös, der Wagner. Was hat er eigentlich zu verbergen? Ganz schön aggressiv, der Seibel. Und wenig einfühlsam und überhaupt nicht kontaktfähig. Das kann ja nur Konflikte geben. Allerdings sollte jetzt die weibliche Gegenspielerin auftreten. Am besten beide.**

“ Die Präparate, die geordnet und ausgeräumt werden sollten, befanden sich in zwei hohen Räumen, die mit Regalen vollgestellt waren. Hier standen die großen Gläser mit

Anschauungsmaterial: Eingeweide und Gehirne, Querschnitte von allen Teilen des menschlichen Körpers, tierische Vergleichspräparate, Embryos, die weiß und sehr tot in ihren Gläsern aussahen. Daneben gab es große Kartons mit Schädeln und anderen Teilen des Knochengerüstes, echte Skelette und solche aus Kunststoff. Schwarze flache Kästen mit hunderten von feinen Schnitten für das Mikroskop, an den senfgelben Wänden gab es zusammengerollte Karten jeder Größe und jeden Alters.

Überall war Staub und klebriges Spinnennetz, nur die Mikroskope für die Kurse standen blank unter ihren durchscheinenden Plastikhüllen, sie waren noch vor kurzem benutzt worden.

In diesem Durcheinander standen Beate Becker, eine Assistentin, und der Anatomiediener Meyer vor einem der Regale und beschäftigten sich damit, die Gläser abzuräumen und ihre Nummern mit denen der Inventarkartei zu vergleichen.

»Moment mal«, murmelte Beate Becker gerade. »Diese letzte Nummer – würden Sie die bitte noch einmal vorlesen? – Nein, ich kann sie nicht finden. Ob da Karteikarten fehlen?« Sie blätterte weiter. »Das läßt sich so einfach nicht feststellen. Na so was!«

»Fehlt was?« fragte Meyer oben auf seiner Leiter. »Das kann ja heiter werden. Dann geht die Sucherei los, ich kenn' doch unsern Chef.«

»Was haben Sie denn noch da oben?«

»Sechs Gläser. Einen Beckenquerschnitt, einen Bauchquerschnitt, ganz große Dinger; dann ein Herz, eine Lunge und zwei halbe Köpfe«, zählte Meyer auf. »Das wär's.«

»Die sind hier in der Kartei nicht zu finden«, sagte Beate und schüttelte den Kopf. »Das gibt's doch gar nicht!«

»Besser, als wenn was fehlen würde«, sagte Meyer mit philosophischer Ruhe. »Immer besser zuviel als zuwenig. Passen Sie mal auf, da hat jemand eine Leiche eingemacht.«

»Lassen Sie das«, sagte Beate irritiert. »Bringen Sie am besten die sechs Gläser mit und kommen Sie runter. Warten Sie, ich nehme sie Ihnen ab.«

»Und was tun wir jetzt?« fragte sie, als Meyer mit den Präparaten unten stand.

»Zuerst mal scharf nachdenken«, sagte Meyer. »Und wenn uns nichts einfällt, dann müssen wir es dem Chef sagen.«

»Natürlich. Aber wissen Sie nicht, wo wir die fehlenden Karteikarten noch suchen könnten?«

»Sie, da fehlen keine Karteikarten«, sagte Meyer leicht gekränkt. »Bei mir, da herrscht Ordnung.«

»Gut, dann gibt es eben sechs Gläser zuviel. Und wie kommt das?«

»Verdammte Schweinerei!« fluchte Meyer. »Und an mir bleibt's hängen.«

»Wir müssen es Professor Seibel sagen. Aber wie kann das überhaupt sein«, sagte Beate ratlos. Sie drehte sich herum und ging auf die Tür zu, die sich in diesem Augenblick öffnete.

»Ach, Sie sind's«, sagte Beate erleichtert. »Ein Glück, Sie kommen gerade im richtigen Moment.«

»Guten Morgen«, sagte Wagner. »Sie sind ja schon gut vorangekommen. Ist alles in Ordnung?«

»Nein, eben nicht. Wir haben hier sechs Gläser mit Präparaten, die nicht in der Kartei registriert sind.«

Das war es also. Das war der Fehler. Wie hatte er nur die Kartei vergessen können.

»Das gibt es doch nicht!« sagte er. »Das kann doch nicht sein.« Falsch. Wieder ein Fehler. Das hätte er nicht sagen dürfen. Nun würde er nichts mehr erklären können.

»Erklären Sie mir das mal genauer«, sagte er mit belegter Stimme, um seinen Fehler wenigstens zu vertuschen.

»Da hat jemand eine Leiche eingemacht und an mir bleibt's hängen«, sagte Meyer finster.

»Diesen Spaß haben Sie vorhin schon einmal gemacht«, bemerkte Beate, »ich finde, einmal genügt. Das ist makaber.«

»Sie hat recht. Über so etwas scherzt man nicht«, sagte Wagner scharf. Meyer drehte sich herum und machte sich an einem Regal zu schaffen.

»Was machen wir jetzt?« fragte Beate unsicher. »Sie wissen ja, wie sich Professor Seibel über jede Unordnung aufregt.«

»Ich weiß, ich weiß. Deshalb wäre es vielleicht das Beste –« Wagner senkte die Stimme – »die überzähligen Gläser einfach zu vergessen. Wir ersparen uns und ihm damit einige Aufregung.«

»Das geht nicht«, sagte Meyer giftig und fuhr herum. »Da habe ich auch noch ein Wörtchen mitzureden. Immerhin bin ich derjenige, der für die ganze Sammlung verantwortlich ist.«

»Wenn Sie verantwortlich sind, wie erklären Sie sich dann diese Schlamperei hier?« fragte Wagner. Viel zu scharf, dachte er im gleichen Augenblick. Was kann der Mann dazu?

»Ich passe auf, daß alles zurückkommt, was ausgeliehen ist. Ich halte die Kartei in Ordnung. Aber ich weiß nicht, woher diese überzähligen Gläser kommen.«

»Sicher, sicher«, lenkte Wagner ein. »Infolgedessen ist es auch in Ihrem Interesse, wenn hier alles in Ordnung ist, deshalb wäre es vielleicht doch besser –«

»Das ist mir egal. Das ist nicht korrekt, was Sie da machen wollen. Und das geht mit mir nicht.«

»Es ist doch nur ein Vorschlag, daß wir diese Dinge in Ordnung bringen.«

»Aber so können wir das nicht machen«, sagte Meyer mit einem schiefen Blick auf Wagner.

»Dann gäbe es noch eine andere Möglichkeit«, schlug Wagner vor, »wir könnten ja die Karteikarten für diese sechs Präparate nachträglich anlegen, nachdem das vielleicht vergessen worden ist.« Das war doch die Lösung des Problems! Wozu diese ganze lange Diskussion. Warum war er nicht eher darauf gekommen?

»Sie sind ja mächtig scharf drauf, hier mit Gewalt Ordnung zu machen. Aber Sie stellen sich das zu einfach vor«, sagte Meyer abwehrend. »Wo sollen wir Präparationsdatum und Leichennummer hernehmen? Das geht nicht, das müssen Sie doch einsehen.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Vier Studenten kamen herein, sie wollten beim Aufräumen helfen.

»Ich gehe und sage beim Chef Bescheid«, sagte Wagner. Er drehte sich herum und ging. Er hatte wieder einmal alles falsch gemacht...

Wie war er in sein Zimmer gekommen, an seinen Schreibtisch? Vor ihm stand Kaffee, heiß und schwarz.

»Ich habe Ihnen Kaffee gemacht«, sagte Beate zu ihm. »Sie sehen wirklich gar nicht gut aus.«

»Überarbeitung«, sagte Wagner. »Vielen Dank jedenfalls, das ist nett von Ihnen. Wollen Sie sich einen Augenblick hinsetzen? Viel zu heiß hier!« Er sprang auf und riß das Fenster auf.

»Ach so, ja, der Kaffee«, sagte er, ließ sich wieder in seinen Stuhl fallen und nahm die Tasse in die Hand. »Überarbeitung und Grippe, wissen Sie.«

»Das tut mir leid. Und jetzt wird's noch Ärger geben wegen dieser Entdeckung von vorhin, ich meine diese Präparate«, sagte Beate.

»Ach lassen Sie das«, winkte er ab.

»Ich möchte wirklich gerne wissen, wie das passieren kann, Meyer ist doch geradezu pedantisch mit seiner Sammlung.«

»Kümmern Sie sich nicht darum, das wird sich schon irgendwie aufklären«, sagte Wagner müde.

»Aber neugierig bin ich doch. Ich möchte herausbringen, woher –«

»Sparen Sie sich die Mühe«, wiederholte er. »Das könnte nur Ärger für Sie geben.« Schwerfällig stand er auf und schloß das Fenster wieder.

Beate saß auf dem unbequemen Stuhl neben dem Schreibtisch. Er blickte zu ihr hinüber. Sie war klug und hartnäckig, das wußte er. »Lassen Sie das den Chef und Meyer in Ordnung bringen. Uns geht es ja nichts an. Wenn Sie mich jetzt einen Augenblick – und vielen Dank für den Kaffee. Wir sehen uns dann später.«

»Ich wollte sowieso gehen. Schließlich kann ich Meyer nicht mit den vier Studenten alleine lassen. Sie verstehen seine Scherze falsch und dann ist er gekränkt.« Sie nickte

ihm zu. »Ich hoffe, es geht Ihnen wieder besser«, sagte sie und schloß behutsam die Tür hinter sich.

Wagner lehnte sich zurück. Wie fühlt sich ein Mensch, in dessen Welt es keinen festen Punkt mehr gibt? Er war abgrundtief müde und schloß die Augen. ”

“ Wie lange war es eigentlich jetzt her? Vier Jahre, die Zeit vergeht schnell. Nein, das stimmt nicht. Nur die beiden ersten Jahre waren schnell vergangen, die beiden letzten waren eine langsame Quälerei gewesen. *13.5.*

Vor vier Jahren war sie hier hereingekommen. Sie trug einen billigen blauen Regenmantel. Es war irgendwann im Herbst. Schüchtern und unsicher stand sie vor ihm, er erinnerte sich genau.

›Entschuldigen Sie bitte, sind Sie Herr Professor Wagner?‹ hatte sie gefragt.

›Ja. Was kann ich für Sie tun?‹

›Man hat mir gesagt, ich solle mich an Sie wenden. Ich möchte Medizin studieren.‹

›Was haben Sie bisher getan?‹

›Ich bin Krankenschwester.‹

›Und das genügt Ihnen nicht mehr?‹ Er hätte es nicht sagen sollen. Sie sah aus, als ob sie Schutz brauche, Sicherheit und Ermutigung. Sie sah auf ihre Fußspitzen.

›Es ist anders. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen werden –‹ unvermittelt sah sie ihn an. Er bemerkte mit Verwunderung, daß sie schöne blaue Augen hatte. Es waren nicht die Augen eines Erwachsenen. Viel Erwartung war darin, die Bereitschaft zum Staunen, es waren offene Augen, die noch nichts verbargen.

›Ich möchte mehr wissen von alledem.‹

›Es ist ein langes und schwieriges Studium. Sind Sie sicher, daß Sie nicht studieren möchten, um mehr zu sein als Ihre Kolleginnen? Weil Sie ein Doktortitel reizt oder die Aussicht, mehr zu verdienen?‹

›Das ist es nicht. Wirklich‹, fügte sie hinzu.

Er glaubte ihr, daß sie es wirklich so meinte. Sie war auf eine

stille Art stark, er wußte nicht, woran es lag. Sie würde es schaffen.

Er erklärte ihr, wie sie ihre Zulassung beantragen müsse und mit welchen Schwierigkeiten sie zu rechnen habe. Dann sagte er:

›Sie können sich jederzeit mit Fragen an mich wenden, ich werde in jedem Fall versuchen, Ihnen zu helfen.‹

Warum hatte er das gesagt? Es war ein Versprechen, das weit über seine gewöhnlichen Pflichten hinausging. Es war zuviel. Mit diesem Versprechen hatte alles angefangen. Sicher, man verwies alle Medizinstudenten, die fachlichen Rat brauchten, an ihn. Aber es ist ein Unterschied, ob man routinemäßig berät oder deshalb, weil man wirklich helfen will.

Danach hatte er eine Weile nichts mehr von ihr gehört. Manchmal dachte er an sie, fragte sich, ob sie wohl den Mut verloren hätte, dann begann er, ihren Besuch zu vergessen. Es gab viel zu tun, das Semester hatte begonnen.

›Guten Tag, ich bin Sabine Naumann. Ich weiß nicht, ob Sie sich an mich erinnern.‹

Ihren Namen hatte er vergessen, aber an den Tonfall ihrer Stimme erinnerte er sich, obwohl er sie noch nie am Telefon gehört hatte. Warum er sich freute – er wußte es nicht. Damals dachte er, es sei deshalb, weil er sich anscheinend doch auf seine Menschenkenntnis verlassen könne.

›Ich habe die Zulassung für das Sommersemester bekommen. Ich kann anfangen.‹

›Das freut mich‹, sagte er. Und es freute ihn wirklich. ›Ich wünsche Ihnen einen guten Anfang.‹ Eine Weile war es still. Er hörte sie atmen.

›Darf ich‹, sagte sie dann leise und zögernd, ›darf ich Sie um Rat fragen wegen der Lehrbücher und dem allen? Es ist so neu, und ich kenne hier niemanden.‹

Wenn er sie an einen seiner Doktoranden verwiesen hätte oder an einer der Assistenten, es wäre vielleicht alles anders gekommen. Vielleicht... Er war zu sicher gewesen, das war es. Warum sollte er sie nicht beraten, hatte er gedacht. Wie er sie einschätzte, war sie es wert, daß man sie

unterstützte. Er hatte sie auf den nächsten Nachmittag bestellt.

Noch einmal hätte er ausweichen können. Nach der Begrüßung hätte er die Beratung jemand anderem überlassen sollen. Aber zufällig hatte er an diesem Nachmittag nichts Dringendes vor. Zufällig klingelte das Telefon nicht. Zufällig wartete niemand sonst auf ihn. Zufällig war sie durchgefroren, ihre Hände waren eiskalt. Sie trug den gleichen billigen blauen Regenmantel. Ob sie keinen anderen hatte? Es war viel zu kalt dafür. Ihre Haare waren noch ein wenig wirrer als bei ihrem ersten Besuch und über der Stirn feucht vom Schnee. Sie hatte wohl ein Kopftuch getragen. Er begrüßte sie freundlich, half ihr aus dem nassen Mantel und bot ihr einen Platz auf dem kleinen Sofa an.

Nachdem er sie bei der Auswahl der Lehrbücher beraten und ihr gesagt hatte, was zur Aufnahme in die verschiedenen Kurse an Wissen vorausgesetzt wurde, wollte sie aufstehen. Warum hatte er sie nicht gehen lassen? Ihm gefiel der Gedanke nicht, daß sie in dem dünnen Mantel wieder in die Kälte hinaus mußte. Sicher, sie würde gehen müssen, aber es wäre vielleicht gut, wenn sie sich vorher aufgewärmt hätte. War es das wirklich gewesen?

Er hatte sie nach ihren Eltern gefragt und nach und nach waren sie in ein Gespräch gekommen. Mit Erstaunen hörte er sich reden. Es war ihm immer schwergefallen, Gespräche zu führen, und jetzt gelang ihm dies mühelos.

Sie hatten sich noch lange unterhalten. Als sie gegangen war, war er nachdenklich. Er hoffte, daß sich noch weitere Gespräche mit ihr ergeben würden. Aber er wußte, daß er das der Zeit und dem Zufall überlassen mußte.

Er schreckte aus seinen Erinnerungen hoch. Irgendwo schlug eine Tür zu. Vor ihm stand der kaltgewordene Kaffee. Langsam stand er auf. Er nahm die Tasse in die Hand. Seine Finger zitterten. Er goß den Kaffee in den Ausguß und spülte sorgfältig nach. Dann sah er auf die Uhr. Ärgerlich stellte er fest, daß er sich verspätet hatte. Seine Frau schätzte es nicht, wenn sie das Mittagessen allzulange warmhalten mußte. Sie

würde ohnehin wahrscheinlich schlechter Laune sein wie immer, wenn sie mit den beiden Kindern alleine essen mußte; sie würde ihren Mißmut wie immer betont geduldig hinunterschlucken. Er durfte ihr nur keinen Angriffspunkt bieten. Das war ihm zur Gewohnheit geworden. ❞

Diese Sabine ist ein richtiges schüchternes Häschen. Aber sie muß so sein, damit dieser schwache Mann sich groß und stark fühlt. Vor der Beate dagegen hat er Angst.
Die Idee mit den überzähligen Präparten ist grausig, ganz makaber, aber irgendwo braucht ein Krimi auch eine neue Idee.

17.5. Mir geht es schlecht. Irgendwie geht es nicht voran. Ich habe Kopfschmerzen und bin ständig müde. Irgendwann möchte ich wieder ausgeruht aufwachen. Dabei schlafe ich immer noch sehr viel.

Heute nacht habe ich wieder geträumt. Ich habe mich im Traum neu eingekleidet, allerdings nicht ganz, da ich durch ein Geräusch geweckt wurde.

Zuerst lag ich in einem Vierbettzimmer in einer Klinik. Zu den Mahlzeiten wurden nur Kisten mit ungewaschenen Kirschen ins Zimmer geschoben. Die Pfleger und Schwestern waren mit weißen Kitteln und Hosen genau gleich wie die Patienten bekleidet. Mir gefiel das alles nicht. Ich ging auf die Straße zum Friseur und bekam erst einmal einen neuen Haarschnitt. Zwar war damit die Dauerwelle herausgeschnitten, das bedauerte ich. Aber er stand mir gut: ganz kurze, lockere Haare, hinten und an den Seiten etwas länger, dunkelrot, fast schwarz, eine sehr schöne Farbe. Ich sah verändert und viel schöner aus. Dann bekam ich ein schwarzes Kleid mit langen Ärmeln, festlich, und dazu nahm ich mir eine Menge Schmuck. Es war ein Fest, zu dem ich ging. Die Klassenkameradinnen fanden mich toll. Aber als

eine Frau herumging mit einem Katalog, um diejenigen, die mit ihrer Kleidung nicht ganz zufrieden waren, noch besser einzukleiden, suchte ich mir – zögernd wegen meines Mutes – einen grauen, auffällig schönen, mit großen grauen Blumen gemusterten, kostbaren einteiligen Hosenanzug aus. Er sollte 248 Mark kosten. Ach was, sagte ich mir, das kann ich mir leisten. Ich suchte gerade die Frau, um den Anzug zu bestellen, ich sah sie schon – und dann kam der Lärm.

Die Veränderungsaktivität geht weiter, diesmal ohne Zeitdruck. Zuerst bin ich wohl krank, weiß gekleidet wie alle, eine Uniform – eingeordnet in die Masse der »guten« Menschen? So gut waren sie auch nicht – die Versorgung war ausgesprochen lieblos. Als Gegensatz dazu das andere Extrem, die festliche schwarze Kleidung. Dazu eine neue Frisur, eine neue Haarfarbe. Aber schließlich finde ich im Traum die Mitte zwischen schwarz und weiß, aber nicht das depressive Grau, sondern ein raffiniert in sich abgestuftes und gemustertes Grau. Ich gehe auch aus der Klinik heraus, heraus aus der Krankheit, ich lege die Patientenrolle ab, wie die Einheitskleidung und die lieblose Einheitsernährung. Ich gehe meine eigenen Wege.

Ich soll in eine Klinik eingewiesen werden und Infusionen bekommen, und das möchte ich nicht. Ich möchte es selbst durchstehen und mir mit den Medikamenten zu Hause helfen. Ich weiß, daß das gefährlich ist, aber wenn ich mich in eine Klinik lege, dann delegiere ich die ganze Behandlung an die Ärzte, das heißt für mich, daß ich selbst nicht mehr aktiv teilnehme. Dann lasse ich mich »gesundmachen«, und das könnte bei den erheblichen seelischen Anteilen, die ich in dieser Krankheit entdecke, vielleicht danebengehen. Denn möglicherweise geht es ja gerade darum, die eigene Abwehr zu aktivieren. Ich merke, ich habe ziemliche Schwierigkeiten mit der Erkrankung und mit der Wertung der Schwerpunkte, also mit dem körperlichen und dem seelischen Anteil. Beides ist sicher da. Was mich auch bestürzt, ist die Idee der

Zerstückelung der Leiche. Wie konnte ich spontan einen solchen Einfall haben? Wie steht es mit meinem eigenen Gefühl für mich selbst? Ein wenig habe ich es eben schon geschildert, wie zerrissen ich mich fühle und wie wenig ich die Schwerpunkte selbst setzen kann. Aber auch mein Körpergefühl ist eher »zerstückelt« wie das Opfer: Der Kopf und die Lippen, die sehr schmerzhaft sind, werden mir deutlich bewußt. Weiterhin spüre ich die Verspannungen meines Rückens durch das ständige Liegen und meine dauernd kalten Füße. Wohlbehagen empfinde ich nirgends. Die anderen Teile meines Körpers sind für mich fast nicht fühlbar, dazu gehört das ganz bewußte Hinspüren, aber ein Ganzheitsgefühl will sich nicht einstellen. Da das Opfer des Krimis auch Anteile von mir hat, jedenfalls kommt es mir so vor, läßt sich dann dieser Gedanke doch leichter verstehen. Teilweise entspricht er auch meiner ganz realen Situation.
Als Gegengewicht sollte ich mich jetzt wieder mit der Gegenspielerin beschäftigen, mit der klugen und starken. Irgendwie muß es ihr ja doch auch schwer werden, den geraden Weg zu gehen, sonst wird das Ganze zu einfach. Am leichtesten ist es, wenn sie einen Freund hat, der sie vorwärtstreibt, der aber andererseits ihre Absichten durchkreuzt.
Da war ja also jetzt die Schwierigkeit mit den überzähligen Präparaten.

Beate Becker hatte den Morgen außerordentlich tätig verbracht. Nun waren die Studenten gegangen und sie saß alleine vor ihrer Kartei. Es fehlte nichts. Aber das Skelett eines Armes und eines Beines waren nicht registriert. Sie holte die sechs überzähligen Gläser und stellte sie vor sich hin. Es war ihr immer noch unerklärlich, woher diese Präparate kommen konnten. Offiziell hergestellte Präparate wurden mit Datum, Leichennummer und laufender Präparationsnummer in die Kartei eingetragen. Meyer war pedantisch, Professor Seibel sah sehr auf Ordnung – wie also wäre das alles erklärbar, wenn es mit rechten Dingen zugegangen war? Ein Bauchquerschnitt, ein Beckenquerschnitt, Lunge, Herz, Kopf, alles

sauber präpariert. Wer immer es getan haben könnte, er hatte sein Handwerk verstanden.

Ein Arm, ein Bein – so könnte man fast einen ganzen Menschen verschwinden lassen. Das, was dann noch übrig war, würde nicht auffallen, jedenfalls nicht an einem anatomischen Institut. Unsinn, das waren wilde Spekulationen. Sie strich sich die langen dunklen Haare aus der Stirn und lächelte. Sie hatte wohl zuviel Phantasie. Sie kannte doch jeden hier im Institut – nein, keinem würde sie so etwas zutrauen. Oder? Sicher, Meyer war unbeherrscht und manchmal unberechenbar. Ob er wohl im Affekt... Oder Seibel? Sie hatte das Gefühl, als ob seine unerschütterliche Ruhe und Freundlichkeit nur die Fassade für Rücksichtslosigkeit und maßlosen Ehrgeiz abgäbe. Er war ein Mensch, der über Leichen geht, immer den Blick nach oben und nach vorn. – Ach Unsinn, dachte sie wieder, diesmal ärgerlich. Jetzt fange ich noch an, jeden mit Mißtrauen zu betrachten. Sie stand auf, reckte sich und schob dann mit energischem Griff die Gläser beiseite. Es war Zeit, zum Mittagessen zu gehen. Michael würde schon auf sie warten, und er wartete nicht gerne. Sie schloß die Tür und ging den langen Gang hinunter.

Ihr Freund wartete tatsächlich schon. Dekorativ wie immer stand er am Ausgang.

»Höchste Zeit, daß du kommst«, sagte er. »Ich fürchte, ich bin schon ganz verschrumpelt. Vor Hunger nämlich. Machst du jetzt immer Überstunden?«

»Du tust mir ausgesprochen leid, Mic. Aber du siehst ganz gut aus für jemand, der fast verhungert ist.« Im Eilschritt liefen sie hinunter zur Mensa, wo die meisten Studenten und ein Teil der Angestellten der Universität zu essen pflegten. Sie liefen, bis sie außer Atem waren. Dann blieben sie stehen und lachten. »Du bist wohl nicht mehr im Training?« sagte er.

»Ich muß öfter mal mit dir rennen«, lachte sie atemlos. »Das tut gut, wenn man den ganzen Morgen herumgesessen und sich geärgert hat.« Er legte seinen Arm um ihre Schulter. »Du hast dich geärgert? Aber worüber denn?«

»Ich erzähl dir's gleich beim Essen. Laß uns wieder laufen.«

Als sie dann mit ihren Portionen am Tisch saßen, fragte er: »Also, was ist los?«

Das mochte sie an ihm: Er zeigte Interesse an allem, was sie anging, nie war er gleichgültig oder gar schlecht gelaunt. Manche Leute hielten ihn für unsolide, für einen Blender. Michael Colosio war Südtiroler. Er hatte nach dem Abitur die verschiedensten Beschäftigungen ausprobiert, war Reiseleiter und Busfahrer gewesen, hatte in Hotels aushilfsweise den Kellner abgegeben, bis seine Eltern ernsthaft auf einem Studium bestanden. So studierte er eben, fing alles Mögliche an, versuchte es mit Volkswirtschaft und Soziologie und trug seitdem einen Bart. Zur Zeit hatte er sich auf Medizin umgestellt. Wohl deshalb, weil ihm, wie Beate in einem Anfall von Bosheit festgestellt hatte, ein weißer Kittel außerordentlich gut stand. Er war ein Jahr älter als sie, die schon Assistentin war. Aber sie mochte seine sorglose Art, es gab für ihn einfach keine Schwierigkeiten. Außerdem sah er gut aus. Sie blickte ihn von der Seite an.

»Na, was ist denn mit dir?« fragte er jetzt. »Träumst du eigentlich?«

»Ach so ja, wegen heute morgen. Aber bitte rede mit niemandem darüber.«

»Du kennst mich doch«, sagte er beschwichtigend.

»Eben deshalb hab ich Bedenken. Also: Heute morgen kam die Benachrichtigung, daß unser Institutsumbau in Kürze beginnen kann, deswegen gingen wir gleich ans Ausräumen und Kontrollieren, du weißt ja, wie das ist. Dabei haben wir etwas sehr Erstaunliches festgestellt: Aber bitte kein Wort darüber, egal zu wem.«

Er legte seine Hand auf die ihre. »Du weißt doch. Nun mach's mal nicht so spannend.«

»Ja, schon gut. Also, wir haben sechs Gläser mit ziemlich großen Präparaten und zwei Knochenpräparate zuviel. Oder aber, in der Kartei fehlen acht Einträge. Das ist bei unserer pedantischen Ordnung unwahrscheinlich.«

»Was sind denn das für Präparate?«

Beate zählte sie auf. »Meyer, du kennst ihn ja, sagte gleich,

da hätte jemand eine Leiche eingemacht. Das hat ihm Wagner, der gerade hereinkam, ziemlich übelgenommen.«

»Geirrt habt ihr euch sicher nicht?«

»Da kann man sich überhaupt nicht irren. Die Dinger sind da und niemand weiß offensichtlich, woher sie kommen, Meyer nicht, Wagner nicht, und Seibel hätte ja längst dafür gesorgt, daß sie eingetragen werden. Ich bin ausgesprochen neugierig. Ich will versuchen, ob ich etwas darüber rausbekommen kann.«

»Am Ende hat tatsächlich jemand auf diese Art einen Menschen verschwinden lassen. Die Idee gefällt mir. Der Betreffende war wenigstens originell. Wo gibt's denn heute noch originelle Leute?«

»Ich hab was gegen müßige Spekulationen. Aber irgendwer...«

»Ich helfe dir«, sagte Mic. »Sieh dir die Präparate mal genau an.«

»Das habe ich schon getan. Es muß jemand vom Fach gewesen sein, sie sind sachverständig präpariert.«

»Dann ist die Sache ja ziemlich einfach.«

»Sicher, das scheint so. Es kommen nicht viele Leute in Frage. Ich habe mir das schon überlegt. Vor drei Jahren sind die Präparate zum letzten Mal kontrolliert worden. Seitdem haben hier gearbeitet: Seibel und Wagner, siebzehn Doktoranden, die bei uns ihre Doktorarbeit in Anatomie gemacht haben, davon sind fünf bereits nicht mehr im Institut, und meine sechs Kollegen. Dazu darf man Meyer nicht außer acht lassen. Er kann ausgezeichnet präparieren.«

»Und«, sagte er langsam, »du bist auch noch da.«

»Was meinst du?« fragte sie fassungslos und zog mit einer kurzen Bewegung ihre Hand unter der seinen hervor.

»Du bist ja ganz blaß geworden. Es war doch nur ein Spaß.«

»Ein ziemlich dummer Spaß, das muß ich schon sagen«, meinte sie ärgerlich. »Ich muß jetzt gehen.«

»Langsam, langsam«, sagte er beschwichtigend. »Kann ich dir irgend etwas dabei helfen?«

»Ich sage es dir schon, wenn ich dich brauche. Jetzt muß ich erst einmal Ansatzpunkte finden.« ❞

20.5. **Was macht denn nun der schwache, sympathische Mann, der Wagner? Er muß ja irgendwie mit der Situation fertig werden. Oder ist er nicht so sympathisch – kann solche Schwäche, solches Ausweichen überhaupt sympathisch sein? Höchstens für Menschen, die noch schwächer sind.**

❝ Es war ein milder Frühlingsnachmittag, die Sonne probte schon für den Sommer. Nur die ganz Ängstlichen trugen noch ihren Mantel um die Schultern, die weniger Vorsichtigen legten ihn auf den Arm, und die Leichtsinnigen hatten ihn zu Hause gelassen. Wagner gehörte zur mittleren Gruppe: Er hatte ihn im Auto liegen. Der Abend würde noch kühl werden.

Er war auf dem Weg ins Institut. Die letzten beiden Tage waren für ihn anstrengend gewesen. Er hatte sich fieberhaft in seine Arbeit gestürzt, um nicht nachdenken zu müssen. Dazu kamen die Sorgen. Diese Beate Becker schien immer noch neugierig zu sein. Seibel war verärgert. Er hatte getobt, daß ausgerechnet an seinem Institut solche Unregelmäßigkeiten, wie er es nannte, vorkommen mußten.

Neben ihm hupte jemand. Wagner bremste scharf. Er mußte konzentrierter fahren und auf die Vorfahrt achten. Er hatte in den letzten Nächten noch weniger als sonst geschlafen; er war nicht müde, sondern ganz und gar erschöpft.

Am Institut angekommen, fuhr er auf seinen Parkplatz und stieg aus. Irgendwann hatte der Gärtner Stiefmütterchen und Tulpen auf das runde Beet im Innenhof des Instituts gepflanzt. Richtig, es war ja Frühling. Eine Amsel saß auf der Magnolie in der Mitte des Hofes. Sie hatte wohl ihren Gesang unterbrochen, als er die Autotür zuwarf. Jetzt sah sie ihn mit runden schwarzen Augen aufmerksam an. Dann begann sie wieder zu singen, als ob es keine anderen Probleme auf der Welt gäbe, als ein Plätzchen zu finden, auf dem man ungestört singen könnte.

Ihm fiel plötzlich ein, daß er sich andere Schlaftabletten besorgen mußte. So ging es nicht weiter. Die paar Schritte zur Apotheke würde er zu Fuß gehen. ❞

21.5. **Wagner will sich offenbar der Auseinandersetzung nicht stellen, er nimmt Schlaftabletten, um sich nicht mit seinen Schwierigkeiten und Konflikten auseinandersetzen zu müssen. Er ist feige.**

Irgendwie kommt mir diese Haltung bekannt vor. Bin ich auch feige? Ich habe immer wieder Angst vor Auseinandersetzungen, ohne daß ich das merke; ich möchte gute Zusammenarbeit und Verstehen, auch wo andere Menschen das nicht können. Um zu anderen Menschen zu gehören, war ich sogar bereit, selbst wie sie zu reagieren, auch wenn das nicht meine Art ist. Das ist mir überhaupt nicht bekommen. So gehe ich auch selbst Konflikten und Auseinandersetzungen aus dem Weg. Das ist auch eine Art von Feigheit. Warum habe ich eigentlich solche Angst vor Aggressivität? Ich habe sie doch schon öfter als lebendig, nützlich und entlastend erlebt. Bin ich krank geworden, weil ich Auseinandersetzungen aus dem Weg gehen will? Ich möchte wieder handeln können, mich mit Freude auseinandersetzen und klarstellen, was notwendig ist. Es bringt mir nichts, wenn ich mich verstecke. Ich glaube mir dann ja auch selbst nicht. Wagner hat sich auch nicht geglaubt. – Ich freue mich auf's Gesundwerden! So will ich nicht sein.

Warum habe ich mich aber dann heute so stark über eine telefonische Auseinandersetzung geärgert? Der Kollege war völlig rücksichtslos und gekränkt, dabei hatte er keinen angemessenen Grund dafür. Warum ärgere ich mich dann? Habe ich denn den Anspruch, daß alle nett und rücksichtsvoll zu mir sind? Ich weiß doch, daß dieser Kollege aufgeblasen ist. Ich denke, mich ärgert auch die Rücksichtslosigkeit Frauen gegenüber, sicher ist der Ärger über typisches Männerverhalten mit dabei. Ändern werde ich ihn nicht, daher ist es schade um

die Energie. Was aber wichtig ist: Er hat es verstanden, daß ich mich wieder ins Unrecht gesetzt fühlte und mich nicht richtig verteidigte. Es ist dumm von mir, immer wieder darauf hereinzufallen, denn das ist genau das Verhalten, das meine Mutter mir gegenüber immer wieder praktizierte. Ich hoffe, dies ist jetzt ausgestanden und vorbei. Jedenfalls will ich es ändern – vielleicht muß ich mich noch mehr damit auseinandersetzen.

Ich lasse mich immer wieder in die Verteidigungsposition drängen, auch dieses Mal. Und das ist – wie das Betteln um Trinken im zweiten Traum – unzeitgemäß und nicht mehr meiner heutigen Wirklichkeit angemessen. Ich war nicht auf diesen Angriff gefaßt, der Kollege hatte die Überraschung als Verbündeten. Ich habe mich aus Gewohnheit in die Verteidigungsposition manövrieren lassen, ganz und gar unrealistisch und nicht angemessen. Es klappt also noch nicht mit der Auseinandersetzung, ich will offenbar noch Verständnis und rücksichtsvolles Verhalten oder so etwas ähnliches, so wie ich erwartet habe, daß mir meine Mutter zu trinken gibt. Längst könnte ich das alles selbst erledigen. Meine faktische Überlegenheit nutzt mir erst, wenn ich sie auch lebe. Und damit anzufangen, dafür wird es allerhöchste Zeit. Da stehe ich sicher unter Zeitdruck, denn unangemessenes Verhalten kann mir jetzt gefährlich werden. Ich muß mir merken: Es ist für mich lebenswichtig, mich adäquat zu verhalten! Eigentlich will ich das ja auch, aber es ist nicht so einfach, solange ich noch Angst vor meiner eigenen Aggressivität habe. Ich hoffe, daß ich das nicht mehr vergesse. Allerdings bin ich sicher, daß ich Veränderungen nicht gleich in die Tat umsetzen kann. Aber zumindest kann ich mir vornehmen, es immer wieder zu probieren. Ich bin froh, daß ich das jetzt in dieser Klarheit habe. Ich sehe auch die Zusammenhänge mit meiner Lebensgeschichte, dann läßt es sich ja ändern. Denn dann liegt es an mir und dann steht es auch in meinen Kräften. Eigentlich weiß ich ja, daß ich andere nicht ändern kann, es wäre auch schade um meine Energie – und was hätte ich schließlich davon? Aber davon, daß ich selbst mein Verhalten und meine Einstellung

ändere, davon habe ich etwas! Gut, daß dieser Anruf kam. Er hat mir aber gezeigt, daß ich vieles in Wirklichkeit noch nicht kann. Solche Situationen verhelfen mir zur Überprüfung der Umsetzung meiner Erkenntnisse in die Realität. Es sind Gelegenheiten, mich zu üben oder aber zu merken, was ich nicht kann, noch nicht. Erkenntnisse müssen umgesetzt werden, damit sie sinnvoll angewendet sind. Dafür sind solche Minischocks gut, besser als wirklich ernste und ernst zu nehmende Gelegenheiten. Also, wenn der nächste Ärger kommt, habe ich etwas gelernt und hoffe, mich nicht mehr feige zu verhalten.

Warum verteidigt sich Wagner eigentlich nicht? Noch hat ihn niemand angegriffen außer seinem eigenen Gewissen. Aber er schafft keine Klarheit. Es ist wie ein Modell meines eigenen Verhaltens, das mir jetzt, auch an dem Beispiel meines Krimis, noch deutlicher wird. Es scheint so, daß auch Wagner Züge von mir trägt. Er hat aber sicher auch Züge meines Vaters – auch er ging jeder Auseinandersetzung aus dem Weg und hielt »Familienharmonie« für das höchste aller erreichbaren Ziele. Ich denke, auch er war feige. Aber er war auch schwach.

Als Gegengewicht ist es für mich jetzt notwendig, mich mit der starken Gegenspielerin zu beschäftigen.

22.5.

“Beate war an diesem Nachmittag in den Keller des Instituts gegangen, wo die Sammlung für die Zeit des Umbaus untergebracht worden war. Sie saß auf einer Kiste und hatte die sechs überzähligen Gläser vor sich auf ein Regal gestellt. Ihre vorsichtigen Fragen waren ohne Erfolg gewesen, keiner wußte etwas davon, sie würde die Leute nur mißtrauisch machen. So kam sie jedenfalls nicht weiter. Sie hatte sich eine Schreibtischlampe mit starker Birne mitgebracht, um die Präparate bei guter Beleuchtung noch einmal ganz sorgfältig zu betrachten. Zuerst nahm sie sich den Beckenquerschnitt vor. Sie drehte das Glas nach allen Seiten. Kein Zweifel, es war ein

weibliches Becken. Keine besonders aufregende Entdeckung, schließlich war die Chance 50:50, aber immerhin etwas. Der Bauchquerschnitt: wenig Fett unter der Haut. Sie war schlank gewesen. Die Knochen: zierlich, fein gegliedert. Dann die Lunge: Sie war hell. Alte Menschen haben Lungen mit dunklen Ablagerungen. Die Menge der Ablagerungen hängt natürlich auch ab von dem Ort, an dem der Mensch gelebt hat: Ein junger Mensch aus einem Bergbau- oder Industriegebiet kann eine ebenso dunkle oder sogar dunklere Lunge haben wie ein alter Mensch, der sein Leben auf dem Lande zugebracht hat. Aber diese Lunge war hell. Das Herz war klein, es war nicht das Herz eines Menschen, der viel Sport getrieben hatte. Nun der Kopf: Die Haare waren abrasiert, natürlich. Sie betrachtete aufmerksam jedes Stückchen Haut. Da, was war das? Das könnte ihr vielleicht weiterhelfen. Oder? Eine Warze oder etwas ähnliches, nicht ganz klein, unter und ein wenig hinter dem rechten Ohrläppchen. Diese Warze konnte jemandem aufgefallen sein, der dieses Mädchen gekannt hatte, jedenfalls wenn ihr Haar nicht zu lang gewesen war.

Beate holte sich ein Blatt Papier. Sie mußte alles aufschreiben, um sich ein Bild machen zu können. Dann lehnte sie sich zurück und schloß die Augen. Immer vorausgesetzt, daß es sich um einen einzigen Menschen handelte, ergab sich folgendes Bild: ein Mädchen oder eine junge Frau von zierlichem Körperbau, schlank, keine Sportlerin, mit einer Warze hinter dem rechten Ohr. Nachdenklich stellte sie die Gläser wieder in die Regale zurück. Wahrscheinlich war ja alles umsonst. Sie würde nie erfahren – oder doch? Irgendwie kam ihr dieses Bild bekannt vor. Sie versuchte angestrengt, sich zu erinnern. Zu dumm, sie erinnerte sich immer vorwiegend an Farbeindrücke. Ach was, sie war jetzt lange genug im Keller gewesen. Später würde sie weiter darüber nachdenken. Sie nahm das Papier mit ihren Notizen und ging hinauf. Im Flur riß sie erst einmal ein Fenster auf, lehnte sich weit hinaus und holte tief Luft. Ja, es war endlich Frühling geworden. Bunte Tulpen, gescheckte Stiefmütterchen im Hof, die Magnolie mit

den dicken Knospen, eine Amsel – das war Leben, lebendiges Leben. Sie fror plötzlich. Da unten im Keller, das war Zeitverschwendung gewesen. Sie hatte über den Überresten längst ausgelebten Lebens vergessen, daß der Winter vorbei war und daß das Leben weiterging. Sicher, dies war vielleicht nicht die Amsel, die im letzten oder vorletzten Frühjahr in der Magnolie gesungen hatte, aber das war auch gleich. Irgendeine Amsel würde immer singen. Wem nützte es denn noch, wenn sie versuchte, herauszubekommen, was es mit den überzähligen Präparaten auf sich hatte? Sie knitterte ihren Zettel zusammen und schloß das Fenster.

Als sie sich herumdrehte, erschrak sie. Sie hatte keine Schritte gehört und nun stand er plötzlich hinter ihr, groß, massig, mit müdem Gesicht zwar, aber mit aufmerksamen Augen. Wagner hatte ein kleines weißes Päckchen in der Hand.

»Sie haben mich erschreckt«, sagte Beate.

»Das tut mir leid. Ich wußte nicht, daß Sie so schreckhaft sind.«

»Es ist nur... Waren Sie einkaufen?«

Er sah auf das Paket in seiner Hand. »Schlaftabletten.«

»Ach so. Ja also... Ich wollte gerade weiter...«

»Bitte lassen Sie sich nicht aufhalten. Sammeln Sie eigentlich neuerdings herumliegendes Papier auf?«

»Nein, das ist nur ein Zettel...«

»Ein Zettel? Das sieht wie zerknülltes Papier aus.«

»Das sind Notizen, die ich nicht mehr brauche.« Und mit einem plötzlichen Entschuß: »Ich habe mir die überzähligen Präparate noch einmal angesehen und mir einige Notizen gemacht.«

»So«, sagte Wagner und lehnte sich an die Wand. »Sie haben sich die überzähligen Präparate angesehen und sich Notizen gemacht.«

»Ja«, sagte sie erstaunt. »Sie wissen doch, daß ich das herausfinden möchte.«

»Warum überlassen Sie das nicht den Leuten, die es angeht?« unterbrach er sie.

Ihr fiel auf, wie blaß er war. Offensichtlich war er wirklich krank und nahm sich nicht die Zeit, sich auszuruhen.

»Könnten Sie mir Ihre Notizen mal zeigen?« lenkte er ein, »mich interessiert das nämlich auch.«

»Aber natürlich.« Sie reichte ihm ihren Zettel. Er strich das Papier auf der Fensterbank glatt und las.

Dann zerknitterte er den Zettel wieder und gab ihn ihr zurück. Lieber Himmel, hörte denn das gar nicht auf, war sie denn nicht zur Vernunft zu bringen? Schlimm genug, daß sich Seibel und Meyer um diese Sache kümmerten. Wie würde alles weitergehen?

»Das ist ja nicht gerade sehr aufschlußreich«, sagte er dann schwerfällig. »Werfen Sie das ruhig weg.« Er drehte sich um und ging.

Sie sah auf den Papierball in ihrer Hand.

Weshalb war Wagner so nervös und so gereizt? Eigenartig, so kannte sie ihn gar nicht. Er sah wirklich schlecht aus. Aber das war nicht ihr Problem.

Langsam und nachdenklich ging sie weiter, den Gang hinunter. ”

28.5. Mir geht es wieder schlechter. Ich habe wieder Fieber, fühle mich matt und habe neue Bläschen an der Oberlippe. Ich habe Angst, denn es dauert schon lange. Was ist denn jetzt wieder los? Ich kämpfe gegen das Gefühl, mich in die Resignation fallen zu lassen, ich muß gegen die Verzweiflung kämpfen.

Eigentlich möchte ich den Kampf aufgeben. Ich spüre einen ganz gefährlichen Wunsch nach Ruhe in mir, ich möchte einfach Ruhe haben. Ich weine, weil ich Mitleid mit mir selbst und Mitleid mit dem Kind habe, das ich war und das sich nicht recht entwickeln konnte. Niemals habe ich jemanden an mich wirklich heranlassen können, irgendwo waren immer Schutzschichten dazwischen aus Angst, Mißtrauen, Haß, Distanzwünschen. Meine Abwehr war stark und hat auch meine Therapie überdauert, ich möchte fast sagen, sie wurde da-

durch zementiert. Irgendwie hatte ich alle Gefühle und Erinnerungen gut verpackt. Aber ich möchte eigentlich nur Ruhe, ich möchte kein Fieber und keine Kopfschmerzen mehr haben. Ich möchte mich einfach wieder gesund fühlen können. Es ist für mich schwierig, meinen eigenen Standpunkt zu finden.

Vielleicht lenkt mich morgen mein Krimi etwas ab. Heute ist er mir zu anstrengend.

“ Wagner ließ sich schwerfällig auf seinem Schreibtischstuhl nieder. Er strich sich mit matter Bewegung über die Stirn. Wenn sie doch nur aufhören würden zu suchen, mit ihren neugierigen Händen überall herumzutasten, wenn sie doch nur Ruhe geben würden. Er hatte es nicht gewollt, es gab niemanden, der das begreifen würde. Er hätte alles anders machen müssen, von Anfang an. Aber nun war alles, wie es war, und niemandem würde es etwas nutzen, wenn sie darin herumstocherten. Es würde nichts ändern. Er wollte nur Ruhe haben, Ruhe, Ruhe! Er preßte die Hände vor die Augen. Dieser quälende, bohrende, verdammte Kopfschmerz! Was konnte er denn noch tun? Man kann sein Leben nicht noch einmal leben, alles anders, besser machen. Dann fiel sein Blick auf die helle kleine Schachtel vor ihm. Darin war Ruhe, Schlaf genug für längere Zeit... Nein! Das wäre doch zu feige. Oder? Jedem Zufall, jeder Krankheit, jeder Ungeschicklichkeit, dem banalsten Unfall war es erlaubt, ein Ende zu machen. Nur ihm selbst nicht? Keiner von denen, die ihn etwa hinterher tadelten, würde ihm helfen, keiner würde Verständnis und Nachsicht zeigen. Aber lag nicht auch ein Sinn darin, weiterleben zu müssen, nachdenken zu müssen, zu wissen, welche Fehler man gemacht hat? Und eine gerechte Strafe sollte man doch wohl annehmen. Man durfte nur nie aufhören, daraus zu lernen. 29.5.

An welchem Punkt hätte er noch eingreifen können? Alles hatte sich mit einer natürlichen Logik oder auch Unlogik entwickelt. Er hatte alles der Zeit und dem Zufall überlassen.

Sabine hatte mit Energie und Schwung das Medizinstudium begonnen. Manchmal kam sie, um ihn Dinge zu fragen, die sie nicht verstanden hatte. Er freute sich über ihre wache Aufmerksamkeit, ihre rasche Art, zu begreifen und über ihre Energie, mit der sie Schwierigkeiten anging und überwand. Sie hatten sich jedesmal lange miteinander unterhalten. Noch hielt er sich für unangreifbar. Es war nur rein berufliches Interesse, beruhigte er sich. Aber irgendwann merkte er, daß er auf ihr Kommen wartete. Irgendwann war ihm klargeworden, daß er etwas verlieren würde, wenn sie nicht mehr käme. Aber wie sollte er seine Empfindungen nennen? Sympathie? Freundschaft? Diese Begriffe paßten nicht so recht. Aber ein anderes Wort fand er nicht, wollte er nicht finden, noch nicht.

So verging ein Frühling, ein Sommer, ruhig und doch voller Erwartung, voller Spannung. Dann kamen die Semesterferien, drei Monate auf der Grenze zwischen Sommer und Winter, drei Monate nur, wie lange können drei Monate sein? Zuerst dachte er, sie würde einmal anrufen, sie wußte ja, daß er den größten Teil der Ferien im Institut arbeitete. Aber sie rief nicht an. In der Stadt hielt er Umschau, ob er sie vielleicht zufällig träfe. Sie war verschwunden, als ob es sie nie gegeben hätte. Er wartete vergeblich. Er begann, sich Gedanken über sein bisheriges Leben zu machen. Da war seine Familie: seine Frau, seine beiden Kinder. Er hatte sich immer eine Frau gewünscht, die ihm eine Partnerin wäre, ein selbständiger Mensch, mit dem man sich auf gleicher Ebene treffen könnte. Bald hatte er gemerkt, wie sehr er sich in ihr getäuscht hatte. Was er für Selbstbewußtsein und Eigenständigkeit gehalten hatte, war Geltungsbedürfnis und Eigensinn. Sie war ständig gereizt und machte sich bei allen möglichen Gelegenheiten durch Nörgeleien Luft, die sich zu heftigen Zornesausbrüchen steigern konnten. Er hatte gelernt, solche Anlässe zu vermeiden. Dazu kam, daß er sie maßlos enttäuscht hatte, denn er hatte keine weitere Karriere gemacht. Noch immer war er ein unbedeutender außerplanmäßiger Professor, ohne große Zukunft, ohne große Einnahmen, ohne

großen Einfluß. Die Wahrscheinlichkeit war gering, daß sich daran noch etwas ändern würde.

Im Grunde war sie genauso einsam wie er. Er wußte das und hatte manchmal versucht, mit ihr ins Gespräch zu kommen. Aber er war ohnehin nicht sonderlich geschickt darin, es fiel ihm schwer, einen wirklichen Kontakt herzustellen. So mißlang alles, was doch gut gemeint war. Jeder zog sich in sein Schneckenhaus zurück; jeder lebte ein eigenes Leben. Sie neidete ihm seinen Beruf, der es ihm erlaubte, sich abzulenken und sich ein Ersatzleben aufzubauen. Sie suchte sich ihren Ersatz im Haus und im Garten. Aber sie war nicht zufrieden, obwohl er immer wieder vorgeschlagen hatte, ihren Beruf wiederaufzunehmen. Er vergrub sich mehr und mehr in seinen Beruf, um Schwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Das reizte sie noch weiter, und mit ihrer Gereiztheit trieb sie ihn um so mehr aus dem Haus – es war ein endloser Kreis von Ursache und Wirkung. Wie gut, daß es die Kinder gab. Das war natürlich egoistisch gedacht. Für die Kinder war diese Atmosphäre nicht gut. Sie begannen, sich über ihre Mutter lustig zu machen. Sie verlor nach und nach an Autorität und Einfluß. Das trug nicht zur Hebung ihres Selbstbewußtseins und ihrer Laune bei. Wagner seufzte. So war die Lage, als er Sabine kennenlernte. Er fand bei ihr die Eigenschaften, die er sich für seine Frau gewünscht hätte. Und so kam alles, wie es kommen mußte. Es lag doch Logik in dieser Entwicklung. Seine Freundschaft – oder wie man es nennen wollte – mit Sabine machte ihn ruhiger, ausgeglichener, gelassener, auch zu Hause. Es gab einen Punkt, an dem er seine Gedanken ausruhen lassen konnte. Der Übergang von Interesse zu Freundschaft – oder mehr – vollzog sich ganz langsam, selbst für ihn unmerklich. Er seufzte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sie war feucht von Schweiß, irgendwo hinter den Augen bohrte quälend der Kopfschmerz, er fühlte sich krank. Es ist wieder einmal zu heiß, dachte er, sprang auf und riß beide Fenster auf. Der Straßenlärm quoll herein, fiel über ihn her, erfüllte das Zimmer. Kinder kreischten im Spiel, Autos hupten, bremsten, fuhren an, aus einem Radio irgendwo

gegenüber, viel zu laut eingestellt, gellten Fetzen eines Schlagers: »So wird es nie wieder sein ...« Er sah auf die Uhr. Halb fünf vorbei, 16.38 Uhr, Hauptverkehrszeit.

Diese Kopfschmerzen. Früher hatte er so etwas nie gekannt. Sie wurden jedesmal, so glaubte er, ein wenig schlimmer, jedesmal war ein kürzeres Intervall ohne Schmerz.

Wagner schlug die Fenster wieder zu. Es wurde ruhiger. Er suchte seinen Schlüsselbund, fand ihn, suchte hastig einen bestimmten kleinen Schlüssel, schloß ein Fach seines Schreibtisches auf, schraubte die kleine Flasche auf, trank gierig. Dahinten lag der Brief, der einzige, den er aufgehoben hatte. Nein, er würde ihn nicht lesen, vielleicht nie mehr. Er schob ein Pfefferminzdragee in den Mund; seit damals lutschte er immer wieder Pfefferminz, weil er seit damals diese kleine Flasche im Schreibtisch hatte.

Er schloß sorgfältig wieder ab. Wenn man die Kraft zum Durchhalten nicht mehr aus sich selbst nehmen kann, dann muß man sich eben anders zu helfen wissen. Eine Flasche, eine Schachtel Tabletten, auch sie konnten treue Freunde sein. Treue Freunde, die nie tadelten, nie widersprachen, nie mahnten. Die kritiklos halfen. Die Ruhe brachten, Entspannung, Schlaf. Aber jetzt mußte er sich zusammennehmen und arbeiten – wozu eigentlich? Vielleicht gab es trotz allem noch eine Chance? Und wenn Hoffnung und Zuversicht aus der Flasche stammten – nun, dann mußte er eben trinken. Hauptsache, es half. Was ist denn schon gut und richtig? Ganz sicher ist es nicht gut, über der Vergangenheit die Gegenwart zu vernachlässigen ... ”

30.5. Allmählich muß ich mir überlegen, ob er der Mörder ist. Bisher hat er noch keinen Grund dazu, aber das kann sich ja noch ändern.

Mir fällt noch einmal der Tod meiner Mutter ein. Ich hatte mich von ihr losgesagt – vier Wochen später starb sie, allerdings an einer Erkrankung. Ich hatte enorme Schuldgefühle – so etwas ist Schuld und Nicht-Schuld gleichzeitig. Das habe ich jetzt verstanden. Auf alle Fälle ist Wagner deshalb schuldig, weil er Sabine irgendwie in sein Leben einbezogen hat, aber das hätte er nicht ohne ihre Zustimmung tun können. Was ist denn Schuld? Mir fällt ein weiteres Erlebnis ein, das ich als Kind hatte. Ein entfernter Onkel hatte sich an mir vergriffen, als ich etwa zehn Jahre alt war. Als es herauskam, weil er das noch mit anderen Mädchen gemacht hatte, hat er sich und seine Frau umgebracht. Meine Mutter hat mich danach behandelt, als ob ich an allem schuld wäre. So fühlte ich mich doppelt schuldig: nämlich am Tod von zwei Menschen – und weil ich so minderwertig war. Seitdem hatte ich Angst vor körperlicher Berührung und sehnte mich gleichzeitig danach, in den Arm genommen zu werden. Aber ich war doch schuldig – und außerdem war ich schlecht –, durfte ich da Wünsche haben?

Schuldgefühle können auch zu einem Schutzschild werden. Lange Zeit hatte ich das Gefühl, daß, wer mich liebt, sich selbst durch diese Tatsache entwertet. Und damit wurde jede Liebe wiederum eine Schuld. So verliefen alle meine Freundschaften und Begegnungen nach einem bestimmten Muster: Am Anfang war zuerst einmal die Freude da und der Wunsch nach Freundschaft und Nähe. In dieser Zeit war es schön und ich hatte das Gefühl, daß die Welt in Ordnung war. Ich war glücklich. Aber da ich nicht wirklich liebesfähig war, kam nach einer Zeit wieder das Gefühl der Abwertung. Ich und der andere Mensch, beide waren wir schuldig, wertlos, wie dieser Onkel damals und wie ich damals. Der Kontakt mit mir wertet gleichzeitig den anderen Menschen ab, der ihn wagt. Das Gefühl, minderwertig zu sein, hat sicher tief und nachdrücklich gewirkt bis noch vor wenigen Jahren. Ich hätte es so gerne geändert, konnte das aber ohne Hilfe nicht und war in meinen Bemühungen ohnmächtig.

Wie gerne würde ich auf solche Erfahrungen verzichten, wie gerne hätte ich das alles nicht erlebt! Ich versuchte schon als Kind, einen Sinn im Leben und vielleicht auch im Lernen zu finden. Damals sagte ich mir, es sei gut, daß dieser Onkel tot

sei, dann könne er keine anderen Mädchen mehr belästigen. Auch da fühlte ich mich schuldig, da er ja mein Onkel war. Meine Klassenkameradin erzählte mir, daß er sie auch angefaßt hätte. Ihre Mutter hätte ihr zu verstehen gegeben, daß sich Mädchen in ihrem Alter gerne wichtig machen und Sachen erzählen, von denen sie nichts verstehen. Sie solle nicht solch dummes Zeug daherreden. Auch nach seinem Tod wurde über die ganze Affäre nicht mehr gesprochen, obwohl meine Klassenkameradin eigentlich darauf wartete, daß ihre Mutter ihr nachträglich recht gab. Sie wurde wenigstens nicht so abgewertet wie ich. Aber verstanden wurde sie auch nicht.

Damals habe ich sehr um die Tante geweint. Ich mochte sie gerne, sie war immer lieb zu mir gewesen. Ich wußte schon damals, daß ich eigentlich nicht schuld war – und trotzdem war da dieses Gefühl von Schuld und Wertlosigkeit.

Irgendwie habe ich mich wohl aus diesem »schmutzigen« Körper zurückgezogen, um nicht Teil an seiner Schuld zu haben. Irgendwann muß ich wohl ausgestiegen sein. Starke Reize wie Schmerzen oder Fieber holten mich auf kurze Momente zu mir zurück. So wie ich jetzt auch die Kopfschmerzen oder die brennenden Lippen mit den Bläschen als Teil von mir empfinde. Glaube ich vielleicht, daß ich durch eine schwere Krankheit geheilt werden kann? Sicherlich klingt dies paradox. Mir fällt aber auf, daß ich in der Situation der Pubertätsschwelle ebenfalls lebensgefährlich erkrankt war. Einmal hatte mich der Arzt bei einer schweren Nierenkrankheit bereits aufgegeben. Warum war dies so? Wollte ich mit meiner Schuld nicht erwachsen werden, nicht reif, nicht noch schuldiger? Oder was steckte dahinter? Die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit dem Älterwerden scheint jetzt das gleiche zu bewirken – die alten Konflikte werden wieder lebendig, die alten Schwierigkeiten kommen mir wieder deutlich in Erinnerung. Jedes Gericht würde mich freisprechen, ich mich aber offenbar nicht. Solange allerdings die Ansichten und Urteile meiner Mutter den Vorsitz führen, habe ich wenig Chancen. Einen Augenblick lang denke ich, daß es

nicht schlimmer sein kann, tot zu sein. Da habe ich also, bevor es mir so deutlich klar wurde, Wagner bereits Teile meiner Gefühle leben lassen.

Es ist schon merkwürdig, irgendwie läuft dieser Krimi sehr parallel zu meinem Erleben und Befinden und er drückt, obwohl er doch eigentlich unabhängig von meinem eigenen Erleben geplant war, nämlich als Ablenkung, immer wieder aus, wie es mir gerade geht oder welche Konflikte oder Gedanken in mir aufsteigen. Er war gedacht als Möglichkeit meines Verstandes, mich abzulenken und mich vor Langeweile zu schützen. Nun hat er offenbar eine eigene Funktion übernommen. Ich fühle mich als Opfer – und werde in meinem Krimi mit der Schwierigkeit konfrontiert, zu unterscheiden, wer Mörder und wer Opfer ist. Das ist unerwartet schwierig.

Das reicht jetzt für einen fiebrigen Tag. Morgen muß ich zu einigen Kontrollen, hoffentlich sind sie dieses Mal besser, vielleicht sogar schon normal. Ich möchte eigentlich nicht mehr krank sein.

Alles hat sich gebessert, meine Stimmung ist jedoch immer noch schlecht, ich habe auch immer noch Fieber, Kopfschmerzen und Bläschen an der Lippe. *3.6.*

Ich habe Mitleid mit mir selbst. Ich trauere um alles, was ich verpaßt habe, was ich verloren habe. Vieles von dem, was ich in meinem Leben getan habe, war nur Rechtfertigung. Ich wollte zeigen, daß ich nicht so untauglich und wertlos bin, wie ich nach außen hin scheine.

Wie verkrustet, wie starr, wie weit weg von mir bin ich doch noch immer! Wenigstens merke ich es jetzt und wenigstens halte ich mich nicht mehr für glücklich. Wenigstens glaube ich jetzt nicht mehr, ein ganz erfülltes Leben hinter mir zu haben. Ich dachte immer, ich hätte alles gehabt. Ich hatte es aber nur so wirklich wie ein Film, der abläuft. Ich habe vieles getan

und blieb trotzdem in der Zuschauerrolle. Da waren meine Familie, meine Kinder, mein Beruf, da waren Kontakte hier und da. Erst in den letzten Jahren lebe ich so, wie ich mir das wünsche. Früher, als Kind, da habe ich auch gelebt. Ich kann mich ganz deutlich an das Bild der nackten Füßchen erinnern, an ein blaukariertes Röckchen, daran, dem Vater entgegen zu rennen, wenn er von der Arbeit heimkommt, ich kann mich an meinen großen weichen Stoffwolf erinnern, auf dem ich sitzen konnte und der mein Schutz war. Ich kenne noch gut das Gefühl, frisch gebadet zu sein und rundherum sauber und warm im Bett zu liegen, damals war ich etwa vier bis fünf Jahre alt. Dann gab es, etwa in der Zeit vor Schulbeginn, eine Zeit, in der ich mich wohl verloren habe. Ich hatte nachts Angst, weil ich nicht wußte, wie groß oder wie klein ich war, wie nah oder wie fern ich mir selbst war: ein entsetzliches Gefühl von Unwirklichkeit und Entgleiten. Sicher spielten die Ängste der Kriegszeit und der Bombenangriffe eine Rolle. Vieles davon kam aber auch aus mir selbst. Jetzt erst beginne ich zu spüren, wo ich stehe und wie ich mich fühle und vielleicht komme ich wieder zu mir zurück – oder nur teilweise? Das ist sicher unterschiedlich. Manchmal funktioniere ich nur und spreche die altvertrauten und wirklichen Worte, fühle aber nicht das, was ich sage. Ich weiß aber gleichzeitig, daß ich nicht lüge. Ich will nicht immer erklären müssen, daß ich mich gerade einmal wieder verloren habe und nicht wirklich fühle, was ich sage. Es stimmt ja alles – und trotzdem stimmt es gleichzeitig in diesem Augenblick nicht. Natürlich weiß mein Verstand um das Irrationale und Irreale dabei. Aber scheinbar wirkt es noch nach.

Vielleicht habe ich mich vor mir selbst unglaubwürdig gemacht, als ich nicht haßte, wo ich hätte hassen müssen: dieser Onkel und meine Mutter, sie haben mich ja wirklich schlecht behandelt. Aber ich hatte immer das Gefühl, wenn ich hasse, kann das tödlich sein. Und es war ja auch so: plötzlich war der Onkel tot, die Tante auch, und später war plötzlich meine Mutter tot. Wie sollte ich hassen können, wie sollte ich wirklich aggressiv sein können, wie sollte ich mich wehren können, mich erwachsen verhalten, mich nicht in die Ecke treiben lassen, wenn ich erlebt habe, daß solche Gefühle für andere tödlich werden können? Darum habe ich mich also neulich in die Enge treiben lassen, durch das Telefongespräch mit dem rücksichtslosen und aufgeblasenen Kollegen – und unzählige Male vorher. Vielleicht ist es so, daß ich mir lieber selbst Schaden zufüge, etwa durch die Krankheit, statt Gefährliches zu tun? Denn diese Krankheit hat etwas ausgesprochen Zerstörerisches und Aggressives. Wie kann ich das ändern? Die Tante habe ich nie gehaßt, die hat sicherlich nicht mein Haß umgebracht. Andere Menschen, denen mein Haß nicht geschadet hat, leben noch heute. Ich muß mich also von der Vorstellung lösen, daß ich mir selbst schaden muß, um nicht für andere schädlich zu werden. Meinem Verstand ist das Irrationale daran völlig deutlich. Ich weiß, daß das ganz merkwürdig klingen kann, daß dieser Schritt zwischen früherem Erleben und meinem Verhalten vielleicht noch verständlich ist, es ist jedoch noch nicht klar, wie es zu einer solchen schweren Erkrankung hat kommen können. Aber symbolisch gesehen wird es doch verständlich: Mir fehlt ja die Abwehr gegen diese Virusinfektion, und in der Realität der Außenkontakte fehlt mir diese Abwehr häufig ebenfalls. Natürlich merkt mir das niemand an, weil mein Verstand regulierend eingreift. Ich verhalte mich schon so, daß ich nicht auffällig zurückgezogen oder aggressionsgehemmt wirke. Meine innere Wirklichkeit ist aber anders, da gibt es die Angst vor der Auseinandersetzung. Und ich kenne viele Tricks, die ich anwende, um mich Auseinandersetzungen zu entziehen. Sie werden allerdings von meiner Umwelt nicht als Tricks erkannt. Ich bin geschickt, denn das habe ich gelernt, daß ich nach außen hin gut funktioniere. Und innerlich lasse ich mich immer wieder erschrecken, falle auf andere rein, weil meine Vorerlebnisse mir Schwierigkeiten machen. Bewußt denke ich überhaupt nicht daran, mir selbst zu schaden, erst recht denke ich nicht an Selbstmord. Früher habe ich manchmal daran gedacht. Das ist aber schon lange her, dazwischen lag meine Psychotherapie. Es gab viele Änderungen – aber es gab auch

einige entscheidende Punkte, an denen sich nichts geändert hat. Woran das liegt, kann ich nicht sagen, darauf kommt es auch nicht an. Jetzt, an dieser Stelle, an der ich endlich die Zusammenhänge durchschaue, möchte ich nämlich handeln, planen, leben, lebendig sein. Ich selbst benutze unbewußt meine Vorgeschichte noch dazu, mir selbst das Lebensgefühl zu verderben. Natürlich war es so, daß meine Mutter ihrerseits ein sehr schlechtes Selbstwertgefühl hatte. Mit mir mußte sie sich ja beweisen, daß sie als Frau etwas wert ist. Wie ich heute sehe, war sie selbst nicht liebes- und beziehungsfähig. Andererseits hätte sie es sicher nicht ertragen, wenn ich mehr wert gewesen wäre als sie, also klüger, begabter, lebenstüchtiger. Ich durfte nicht mehr als sie sein, denn das hätte sie selbst als zusätzliche Entwertung, als Kränkung empfunden.

Ich war ein sehr lebendiges, intelligentes und begabtes Kind mit einer guten Fähigkeit, das Glück am Leben erleben zu können. Ich kann mich an glückliche Stunden erinnern: bei schönen Steinen oder Blumen, die ich gefunden hatte, wenn ich in den Himmel sah und den Wolken mit der Phantasie folgte, wenn die Bienen im Obstbaum summten, unter dem ich lag, wenn ich in den Bergen war, wenn ich mit Tieren zu tun hatte, besonders mit kleinen, weichen Tieren. Ich erinnere mich an das Glück und die Zufriedenheit, selbst Lesen gelernt zu haben oder an die Freude, ein neues Lied zu können. Das rasche Dahingleiten auf dem Schlitten im Winter war für mich ebenso beglückend, wie die ersten Blumen im Frühling. Ich hätte ein schönes und erfülltes Leben haben können, das ich an meine Kinder hätte weitergeben können. Ich könnte – aber ich konnte es nicht.

Aber wie soll ich etwas ändern können, ich bin krank, handlungsunfähig, ich liege im Bett und bin der Krankheit ausgeliefert. Was kann ich da noch retten?

Manchmal kann ich meine Gefühle besser in einem Gedicht ausdrücken, das will ich jetzt versuchen.

Arme erde.
Einsam
rollst du den abhang
der unendlichkeit
dem unendlichen zu.

Ich bin ein stern,
Einsam
starr ohne mitleid
im kalten licht –
zieh deine bahn.

Ich bin ein mensch.
Einsam
das herz voller wünsche –
unaufhaltsam mein weg
dem leeren zu.

Aber denken kann ich offenbar noch und mich ausdrücken. Mein Gehirn funktioniert noch. Mein Krimi muß ja auch weitergehen. Dort stagniert im Augenblick alles.

4.6.

“Professor Seibel saß zu dieser Zeit ebenfalls vor seinem Schreibtisch. Er sprang immer wieder auf und rannte durch das Zimmer, vom Schreibtisch zur Tür, von der Tür zum Fenster, vom Fenster zum Schreibtisch. Trotz seiner geringen Körpergröße wirkte er nicht lächerlich, sondern eher straff und autoritär. Er legte Wert auf seine äußere Erscheinung. Das war eine seiner beiden Schwächen. Die andere war seine ausgeprägte Ordnungsliebe, die er sogar zum Hobby gemacht hatte. In dem großen Regal hinter seinem Schreibtisch standen bunte Kästen mit Puzzlespielen. Es bereitete ihm Befriedigung, scheinbar sinnlose Teile zu einem geordneten Ganzen zusammenzufügen. Er pflegte sich damit zu entspannen, wenn er sich ablenken wollte, und zu beruhigen, wenn er aufgeregt war. Diese kleine Schwäche machte ihn nicht etwa liebenswerter, wie man es eigentlich hätte erwarten können.

Er selbst pflegte sie zu belächeln, aber seine Augen blieben eiskalt und wachsam dabei. Er lächelte viel, verbindlich, interessiert, ironisch, höflich, freundlich, wie es eben der jeweiligen Situation entsprach. Aber das Lächeln erreichte seine Augen nie.

An diesem Nachmittag aber war er wütend. Er sprang wie ein Gummiball auf und lief wiederum vom Schreibtisch zur Tür, zum Fenster, zurück zum Schreibtisch. Das war ihm noch nie passiert! Diese Unordnung, diese überzähligen, unregistrierten Präparate. Und das an seinem untadelig geführten Institut! Nicht zu fassen! Er hatte heute Nachmittag nach und nach alle Doktoranden zu sich kommen lassen. Keiner wußte irgend etwas. Alle waren ahnungslos wie die neugeborenen Engel. Dann hatte er die Assistenten zu sich gebeten. Mit demselben Ergebnis. Natürlich hatte niemand in irgendeinem Labor etwas Ungewöhnliches bemerkt, keinem war das Verschwinden einer Leiche aufgefallen. Das heißt – es fehlte ja auch keine Leiche. Es war alles da, alles war korrekt präpariert worden. Woher kam also diese Unkorrektheit? Es war alles in Ordnung. In Ordnung, lächerlich!

Diese Becker allerdings, das war sonderbar. Zuerst war sie nirgends zu finden. Dann tauchte sie auf. Im Keller war sie gewesen. Im Keller! Und was hatte sie da getan, bitte? Sich die Präparate angesehen! Wozu das? War sie wirklich im Keller gewesen? Oder wollte sie nicht ausgefragt werden? Die einzige, die nicht aufzufinden war, ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt! Ein höchst sonderbares Verhalten. Und keiner wußte etwas, niemand. Irgendwer machte sich da über ihn lustig, schließlich mußte es ja jemand aus dem Institut gewesen sein. Alle wußten, wieviel Wert er auf Ordnung legte. Irgendwer hatte ihm diesen Streich gespielt. Man machte sich lustig über ihn! Nicht zu fassen! Er würde es ihnen zeigen. Und diese Becker steckte irgendwo mit drin, das war klar, ganz sicher.

Er sprang auf. Pendelte vom Schreibtisch zur Tür, zum Fenster, zurück zum Schreibtisch. Es kam selten vor, daß er die Beherrschung verlor. Er hatte sich sonst immer eisern in der Hand. Er wußte, wie leicht ein Mensch von kleinem Wuchs

lächerlich wirken konnte, wenn er wütend war. Aber jetzt war er wütend, verdammt noch mal, und es konnte ihm ja niemand zusehen. Er würde es ihnen zeigen, daß man mit ihm nicht so umspringen konnte. Dieser Gedanke beruhigte ihn ein wenig. Offensichtlich hatte ihm jemand einen Streich spielen wollen. Darauf kann man ja unterschiedlich reagieren: Man kann z. B. die Sache unter den Tisch fallen lassen. Aber es ging ja um mehr: um Ordnung und um Kollegialität und gute Zusammenarbeit in seinem Institut. Man mußte dieses Individuum, das ja dieses alles störte, ausfindig machen und es rausschmeißen. Wie aber sollte er das anfangen? Natürlich würde der – oder die – Betreffende nichts zugeben. Halt, hatte er wirklich jeden gefragt? Natürlich nicht. Aber Kollege Wagner wußte ja sicher von nichts. Dieser Mensch sah nicht weiter als bis zu seiner Nasenspitze. Hätte er sonst versucht, den Umbau zu verhindern? Da sah man ja seine ganze geistige Kapazität. Sich eine solche Sache auszudenken, dafür war er zu schwerfällig. Seibel hielt nicht allzuviel von Wagner. Möglicherweise spielte dabei auch das unangenehme Gefühl eine Rolle, das er immer wieder hatte, weil er zu ihm aufsehen mußte. Wo blieb da die eigene Überlegenheit? Nun, sie lag eben auf geistigem Gebiet, aber das ist nicht so augenfällig wie dieser körperliche Größenunterschied.

Wie kam er aber nun in dieser Sache weiter? Zuerst konnte er ja das übrige Personal befragen, die Putzfrauen beispielsweise, die sehen ja manches, was sie nicht unbedingt sehen sollten. Aber das würde er auf morgen verschieben müssen, es war schon spät geworden. Langsam wurde er ruhiger. Natürlich würde er die Angelegenheit klären. Aber derjenige, der ihm diesen Streich gespielt hatte – der würde noch lange daran denken.

Es tut gut, wenigstens im Krimi Aggressivität zu üben. Dieser Seibel steckt auch ziemlich in der Patsche. Er weiß genau, was er klären möchte, hat aber keine Anhaltspunkte.

So ähnlich geht es mir auch. Ich weiß, was ich verändern möchte, aber ich weiß nicht, wie. Ich möchte mich wieder ganz fühlen, wie ich das als Kind tat. Ich denke, das ist ein wichtiger Punkt im Kampf gegen meine Krankheit. Ich kann meine Krankheit nur abwehren, wenn ich mit mir selbst im Reinen bin. Ich brauche alle meine Kräfte dafür, aber sie stehen mir nicht zur Verfügung, solange ich mich nicht selbst habe. Ein Teufelskreis?

Sicher liegt es teilweise an meiner frühen Erfahrung: Der Körper eines Mädchens ist nichts wert, sie ist ja »nur ein Mädchen«; und verstärkt wird das durch den Mißbrauch dieses Körpers. Etwas Wertloseres gibt es fast nicht. Das mußte ja zu seiner Entfremdung und Abspaltung führen, denn wollte ich mit einem so wertlosen Körper leben? Zumal ich für das Leiden durch diesen Körper zusätzlich von der Mutter bestraft und abgewertet wurde. Alle Wut und alle Trauer darüber habe ich wasserdicht verpackt. Anders ausgedrückt, mein Körper war mir fremd geworden. Mit der Selbstablehnung und Selbstverachtung kann die Selbstvernichtung vorprogrammiert sein. Auf dieser Ebene verstehe ich auch meine manchmal auftretenden Ängste vor Krebs. Dahinter stehen ja immer selbstzerstörerische Phantasien und ein ausgeprägtes Mißtrauen gegenüber dem als wertlos und feindlich erlebten und gefühlsmäßig abgespaltenen Körper. Nun hat dieser Körper einige Jahrzehnte tapfer durchgehalten, er ist halbwegs gesund geblieben trotz aller Mißhandlungen, die ich ihm – nach meiner Mutter und diesem Onkel – weiter zugefügt habe. Weder die anderen noch ich haben es geschafft, mich ganz zu zerstören. Und diesen Körper, der doch durchgehalten hat, den habe ich gefühlsmäßig weggeschickt, abgespalten, weiter mißhandelt, indem ich ihn nicht geachtet und mit zerstörenden Fantasien bedacht habe. Aber er hat mich noch nicht verlassen, er hat weiter funktioniert, mich getragen und mich am Leben gehalten. Er hat mich zwar schon mehrfach durch Krankheiten gewarnt, aber er ist mir trotzdem erhalten geblieben. Jetzt habe ich das Gefühl, er hat immer um mich oder für mich gekämpft. Das ist eine überwältigende und

eigentlich doch so selbstverständliche Erkenntnis. Er hat mich gewarnt und über mich gewacht. Ich lebe nämlich noch. Und ich sollte endlich anfangen, diesen Teil von mir anzunehmen und ihn endlich zu lieben. Aber das geht noch nicht ganz. Irgendwie brauche ich noch Zeit – wenn mein Körper solange durchgehalten hat, wird er mir noch ein wenig Zeit lassen. Und nun möchte ich, obwohl alles schon so lange dauert, endlich Geduld haben können, damit er sich erholen kann, von allen Mißhandlungen, von allem Mißtrauen, von allen Krankheiten. Ich möchte jetzt alle Zeit der Welt für ihn haben. Jetzt weiß ich, daß er das verdient hat. Ich möchte mich jetzt seinen Notwendigkeiten fügen. Ich will Geduld haben, zuerst müssen »wir beide« gesund werden, um dann wieder eins zu sein. Ich spreche so von meinem Körper, als ob er nicht zu mir gehörte. Wenn ich wieder »ich« sagen kann und damit auch meine Körperlichkeit meine, dann bin ich gesund. Es ist wichtig, ganz zu werden. Vielleicht kann ich es noch einmal in einem Gedicht sagen?

Die zeit
schleicht mit samtenen schuhen
im weltraum –

Ein viereck
mit einer unendlich verlängerten diagonale –
mein leben

Ist deines ein kreis
eine vollmondscheibe mit einer tangente –
das ist alles –

Mehr
als geschlossene – unendliche – endlichkeit
gibt es nicht.

Zwar ein geometrisches Bild, das menschenfern wirkt, aber es sagt doch aus, was ich meine. Nun möchte ich erst einmal bei mir bleiben.

10.6. Bruchteile eines Traumes von heute nacht:

Ich war als freiwillige Hilfskraft in einem Krankenhaus. Es war dringend nötig, dort alles aufzuräumen. Mit einer Art großem, mehrbödigem Servierwagen gingen wir von Zimmer zu Zimmer. Alte Seifenreste in großen Mengen, überzählige Lappen, Teesiebe, Geschirr aller Art, Bestecke – alles, was zuviel war oder dort nicht hingehörte, kam auf den Servierwagen. Natürlich mußten auch Abfälle weggeräumt werden. Alles sollte in Ordnung gebracht werden. Danach kam die Putzkolonne, es war nötig, sich zu beeilen, damit diese weitermachen konnte.

Der Traum zeigt meine jetzige Situation sehr deutlich auf: Es wird höchste Zeit, alles aufzuräumen und alles Überflüssige zu beseitigen. Anschließend muß dann noch geputzt werden. Aber ich spüre wieder den Zeitdruck, unter dem ich stehe.

Ordnung gemacht werden müßte auch in meinem Krimi. Das hatte sich Seibel ja vorgenommen. Beate hat allerdings das gleiche vor.

Beate und Mic gingen am Flußufer entlang. Der Abend hielt, was der Tag versprochen hatte: Es war mild, und es roch nach Veilchen und Hyazinthen aus den Vorgärten. Über dem Fluß lag ein ganz zarter Nebel. Hinter den Dächern der Häuser am anderen Ufer ging orangerot der Mond auf, fast schon ein Vollmond. Vielleicht würde ein schöner Sommer folgen, vielleicht war dies aber auch der einzige schöne Abend in diesem Jahr – wer weiß das? Es wird viel versprochen, auch vom Frühling, und manches gebrochene Versprechen kann man nicht einklagen.

Beate und Mic setzten sich auf eine Bank. »Wie bist du eigentlich mit der Sache im Institut weitergekommen? Hast du schon irgendeine Idee?«

»Das hat doch alles keinen Sinn. Wem nutzt das schon, wenn ich versuche, da noch etwas herauszubekommen?«

»Jetzt verstehe ich dich nicht mehr. Erst warst du neugierig, und jetzt, plötzlich, hat alles keinen Sinn mehr. Also, was ist los?«

»Heute mittag war ich im Keller. Ich habe mir die Präparate noch einmal genau angesehen und mir einige auffällige Dinge aufgeschrieben.«

»Hast du den Zettel mit?«

»Ich habe ihn zerknüllt.«

Mic zog heftig an seiner Zigarette. »So ein Unsinn«, sagte er ärgerlich. »Wo ist der Zettel?«

Sie zog einen zerknüllten Papierball aus ihrer Tasche. »Wenn du ihn unbedingt willst, hier ist er, aber das ist doch alles Quatsch und führt zu nichts.«

»Und das soll ich hier im Dunkeln lesen? Was steht denn auf deinem Zettel drauf?«

Sie gab ihm ihre Beschreibung.

»Das müßte doch nicht allzu schwierig sein«, sagte er. »Paß auf, das bringen wir raus. Ich gehe morgen zur Polizei und sehe mir die Vermißtenanzeigen der letzten drei Jahre an.«

»Langsam, langsam«, sagte sie, »woher willst du denn wissen, ob dieses Mädchen oder diese junge Frau hier gewohnt hat?«

»Wir müssen es einfach als Arbeitshypothese annehmen, von irgend etwas müssen wir ja ausgehen. Dieses Mädchen muß in irgendeinem Verhältnis zu irgendeiner Person an eurem Institut gestanden haben. Wahrscheinlich in einem sehr persönlichen Verhältnis.«

»Mir kommt etwas an dieser Beschreibung bekannt vor. Aber ich kann es noch nicht genau sagen.«

»Das mußt du dir unbedingt durch den Kopf gehen lassen. Vielleicht hast du sie ja sogar gekannt. Zu dumm, daß diese Präparate so entstellt sind.«

»Gut, ich will versuchen, was ich kann. Glaubst du, daß wir etwas erreichen?«

»Wir brauchen eben Zeit. Unter Zeitdruck zu arbeiten ist viel schwieriger, allerdings treibt uns das auch an.«

Schweigend sahen sie zu, wie der Mond hoch hinaufstieg, er sah nun klein und blaß aus. Vom Fluß her kam feuchte kalte Luft. ❞

14.6. *Heute nacht habe ich wieder geträumt:*

Ich war mit meinen Eltern an einen Ort gefahren, wo ich studieren oder eine Ausbildung machen sollte. Mein Vater saß im Rollstuhl, er war aber sonst in Ordnung, meine Mutter war eine völlig fremde, sympathische Frau, die sich freundlich um meinen Vater bemühte und sehr hilfreich war. Im Traum machte ich mir keine Gedanken darüber, es verwunderte mich auch nicht. Wir hatten drei Zimmer in einem Hotel oder Wohnheim für eine Nacht gemietet. Diese Zimmer gingen ineinander über, zuerst kam mein Zimmer, dann das meines Vaters, dann das meiner Mutter. Ich dachte nach, daß es unpraktisch sei, wenn ich mir auf längere Zeit eines dieser Zimmer miete, denn dann müßten die Bewohner der nächsten beiden Zimmer durchgehen. Am nächsten Morgen erkundigte ich mich bei der Leitung nach den Preisen. Jedes Zimmer kostete 40 Mark im Monat. Ich beschloß, einfach alle drei Zimmer für mich zu mieten, weil das billig war. Meine Eltern waren über den Preis sehr erstaunt. Meine Mutter meinte, das müßte ein Irrtum sein. Mein Vater zweifelte aber nicht daran, er sagte, ich hätte mich ja genau erkundigt und die richtige Entscheidung getroffen. Beide waren einverstanden, und damit waren alle zufrieden. Ich hätte diese Zimmer aber auch sonst für mich gemietet.

Es war eigentlich ein ausführlicher Traum, der noch irgendwelche Ankunfts-, Essens- und Gesprächsszenen enthielt, an die ich mich aber nur undeutlich erinnere. Aber auch diese waren von Einvernehmen und Verständnis geprägt. Ich miete mir also im Traum kurzentschlossen soviel Raum, wie ich für meine Bequemlichkeit brauche. Die Zustimmung der Eltern, die nur einen Tag dabei waren, freut mich, sie ist aber keineswegs entscheidend für meinen Entschluß. Allerdings miete ich Zimmer in einem Haus, in dem ich nicht beliebig lange wohnen kann. Ein Hotel oder ein Studentenwohnheim bietet ja nur Aufenthalt für eine begrenzte Zeit. Also werde ich weitermachen, auch wenn ich nur begrenzte Zeit zur Verfügung habe, wie mir der Aufräum-Traum das ja ebenfalls signalisierte.

Die Ergebnisse der ärztlichen Untersuchung waren heute deutlich besser, ich habe sicher noch etwas Zeit, und ich möchte auch unbedingt weitermachen. Ich wollte, ich könnte das einfach so beschließen, aber ich muß warten, bis ich wieder neue Anstöße bekomme.

Eines habe ich deutlich gemerkt: Wenn ich mich zuviel mit äußeren Dingen beschäftige, gehe ich mir sofort wieder ein wenig verloren. Es ist mir fast unmöglich, im Augenblick etwas aktiv zu leisten und gleichzeitig bei mir zu sein. Jede Leistung entfremdet mich im Augenblick mir selbst, als ob das nicht zu mir gehörte, als ob sie mich mir entfremden könnte. Ich spüre eine Spaltung, wie einen Riß, und ich kann jeweils nur auf einer Seite sein oder, mit einem Bild ausgedrückt, auf einem Ufer eines trennenden Flusses. Das eine Ufer, die Leistung, ist für mich leicht erreichbar und gut zu bewohnen. Das kann ich, da fühle ich mich sicher. Das andere Ufer, die Beziehung zu mir selbst, mein Gefühl für mich, ist davon völlig getrennt. Es ist schwer erreichbar, und es ist schwierig, dort zu bleiben. Eigentlich sollte es Brücken über diesen Fluß geben, oder überhaupt sollte da keine Trennung sein. Aber jetzt ist es noch so, und ich bin froh darüber, daß ich es wenigstens bemerkt habe. Wie kann ich erreichen, beide Seiten nutzen zu können? Muß denn das Gefühl für mich und die Leistung ein Gegensatz sein oder unvereinbar bleiben? Die Leistungsfähigkeit regte mein Vater an, durch Erzählungen, Bücher, indem er mich neugierig machte. Er erklärte meine Neugier für richtig und machte manches geheimnisvoll, damit ich den Dingen auf die Spur gehen sollte. Diese Anre-

gungen sind es wohl, die bewirken, daß es mir jetzt leichtfällt, etwas zu leisten. Es ist für mich fast ein Spiel. Meine Mutter hingegen entfremdete mich mir selbst: Sie nahm mich in Besitz, bezeichnete das Körperliche als unwert, schmutzig, sündig, minderwertig, insbesondere weil es weiblich war. Vielleicht ist darum diese Seite des Flusses wohl so schwer zu erreichen. Und ein positives Gefühl für mich geht mir immer wieder verloren, weil dahinter ihre Mißbilligung steht. Mir fällt ein Erlebnis aus meiner ganz frühen Kindheit ein. Ich war noch sehr winzig, das weiß ich, weil ich damals noch Windeln trug. Ich sollte einen Mittagschlaf halten, mein Gitterbettchen stand neben einer Waschkommode. Ich kletterte auf die Waschkommode und konnte mich stehend ganz in dem eigentlich kleinen Spiegel sehen. Auch das zeigt, wie klein ich noch war. Ich befeuchtete meine Finger mit Spucke und drehte mir Löckchen. Plötzlich hörte ich meine Mutter. Mit Angst kletterte ich schnell in mein Bettchen zurück. Ich war noch nicht ganz unter der Decke, als sie hereinkam, mich ansah, an meinen Fingern roch und sagte: ›Du hast Schweinereien gemacht.‹ Mir war zwar damals nicht klar, was sie damit meinte, es war mir aber an ihrem Ton deutlich, daß ich ihrer Meinung nach angeblich etwas Verbotenes getan hatte. Hinzu kam, daß ich mich wohl mit der Spucke ziemlich durchnäßt hatte.
Ich wurde dafür sehr geschlagen. Verstanden habe ich es damals nicht, denn andererseits putzte sie selbst mich immer heraus, sie band mir Schleifchen ins Haar, hing mir Ketten um und zog mir schöne Kleidchen an, die ich nicht schmutzig machen durfte. Sie förderte systematisch meinen Wunsch, bewundert werden zu wollen. Und nun strafte sie mich dafür, daß ich in ihrem Sinne gehandelt hatte, wie ich meinte. Sie förderte also meine Eitelkeit, und wenn ich sie befriedigte, bestrafte sie mich – so verstand ich das damals. Sie vermittelte mir zwei widersprechende Botschaften, wie sonst auch sehr oft. Ich mußte niedlich sein, aber mein Körper war ekelerregend. Das ist für ein Kind sehr schwierig zu verstehen, ich spüre, daß es dann sehr verwirrt und verloren ist, denn es weiß im Grunde nicht, worum es geht.

Im Traum habe ich nun eine andere Mutter, eine sympathische, hilfreiche, wenngleich skeptische Frau. Ich kann die Zimmer beider Eltern mieten, also in Besitz nehmen. Es ist auch nicht schwierig, ich kann es mir leisten und sie billigen es. Aus der Veränderung meiner Mutter schließe ich, daß das Mütterliche in mir oder die Einstellung zur Weiblichkeit nicht mehr so ist, wie ich es von meiner Mutter übernommen hatte. Da hat sich etwas geändert. Im Traum stelle ich sie auch überhaupt nicht in Frage.
Allerdings ist es ziemlich einfach zu träumen. Beim Umsetzen werde ich rasch mutlos. Es scheint so, daß ich sogar dieses als Leistungsdruck sehe. Die Idee, ich müsse es doch schaffen, setzt mich irgendwie unter Druck und macht mich unfähig, weil in mir die unbeantwortbare Frage des »Wie« auftaucht.

Umsetzen müßte ich es auch im Beruf, unabhängig von der unerfreulichen Atmosphäre dort.
Vielleicht hilft mir mein Krimi dabei.

15.6.

„Was geschieht, wenn in einer Gemeinschaft, ganz gleich, welcher Art, ein unangenehmes Ereignis eintritt, dessen Urheber nur ein Mitglied eben jener Gemeinschaft sein kann? Mißtrauen taucht auf, jeder bespitzelt jeden, es bilden sich Gruppen, die diskutieren, das Ereignis wird wieder und wieder besprochen und schließlich gibt man irgend jemandem die Schuld an den Unannehmlichkeiten. Oft ist dieser Jemand ein Außenseiter, dem alles zuzutrauen ist. Das hängt wenig mit rationalen Gründen zusammen. Es ist vielmehr eine Sache des Gefühls, des Vorurteils, der Antipathie. Aber auch, wenn der vermeintlich Schuldige endlich gefunden zu sein scheint, erlischt das Mißtrauen noch keineswegs; unterschwellig liegt es immer noch auf der Lauer. Solange man keine Beweise hat, könnte es trotzdem noch jemand anderer gewesen sein. Vielleicht war es der Mensch, mit dem man gerade spricht? Vielleicht der, mit dem man zusammen-

arbeitet? Es entsteht in jedem Fall eine unerfreuliche und gereizte Atmosphäre, die ruhiges Denken und Arbeiten unmöglich macht.

Eine solche Stimmung herrschte am Tag nach Seibels Verhör im anatomischen Institut. Assistenten und Doktoranden standen überall in Gruppen herum, sie diskutierten und flüsterten. Meyer verkündete jedem, er habe sich das gleich gedacht, er habe das gleich gesagt; aber keiner fragte ihn, was eigentlich.

Am nächsten Nachmittag waren sich alle erstaunlicherweise – unter Vorbehalt – einig: Wem war so etwas zuzutrauen? Feldmann natürlich. Feldmann war ein Assistent am Institut, sehr lang und dünn, mit sehr langen, sehr dünnen Händen, die auf eine unangenehme Art beweglich waren. Diese Hände waren immer kalt, auch im Sommer, und mit einer merkwürdig harten und trockenen Haut überzogen, wie die Flanken einer Eidechse. Sein Kopf war schmal, sein Gesicht blaß mit tiefliegenden flinken Augen. Insgesamt erinnerte er an eine Schlange. Alle diese Eigenschaften machten ihn noch nicht zum Außenseiter, aber er hielt sich auf eine arrogante Art abseits, stets bis zum Hals zugeknöpft, er pflegte unmotiviert, mitten aus Gesprächen heraus, mitten im Satz sozusagen, sich herumzudrehen und zu gehen. Er hatte weder Freund noch Freundin.

Beate Becker hielt sich abseits. Sie hörte zu, registrierte Bemerkungen und Mutmaßungen, aber sie nahm an den Diskussionen nicht teil. Feldmann ließ sich nicht blicken. Er saß an seiner Arbeit am Mikrotom, stellte histologische Schnitte her, färbte, mikroskopierte und fotografierte.

Seibel fragte inzwischen die Raumpflegerinnen aus, die natürlich längst wußten, um was es ging. Meyer hatte nicht versäumt, sie genauestens sowohl über die Tatsachen als auch über seine eigenen Vermutungen zu unterrichten. So bekam also Seibel, vierfach gefärbt und verändert, Meyers Mutmaßungen zu hören, die er ja bereits im Original kannte. Dies trug nicht zur Verbesserung seiner Stimmung bei, es erboste ihn aufs äußerste. Die sensationshungrigen Frauen

ihrerseits waren enttäuscht, nicht mit weiteren Sensationen gefüttert, sondern mit ein paar knappen, scharfen Fragen abgespeist zu werden. Also war auch hier die Stimmung schlecht. So standen sie vor Seibels Tür.

»Dem sein Spitzeldienst sind wir noch lange nicht«, sagte die Wortführerin der vier Frauen.

»Soll er doch sehn, wer ihm was sagt«, schimpfte eine andere.

»Jawohl, das finde ich auch«, sagte die Kleinste, Schüchternste von ihnen zaghaft. »Ich habe ihm auch nichts von den Haaren gesagt. Ich hätte mich das sowieso nicht getraut, bei dem seiner Laune.«

»Der hat ja ausgesehen, als ob er uns was wollte«, fand die vierte. Dann fiel der Groschen.

»Von den Haaren? Von welchen Haaren?« fragten sie aufgeregt die kleine Zaghafte.

»Ich wollte davon doch überhaupt nicht reden.«

»Also, jetzt mach schon, los«, sagte die Resolute. »Von welchen Haaren redest du?«

»Ach, das ist schon lange her. Da waren mal Haare im Mülleimer.«

»Jetzt red doch, in welchem Mülleimer?«

»Ich habe mich schon sehr gewundert damals. Da gehe ich so über den Hof mit meinen Papierkörben und heb den Deckel hoch von dem einen Mülleimer, und wie ich so die Papierkörbe ausleeren will, da –«

»Du machst es vielleicht spannend«, stöhnte die Resolute.

»Ja also, da sehe ich doch eine ganze Menge braune Haare im Müll. Ganz viele braune Haare.«

»Und?«

»Und da wundere ich mich schon sehr. Sonst werfen die doch die Haare nicht einfach in den Müll. Und kein graues dabei, das kann ich euch sagen, alle ganz gleichmäßig braun. Lauter ziemlich kurze Haare. Und die Spitzen, die waren heller. Aber nicht gefärbt, nein, so wie von der Sonne oder vom Schwimmen.«

»Ich weiß nicht, was die hier mit den Haaren machen. Aber einfach so im Müll habe ich auch noch keine gesehen.«

»Das ist wirklich komisch«, sagte die Resolute.

»Ja, das habe ich auch gefunden. Also ihr glaubt nicht, wie ich da so mit meinen Papierkörben über den Hof gehe –«

»Ja ja, das haben wir schon gehört«, unterbrach die andere. »Sag lieber, wann war denn das?«

»Also das«, begann sie eingeschüchtert.

»Na los, überleg doch mal.«

Sie faßte plötzlich wieder Mut und nahm einen Anlauf. »Also im vorigen Jahr war's nicht und im Sommer war's auch nicht, weil ich nämlich die dicke braune Jacke anhatte. Wenn's wärmer ist, dann habe ich immer die dünne blaue Jacke an.«

»Also, wann war denn das?«

»Also, wenn ich die dicke braune Jacke anhatte, also dann war's im Winter oder höchstens im Frühling.«

»In welchem Frühling?« japste die Resolute erschöpft.

»Im Frühling vor – also nicht in diesem und auch nicht im letzten – also das ist jetzt zwei Jahre her oder länger.«

»Findet ihr nicht, daß wir das dem Professor sagen sollen?« fragte die Vierte.

Seibels Tür flog auf.

»Kann man denn keine Ruhe haben in diesem verfluchten Bau?« sagte er gefährlich ruhig. »Wenn ich die Damen gütigst bitten dürfte, irgendwo anders rumzustehen?«

»Gewiß doch, Herr Professor«, sagte die Wortführerin katzenfreundlich. »Ganz wie Sie wünschen. Kommt, wir sind hier nicht erwünscht.«

Betont langsam schoben sich die vier den Gang hinunter. Die Tür flog wieder zu.

»Der ist sauer«, stellte die Resolute fest. »Wie gut, daß wir nicht mehr mit ihm geredet haben.« Das Gefühl, mehr zu wissen, gab den vier Frauen eine gewisse Überlegenheit. Mit dieser schönen Empfindung gingen sie an ihre Arbeit, sie waren im Augenblick die einzigen im Hause, die wohlgelaunt und zufrieden waren. ”

“ Wagner saß in seinem Zimmer, vor sich neue Aufnahmen aus dem Elektronenmikroskop. Seine Bleistiftspitze glitt an Membranen entlang, er machte sich Notizen auf einem Zettel. Ein Aufnahme beschäftigte ihn besonders. Er legte den Stift hin und griff nach dem Telefon. Nichts. Er wählte eine andere Nummer. Wieder niemand. Wo waren sie nur? Er wählte wieder, irgendwann mußte sich ja irgendwer melden. *16. 6.*

Endlich wurde der Hörer abgenommen.

»Ja, hier Becker?«

»Guten Morgen, Frau Becker, was ist denn los? Ich versuche schon seit – na, seit einer Viertelstunde jemanden zu erreichen. Ich habe hier eine sehr interessante Aufnahme und hätte gerne gewußt, ob man von dem Objekt Serienaufnahmen gemacht hat. Aber wie kommen denn Sie an das Telefon?«

»Ich bin zufällig hier vorbeigegangen und hörte das Telefon klingeln. Im Augenblick ist hier niemand, aber ich will es gerne ausrichten.«

»Wo sind denn die andern, Abel und Müller und Geißbach und Feldmann?«

»Feldmann ist, glaube ich, in der Dunkelkammer. Die anderen stehen auf dem Flur.«

»Auf dem Flur?«

»Ja. Sie sind noch aufgeregt wegen dieser Ausfragerei.«

»Wegen welcher Ausfragerei?«

»Professor Seibel hatte uns alle gestern zu sich gebeten, um uns wegen dieser Präparate auszufragen.«

»Und?«

»Keiner wußte auch nur das Geringste davon.«

»Vielen Dank. Ich rufe dann später noch einmal an. Es ist nicht so wichtig.« Er legte auf.

Also ging es weiter. Keiner wußte auch nur das Geringste davon. Vielleicht verlief alles im Sand? War das möglich? Aber warum hatte Seibel ihn nicht nach dieser Sache gefragt – was bedeutete das? Hatte er sich falsch verhalten? Hatte er noch weitere Fehler gemacht – außer diesem einen unverzeihlichen, daß er die Eintragung in die Kartei vergessen hatte? Ob Seibel auf irgend etwas gestoßen war?

Mit einer müden Bewegung fegte er die Aufnahmen vom Schreibtisch. Wozu noch weiterarbeiten? Nein. Wenn jemand hereinkam, würde er sich wundern. Er hockte sich mühsam auf den Teppich; ein billiger Teppich, rote Blumen, blaue Kreise.

Damals, an jenem Samstag, hatte er auch hier auf dem Teppich gehockt. Er hatte ganz aus Versehen ebenfalls Aufnahmen heruntergefegt. Rote Blumen, blaue Kreise, zerstreute Fotos ... Da hatte es geklopft. Ehe er noch aufgestanden war, stand sie schon neben ihm. ›Oh, die Fotos.‹ Sie hockte sich neben ihn. ›Darf ich Ihnen helfen?‹ ›Lassen Sie nur.‹

Aber sie hatte mit flinker Hand schon mit dem Aufsammeln begonnen. Dann waren sie fertig. Sie knieten auf dem Teppich und sahen sich an. Die kurzen Haare hingen ihr ins Gesicht. Ihre Augen waren sehr groß und ernst, fast erschreckt. Er nahm ihre Hand, beide standen auf, standen voreinander. Noch war kein Wort gesagt worden. Sie sah ihn an, dann strich er ihr mit der Hand über das Haar. Es war unerwartet weich, fast wie Kinderhaar. Das war alles – an jenem Samstag. Sie war mit einem halben Lächeln einen Schritt zurückgetreten. Beide waren ein wenig verlegen. Er räusperte sich. ›Mit Reden kann man viel Glas zerschlagen.‹ Er fand diese banale Redensart, kaum daß er sie ausgesprochen hatte, dumm und platt. Da klingelte das Telefon. Sie stand schon an der Tür.

›Auf Wiedersehen‹, sagte sie ...

Er hatte rasch zum Hörer gegriffen, beendete hastig ein belangloses Gespräch, legte schnell auf. Er ging zur Tür, der Gang war leer. Er lauschte. Keine Schritte. Er ging wieder in sein Zimmer, riß das Fenster auf und sah hinaus. Eine spöttische Stimme kam von der Tür: ›Na, wie wird das Wetter, Herr Kollege?‹ Wagner fuhr herum. Seibel hatte dort gestanden, er lächelte, und ließ die Türe leise zufallen, ohne noch etwas gesagt zu haben. Wagner hatte sich wieder an seinen Schreibtisch gesetzt. Seibel hatte es fertiggebracht, daß er sich lächerlich fühlte. Und war er das nicht auch gewesen?

Nun, es war vorbei. Wagner, der immer noch auf dem

Teppich kniete, hatte jetzt alle Aufnahmen zusammengesucht. Langsam stand er auf und legte sie auf seinen Schreibtisch zurück. Er würde jetzt arbeiten. Er setzte sich, nahm den Bleistift zur Hand, warf ihn unruhig wieder auf die Tischplatte. Er war zum Arbeiten nicht in der richtigen Stimmung, er war unruhig, abgelenkt und voller Sorgen. Draußen war es sonnig, fast wie im Sommer. Er öffnete einen Fensterflügel und beugte sich hinaus. Nein, es war noch nicht Sommer. Der Wind war noch frisch von der Kühle der nahen Wälder. Jetzt draußen sein! Die Schlüsselblumen mußten schon blühen und vielleicht die ersten Walderdbeeren.

Mit Sabine hatte er nicht hinausgehen können. Sie hatten sich in ihrem Zimmer getroffen, selten, heimlich, wenn es schon dunkel war. ”

17.6.

“Nach jenem Samstag hatte er sie ein paar Tage nicht mehr gesehen. Er war ein wenig unruhig und unsicher. Er hatte gerne gewußt, was sie jetzt dachte. Er glaubte es zwar zu wissen, aber man kann sich täuschen. Nun, bei Sabine hatte er sich nie getäuscht. Es war so, als hätten sie sich vor langer Zeit kennengelernt und nur ein wenig aus den Augen verloren. Es war wie das Erneuern einer alten Vertrautheit. Als er zum ersten Mal in ihrem Zimmer gewesen war – er hatte ein wenig Angst davor gehabt, vielleicht einen fremden Menschen kennenzulernen, eine andere Sabine, hatte er festgestellt, daß diese Angst unbegründet war. Zugleich hatte er auch die Ursache ihrer Vertrautheit gefunden: Es hätte sein Zimmer sein können, sie hatten den gleichen Geschmack, in vielem die gleichen Ansichten, oft sogar die gleichen Gedanken. Er trat zurück und schloß das Fenster. Das war vor drei Jahren gewesen. Drei Jahre waren erst vergangen. Eigentlich ein Wunder, daß damals niemand einen Verdacht hatte, seine Frau nicht, seine Kollegen nicht.

Sabine und er, sie waren beide auf eine stille Art glücklich gewesen. Sie vertrauten einander. Aber ihr Glück war auf Täuschung und Lügen, Ausreden und Heimlichkeiten aufge-

baut. Und was ist Glück eigentlich? Eine Frage der Definition und damit der Bescheidenheit.

Sie fragten sich manchmal, ob sie nun eigentlich glücklich seien. Wenn es das war: vertrauen zu können, Ruhe und ein wenig innere Sicherheit zu finden, dann war dies gewiß eine Art Glück. Wenn Glück aber bedeutet, miteinander leben zu können, dann hatten sie es nicht. Vielleicht konnten sie es so sagen: Sie waren auf eine unvollkommene und ein wenig traurige Weise glücklich. Wagner stand auf und ging wieder zum Fenster. Schmerzvoll empfand er jetzt das völlige Fehlen von Glück. Wenn er zurückdachte, dann war er damals sehr glücklich gewesen. Er öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Wenn man genügsam war, dann war auch dies Glück: Sonne und frische Luft. Aber das war theoretischer Unsinn. So genügsam war kein Mensch, davon konnte niemand leben.

»Na, wie wird das Wetter, Herr Kollege?« fragte eine spöttische Stimme hinter ihm. Er fuhr herum, er fühlte sein Herz hämmern, Panik erfaßte ihn. In seinem Hals saß ein nicht zu stillendes Gelächter, es saß da und nahm ihm die Luft weg. Alles wie damals! Er griff nach seinem Hals, um es zurückzuhalten, nein, nur das nicht! Mühsam gelang es ihm, sich zu beherrschen. Tabletten. Alkohol und Sorgen. Angst, begründete, berechtigte, grauenvolle Angst. Einsamkeit. Wer kann das auf die Dauer durchhalten? Er holte tief Luft, endlich schlug sein Herz ruhiger und regelmäßiger. Langsam ging er wieder zum Schreibtisch und ließ sich schwer auf seinen Stuhl fallen. Seibel beobachtete ihn, zuerst lächelnd, dann war sein Lächeln weggewischt. Konnte sich dieser Mensch denn nicht beherrschen? Aber vielleicht war er krank? Er setzte sich auf das Sofa.

»Entschuldigen Sie bitte, wenn ich Sie erschreckt habe. Sie haben mich anscheinend nicht klopfen hören?«

Wagner antwortete nicht.

»Es war nichts besonders Wichtiges. Ich hatte nur mit den Kollegen und dem Personal über diese – äh – Sache gesprochen. Sie wissen ja.«

Wagner räusperte sich. Endlich saß es ihm nicht mehr im

Hals, dieses Gefühl, lachen zu müssen, wenn er nur den Mund aufmachte. Und eigentlich ist es mehr wie Weinen. Aber es war noch da, es saß tiefer, irgendwo im Magen, wachsam, bereit, wieder aufzusteigen. Er mußte sehr achtgeben. Er mußte sehr vorsichtig sein mit dem, was er sagte, damit es nicht wiederkam. Seibel hatte etwas gesagt: Er mußte antworten. Er wußte es. Wenn er sich nur erinnern könnte, was Seibel gesagt hatte. Diese Tabletten...

»Ich wollte auch mit Ihnen darüber reden, es könnte ja sein, daß Sie sich an etwas Ungewöhnliches erinnern können.«

Ach ja, darum ging es. Ja, und ob er sich erinnern konnte. Zu gut. Jede Einzelheit. Ich kann Ihnen alles erklären, lieber Kollege. Aber nein, das durfte er nicht sagen. Es ging jetzt darum, sich nicht zu erinnern!

»Es tut mir leid, daß ich Ihnen da so gar nicht helfen kann«, hörte er sich sagen. Das war richtig. Er konnte Seibel nicht helfen. Seibel konnte ihm nicht helfen. Niemand kann irgend jemandem helfen. Niemand will irgend jemandem helfen.

»Ist Ihnen nichts aufgefallen in irgendeinem Labor? Bitte versuchen Sie sich doch zu erinnern«, sagte Seibel eindringlich.

»Nein, wirklich nicht. Unsere Leute haben ihre Arbeit die ganze Zeit getan wie immer, bei keinem habe ich irgend etwas bemerkt, was auffällig gewesen wäre.«

»Sind Sie ganz sicher?«

»Na, natürlich.« Ja, natürlich, er war ganz sicher.

»Sollte Ihnen noch etwas einfallen zu dieser Sache, oder sollten Sie im Haus etwas hören, würden Sie dann so freundlich sein, mich davon...«

»Aber gewiß, gerne.« Er hatte noch eine Chance. Seibel hatte keine Ahnung. Gab es das wirklich? Konnte das wahr sein?

»Ich habe mir von dieser Fragerei nicht viel versprochen, wissen Sie. Wer immer sich diesen häßlichen Streich ausgedacht hat, ist dabei sehr vorsichtig gewesen. Aber es hätte ja sein können –« Seibel lächelte und stand auf. Er hatte es sich

gleich gedacht, daß bei diesem schwerfälligen Menschen keine Auskunft zu holen war.

»Lassen Sie sich bitte nicht stören, bleiben Sie ruhig sitzen. Nur, falls Sie etwas hören sollten –«

»Das ist doch selbstverständlich. Aber, was mir gerade einfällt – kann man die Sache nicht einmal andersherum sehen?«

Seibel setzte sich wieder.

»Wie meinen Sie das?« fragte er interessiert.

»Nun, es ist nur ein Einfall. Aber könnte es nicht sein, daß wir nicht etwa zu viele Präparate haben, sondern daß ganz einfach die Karteikarten fehlen?«

»Ja, vielleicht«, sagte Seibel zögernd.

Wagner setzte sich sehr gerade hin. Sein Kopf war jetzt klar, es überraschte ihn selbst, mit welcher Klarheit und Logik er plötzlich wieder zu denken imstande war. Es kam jetzt darauf an, Seibel davon zu überzeugen, daß er nach Karteikarten suchen mußte, nicht nach Leichen, und schon ganz und gar nicht nach jemandem, der sie präpariert haben konnte.

»Vielleicht haben wir diese Präparate schon lange«, sagte er deshalb. »Bei der letzten Kontrolle sind sie uns nicht aufgefallen, weil wir die Karteikarten noch hatten.«

»Das wäre möglich«, gab Seibel zu. »Aber es sind die jeweils letzten Karten, die dann fehlen würden, verstehen Sie? Bei den Präparaten würden ausgerechnet die sechs letzten Karten fehlen, bei den Knochen die beiden letzten.«

»Könnte das nicht ein Zufall sein?« fragte Wagner. »Gerade die letzten oder untersten Karten könnten irgendwo drunterrutschen, wenn ein Kartenstoß aus dem Kasten genommen und auf einen Tisch gelegt wird, der vielleicht schon voll ist mit lauter Kram und Akten.«

»Man könnte immerhin auch diese Möglichkeit berücksichtigen.«

»Wenn Sie glauben, daß es kein Zufall war, könnte nicht jemand die Karten entfernt haben, um Ihnen auf diese Weise einen häßlichen Streich – wie Sie es nennen – zu spielen?«

»Das könnte sein, ja, da haben Sie recht. Das ist es wohl.«

»Es ist doch einfacher, ein paar Karten zu entfernen, als eine Leiche heimlich zu präparieren«, sagte Wagner.

»Das leuchtet mir ein. Das würde alles erklären. Das würde auch Meyer entlasten. Ich selbst dachte von Anfang an natürlich auch an diese Möglichkeit, nur Meyers Ordnungsliebe paßte mir in diesen Gedankengang nicht hinein.«

Er sprang erfreut auf. »Jetzt müssen wir nur noch versuchen, den Schuldigen zu finden.«

»Das dürfte schwierig sein«, sagte Wagner. »Sie wissen, in einem Zeitraum von zwei Jahren haben zu viele Leute die Möglichkeit gehabt, etwas an unserer Kartei zu ändern.«

»Ja, das ist wahr«, gab Seibel zu. »Sehen Sie«, sagte er mit einem Anflug von Vertraulichkeit, »es ist doch gut, daß ich einmal mit Ihnen in Ruhe über diese Sache gesprochen habe. Ich muß ganz ehrlich sagen, diese Angelegenheit hat mich ziemlich aufgeregt. Aber so sieht alles viel harmloser und erklärlicher aus. Wir haben daraus gelernt, daß es höchste Zeit wird, Computer für diese Registrierungen einzusetzen. Das wollten wir ja sowieso.«

Wagner war erleichtert. Sicher, er hatte unfair gehandelt, aber wem würde es schon nutzen, was würde es ändern, wenn er jetzt die Wahrheit gesagt hätte? Es würde ihm ohnehin niemand glauben. Welch ein Glück, daß der Kopfschmerz im richtigen Augenblick nachgelassen hatte. Diesmal hatte er Glück gehabt, ohne es vorher zu suchen. ”

Wie ich merke, kann der Krimi auch noch eine andere Funktion für mich haben, nämlich eine kompensatorische Aufgabe. Beate muß das Bild der wehrlosen und minderwertigen Weiblichkeit, des Opfers also, korrigieren. *18. 6.*

“ Beate kam aus dem Institut. Es war spät geworden heute abend, Mic würde sicherlich schon warten. Er stand bereits an der Ecke, ruhig und gelassen, nicht nervös und gehetzt wie die meisten Leute, wenn sie warten. Das gefiel ihr. Es schien immer, als ob er alles, was er unternahm,

einzig und allein deswegen tat, weil es ihm Vergnügen machte. Sie hatte ihn noch nie hastig oder in Ungeduld erlebt, er drängte nie, er verfügte wohl über mehr Zeit als andere Leute. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Wartest du schon lange?« fragte sie. Langsam drehte er sich herum.

»Ich weiß nicht. Es war ganz unterhaltsam, alle diese Leute zu beobachten. Bei der Polizei bin ich übrigens auch gewesen. Sie sahen mich mißtrauisch an, dann guckten sie merkwürdig, als ich nach den Vermißtenmeldungen fragte. Anscheinend ist da nichts herauszubringen. Irgendein Polizist fragte mich dann, ob ich wohl Student wäre. Ich bejahte natürlich, und dann ging ich wieder. Und wen hast du heute als ehrenamtliche Amateurdetektivin überführt?«

»So schnell geht das nicht. Heute gab es viel Unruhe am Institut. Meine lieben Kollegen haben einen Sündenbock gefunden.«

»Und wer war's denn Ihrer Meinung nach?«

»Sie haben sich auf Feldmann geeinigt.«

»Wie sind sie gerade auf den gekommen? Hat irgendeiner etwas beobachtet?«

»Ich glaube«, sagte Beate nachdenklich, »daß sie es sich zu leicht machen. Überleg doch mal, wie sollte Feldmann denn zu einem Mädchen gekommen sein? Er weicht jedem weiblichen Wesen unauffällig, aber nachdrücklich aus. Er würde niemals jemandem gefallen können. Er hat mit niemandem Kontakt. Das macht ihn in den Augen der Kollegen verdächtig. Jeder, der nicht so ist wie alle, ist von vornherein suspekt.«

Dazugehören wollen, wie die anderen sein – eine ganz wichtige Triebfeder auch für mich. Mitspielen wollen, Teil eines Ganzen sein: einer Schulklasse, der Tanzstunde, vorher des Kindergartens, zu einem Familienclan gehören oder zu einer Arbeitsgruppe – irgendwie gehörte ich nie dazu. Irgendwie war ich immer anders. Schließlich habe ich aus dem Anderssein etwas Elitäres gemacht, ohne daß etwas dahinter war. Ich hatte mir vorgestellt, daß das Muster von Zuhause auch im

Leben gilt: Sie werden mich schon mögen, wenn ich . . ., und das spornte mich zu jeder Leistung an. Das alte Lied: Sie werden mich mögen, wenn ich brav bin, wenn ich Leistung bringe. Aber das ging nie, irgend etwas fehlte immer, dieses Ziel war immer unerreichbar. Je mehr ich leistete, desto mehr erlebte ich, daß mich die anderen weniger mochten. Und wenn ich extrem viel leiste, dann bewundern sie mich höchstens, und damit bin ich genauso Außenseiter. Wie oft habe ich meinen Ärger zurückgenommen, um nicht verlassen zu werden – es hat aber nie geklappt. Auf diesem Weg geht es also offenbar nicht. Ich hoffe, daß ich es in Zukunft deutlicher merke. Es ist für mich eine große Chance, Menschen zu kennen, bei denen diese alte Mechanismen nicht mehr funktionieren, weil sie nicht darauf hereinfallen. Aus den Fehlern lernen: die einzig mögliche und die schwierigste Art zugleich.

Also lebt auch in Feldmann ein Teil von mir, nämlich der Teil, der immer Außenseiter ist und nirgendwo so akzeptiert wird, wie er nun einmal ist. Ich stelle fest, daß ich mich im Grunde in allen Personen meines Romans wiederfinden kann. Deshalb bin ich direkt neugierig, wie es weitergeht.

19.6.

»Aber es könnte doch Lustmord oder so etwas gewesen sein, gerade weil er niemanden hatte. Oder um sich an den Frauen insgesamt zu rächen? Man liest das doch manchmal.«

»An den Lustmord glaube ich nicht«, sagte Beate.

»Warum eigentlich nicht? Ist da dein berühmtes ›Gefühl‹ mit im Spiel?«

»Ja, auch das«, sagte Beate. »Ich glaube, er ist selbst zum Morden zu einsam. Aber es hat noch einen anderen Grund. Warum hat er sein Opfer nicht einfach irgendwo verscharrt?«

»Feldmann arbeitet immer alleine, sagtest du. Es wäre ihm also möglich gewesen, sie zu zerlegen.«

»Ja, das schon«, gab Beate zu. »Aber das wäre ein großes Risiko. Warum sollte er es eingehen, wenn man ihn nicht in

einen Zusammenhang mit dem Mädchen bringen konnte? So etwas kann doch nur jemand riskiert haben, der fürchtet, daß man ihn vielleicht mit dem Mädchen gesehen hat und der findet, daß es das kleinere Risiko ist, eine Leiche auf diese Art verschwinden zu lassen. So hat er die Ereignisse gewissermaßen immer unter Kontrolle.«

»Das hat etwas für sich«, sagte Mic.

»Ich würde also sagen, daß ein Lustmord sehr unwahrscheinlich ist. Eine sozusagen zufällige Leiche läßt man liegen oder verscharrt sie. Man nimmt sie jedenfalls nicht mit.«

»Du bleibst also bei der Theorie, daß es sich bei dem Mädchen um jemand gehandelt haben muß, der zu irgend jemandem im Haus in einem engen Verhältnis stand. Damit würde Feldmann ausscheiden, meinst du.«

»Sicher«, sagte Beate. »Der arme Kerl –«

»Der arme Kerl, der arme Kerl! Fang doch nicht immer mit Gefühlen an, wenn es um Fakten geht. Siehst du, so sind die Frauen. Immer wieder lassen sie sich ihre Fähigkeit, logisch zu denken, von Gefühlen überschwemmen und darin untergehen, oder?«

»Laß doch diese blöden Sprüche. Wer hat denn Feldmann nach seinem Gefühl verurteilt? Meine Kollegen einschließlich der Doktoranden sind fast nur Männer.«

»Gut, eins zu null für dich. Gibt es sonst noch etwas Neues?«

»Ja, vielleicht der Wetterbericht? Ein ausgedehntes Hoch erstreckt sich von den Azoren bis Skandinavien –«

»Sei doch nicht gleich eingeschnappt. Ich meine wegen Feldmann.«

»Ach so. Eigentlich nicht. Aber meine Kollegen wollen morgen die Polizei einschalten. Heute war es ihnen wohl schon etwas zu spät, außerdem wollen sie erst mit Seibel darüber sprechen. Es kommt ja jetzt nicht mehr auf einen Tag an.«

»Das ist natürlich sehr vernünftig. Aber es nimmt der ganzen Sache auch die Spannung.«

»Spannung hin, Spannung her. Wenn es ein Mord ist, muß er aufgeklärt werden.« ❞

20. 6.

Vor mir hängt das Bild, das mir schon immer gefiel: ein Weg, ein kleines Stück eines Weges, links eine Mauer, rechts eine steile Böschung. Darüber Drähte oder Seile für die Reben. Eigentlich ist es das Bild eines Käfigs. Ein Ziel ist nicht in Sicht. Der Weg selbst ist es, der mich reizt, er führt um eine Ecke ins Unbekannte. Die Richtung ist festgelegt: Es geht nur vorwärts, wenn ich ins Bild will. Zurück kann ich nicht. Da bin ich ja schon als Betrachter. Ich kann also nur vorwärts gehen, auch nicht nach links oder nach rechts. Das hier ist also ein Weg, der auch Schutz bietet. Verirren kann ich mich auf einem solchen Weg ebenfalls nicht, irgendwo muß er hinführen, sonst wäre er nicht so mühevoll gebaut worden. Es gibt viel Schatten – vermutlich ist es heiß, wo dieser Wein wächst. Aber ich sehe auch ein Sonnenfleckchen. Der Weg ist künstlich angelegt, also muß es ein Ziel geben, also hat er einen Sinn, er führt irgendwohin. Er ist mit Mühe angelegt, das zeigen die Mauern und die steile Böschung. Eingeengt ist er ja, aber das ist an dieser Stelle sinnvoll. Links geht es wohl steil hinunter, rechts oben scheint ein Weinberg zu sein – wer wollte über die Mauer steigen oder die Böschung hinauf? Es ist schon sinnvoll, dem Weg zu folgen, auch wenn er ein wenig ansteigt. Warum fällt mir das ein? Offenbar gehe ich gerade jetzt auch einen Weg, der nur eine Richtung hat: nämlich vorwärts. Bliebe ich da sitzen oder stehen, ich würde verhungern, verdursten, verkümmern, wenn mir nicht jemand helfen würde – und das ist nie sicher. Offenbar ist mein Weg auch ein Weg, der kein Ausweichen zur Seite gestattet. Und das Ziel? Dahinter ist vielleicht ein Dorf, und von da gehen wieder neue Wege aus. Jedenfalls kann ich auf einem solchem Weg nicht im Kreis herumgehen.

Im Augenblick bin ich außer Gefahr, ich habe zwar immer neue Bläschen auf der Lippe, aber kein Fieber mehr. Auch die

Untersuchungsergebnisse sind besser geworden. Aber ich muß wach bleiben und wachsam, sonst benötigte ich die nächste Krise, um wieder aufgerüttelt zu werden. Dabei war das Ganze ziemlich gefährlich, vielleicht lebensgefährlich.

Wenn ich nur wüßte, wo der Weg letztlich hingeht. Auf dem Bild verdeckt die Ecke der Böschung das Ziel. Was am Ende des Weges liegt, werde ich nicht erfahren können. Aber bei mir selbst will ich wissen, was hinter der nächsten Kurve liegt. Also gibt es nur das Weitergehen. Sonst erfahre ich auch das niemals. Ich will weitergehen, ich habe mich entschlossen, nicht zu verzweifeln und weiterleben zu wollen. Das war mir nicht in jedem Moment meiner Erkrankung klar. Ich möchte das noch einmal in einem Gedicht sagen:

Ich sah den Tod von ferne durch den Garten gehen,
in sich versunken und geheim versponnen.
Er ging die Schattenwege, blieb bisweilen stehen
und schritt dann weiter, gleich wie tief versonnen.
Ich wandt den Blick und wollte ihn nicht länger sehen.
Ich geh den andern Weg, den ich begonnen.

Ich geh der Sonne nach und folge ihrem Leben,
ich bleib im Licht und will das Wachsen spüren,
geh mit dem Wind und laß mich von ihm höher heben
und lasse mich von den Gewässern führen,
verlaß den Garten auch, will auch nach draußen streben
und weiter eilen, öffnen manche Türen.

Ich weiß, auch ich muß wieder Schattenwege gehen.
Wenn ich ihn sehe, werd ich ihn erkennen.
Er wird dann leise auf dem Wege vor mir stehen,
mit dunkler Stimme meinen Namen nennen.
Ich kann den Blick nun nicht mehr wenden, werd ihn sehen
und folgen, wenn er's heißt, mich trennen.

Ich werde richtig ungeduldig, daß die in meinem Krimi nicht weiterkommen. Ich habe das Gefühl, im Augenblick bin ich schneller als sie. *21.6.*

„Am nächsten Morgen schien die Sonne. Das ausgedehnte Hoch sorgte weiterhin für warmes Frühlingswetter. Es war sehr mild und alle Obstbäume blühten.

Seibel saß in seinem Zimmer und wärmte seinen Rücken in den warmen Quadraten der hereinscheinenden Sonne. Es klopfte. Sechs Assistenten drängten sich herein. Feldmann war nicht dabei, natürlich. Niemand hatte ihn aufgefordert mitzukommen. Aber Beate war dabei. Sie wollte sehen, wie sich die Angelegenheit weiterentwickelte.

»Na, meine Dame und meine Herren? So früh am Morgen und so vollzählig? Die Dame bitte ich, Platz zu nehmen. Leider reichen die Sitzgelegenheiten nicht für alle.«

»Vielen Dank«, sagte Abel, ein kleiner dicklicher, recht umständlicher Mann mit roten abstehenden Ohren. Er pflegte stets den Wortführer zu spielen, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot. Er rieb sich die Hände: »Wir kommen zu Ihnen, weil wir alle bestürzt sind über die Dinge, die in letzter Zeit in unserem Institut vorgefallen sind«, sagte er.

»Sie meinen diese – äh – Sache?« erkundigte sich Seibel.

»Jawohl, ich meine diesen bedauerlichen Zwischenfall mit den Präparaten«, präzisierte Abel. »Wir, d. h. meine Kollegen und ich, sind übereingekommen, daß man nicht länger darüber schweigen sollte«.

»Sehr gut. Was gedenken Sie und Ihre Kollegen denn zu unternehmen?«

»Das ist genau der Grund, aus dem wir zu Ihnen gekommen sind. Wir meinen, daß es unsere Pflicht ist, unter diesen Umständen die Polizei zu benachrichtigen.« Er rieb sich die Nase.

»Was steckt denn Ihrer Meinung nach hinter dieser Sache?«

»Nun – entschuldigen Sie bitte, wenn ich es so deutlich sage, aber es sieht doch wie ein Mord aus«, sagte Abel zögernd.

»Sagen Sie mal, Herr Kollege, lesen Sie eigentlich Kriminalromane?« »Kriminalromane? Ja, hin und wieder mal.« Er zerrte an einem Knopf seines Kittels.

Seibel sah ihm leicht irritiert zu. »Das dachte ich mir«, sagte er dann. »Glauben Sie denn wirklich, ich kümmere mich nicht um diese Sache? Glauben Sie, ich hätte nicht als erster die Polizei hinzugezogen, wenn ich das für notwendig gehalten hätte? Sehen Sie, ich habe tagtäglich mit Leichen zu tun. Wir bekommen etwa dreißig im Jahr ins Institut, oft sind es auch mehr. Wo käme ich hin, wenn ich überall Morde wittern wollte? Ich hätte mich längst bei der Polizei lächerlich gemacht. Jawohl, lächerlich«, fügte er mit Nachdruck hinzu.

»Ja, aber diese verdächtigen Umstände«, lenkte Abel ein. »Es sind keine Teile, die etwa doppelt vorhanden wären. Alles könnte von einem einzigen Menschen stammen. Und ausgerechnet für diesen einen Menschen fehlen alle Karteikarten. Das sieht doch ziemlich verdächtig aus.« Der Knopf riß ab.

»Finden Sie nicht, daß Ihre Bemühungen ein bißchen zu weit gehen? Ihre Kriminalromane in Ehren, jeder von uns hat irgendwo eine Schwäche. Sie könnten sich alle Ihre Einwände selbst erklären. Aber ich kann das auch übernehmen. Also: Warum sollte man mehrere gleiche Präparate auf einmal herstellen? Unsere Präparate sind zum Teil über hundert Jahre alt. Wir haben mehrere Schädel, mehrere Lungen, mehrere Herzen usw. Wozu also mehr als ein gleiches Präparat auf einmal? Das haben wir doch schon. Ich denke, damit sind alle Schwierigkeiten erklärt.« Seibel stand auf. »Aber damit Sie sehen, daß ich nicht untätig hier herumsitze, wie Sie vielleicht glauben, nein, ich will Ihnen nichts unterstellen, bitte lassen Sie mich ausreden: Diese Sache ist bereits geklärt. Wir haben nicht zu viele Präparate, sondern zu wenig Karteikarten. Irgend jemand hat uns mutwillig, vielleicht um Verwirrung zu stiften, einige Karten entfernt. Damit wäre die Angelegenheit geklärt, ja?« Er blickte von einem zum anderen. Abel drehte den Knopf zwischen seinen Fingern.

»Aus Ihrer – äh, etwas heftigen Reaktion entnehme ich, daß Sie uns wohl falsch verstanden haben könnten«, sagte jetzt Müller.

»Ich habe das Gefühl, Sie könnten vielleicht glauben, daß wir Ihnen in dieser Angelegenheit Schwierigkeiten machen wollen. Das ist keineswegs der Fall.«

»Nein, das denke ich natürlich nicht«, murmelte Seibel.

»Wir dachten, da wir alle im gleichen Boot sitzen, sollten wir alle ein wenig verantwortungsbewußt sein und eigene Initiative zeigen.«

»Da bin ich ganz Ihrer Meinung, ich bin Ihnen allen sehr, nun, sagen wir, dankbar. Ich erkenne Ihre Initiative durchaus an. Nur – die Sache ist jetzt wohl in Ordnung. Hoffentlich beruhigt Sie das.«

»Sicher. Wir sind froh, daß sich alles so einfach erklären läßt«, sagte Müller.

»Ich auch, das können Sie mir glauben. Im übrigen, wie gesagt, danke ich Ihnen.« Seibel setzte sich wieder.

Beate war unzufrieden. Warum, wußte sie nicht. War es nur deshalb, weil sich diese ganze spannende Angelegenheit so plötzlich förmlich in Luft auflöste? Eigentlich hätte sie jetzt erleichtert sein müssen. Es war ja alles so einfach zu erklären. Zu einfach. Oder ging der Hang zur Räuberromantik mit ihr durch? Wie hatte Seibel gesagt? Jeder von uns hat eine kleine Schwäche. Zum Beispiel die, den Amateurdetektiv spielen zu wollen.

Nein, es war ihre Stärke, nicht eher aufzugeben, bis die Probleme, die sie gerade beschäftigten, gelöst waren, wirklich gelöst. Sie rief sich die Beschreibung ins Gedächtnis zurück, die sie nach dem Betrachten der Präparate angefertigt hatte. Was kam ihr nur irgendwie daran bekannt vor? Es mußte diese Warze sein, diese Warze unterhalb und ein wenig hinter dem rechten Ohrläppchen. Sie war ihr nicht allzusehr aufgefallen, die Haare hatten sie wohl verdeckt. Aber andererseits hatte sie die Warze doch wohl gesehen, es konnnten also keine sehr langen Haare gewesen sein, die das ganze Ohr verdeckten. Ein Mädchen mit kurzen Haaren und mit einer Warze... Wenn sie nur die Haarfarbe wüßte. Das würde ihr

weiterhelfen. Sie versuchte, sich in Gedanken helle Haare vorzustellen, einen Kopf mit dunklen Haaren, schwarze Haare, rote Haare. Nein, so ging es nicht. Sie mußte mehr wissen, Genaueres. In Gedanken versunken ging sie langsam den Gang hinunter. Was konnte sie denn jetzt noch unternehmen? Hatte sie vielleicht etwas übersehen? ”

22.6. *Es genügt meistens nicht, die Dinge zu beschreiben, auch nicht, die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung mit dem Verstand erfaßt zu haben. Daraus ergibt sich noch lange kein lebendiges Bild. Vieles habe ich erkannt, aber an entscheidenden Stellen fehlt mir noch einiges an sehr wichtigen Zusammenhängen. Ich habe jetzt im Augenblick zwar keine Angst mehr, aber ich traue mir auch nicht ganz. Allerdings muß ich den Erfolg meines Mit-mir-Arbeitens jetzt auch etwas dem Zufall überlassen, denn im Augenblick kann ich keinen roten Faden verfolgen. Ich kann aber warten, was mir »zufällt«.*

“ »Hoppla, Frau Doktor, das war der Schrubberstiel«, sagte eine freundliche Stimme neben ihr. Beate konnte sich gerade noch fangen und an der Wand festhalten.

»Ja ja«, sagte die Raumpflegerin fröhlich. »Das macht die Wissenschaft, daß Sie immer so in Gedanken sind. Ich kenne das auch von den Professoren.«

Beate erinnerte sich, daß diese freundliche, resolute Person Frau Golle hieß, es klang jedenfalls so ähnlich wie »Frau Holle«, die sie sich früher genauso vorgestellt hatte.

»Diesmal ist es weniger die Wissenschaft, Frau Golle«, sagte sie lächelnd, »ich habe mir gerade etwas überlegt.«

»Das kann ich mir vorstellen, ich muß jetzt auch immer soviel überlegen, ich komme kaum noch zum Saubermachen.«

Beate mußte lachen. »Aber was sollen wir denn nur machen, wenn Sie kaum noch zum Putzen kommen? Stellen Sie sich mal vor, wie das hier nach einer Woche aussieht.«

»Keine Angst, das schaffen wir immer noch nebenbei. Aber geht es Ihnen nicht genauso? Also, diese Sache mit der Leiche, ich muß immer wieder daran denken. Und der Meyer sagt auch, so etwas hätte er nicht gedacht, daß er das in unserem Institut erleben müßte.«

»Ich glaube, da kann ich Sie beruhigen. Der Chef sagt, er hat die Angelegenheit geklärt.«

Frau Golle starrte Beate mit aufgerissenen Augen an. »Dann kommt jetzt wohl die Polizei zu uns? Na, das ist mir ein schöner Arbeitsplatz, wo man sich so aufregen muß!«

»Nein, die Polizei kommt nicht, da können Sie ganz ruhig sein. Der Chef glaubt nämlich, daß das Ganze ein Irrtum ist.«

»Ein Irrtum?« fragte Frau Golle ungläubig. »Aber wie kann denn eine Leiche ein Irrtum sein? Der Meyer hat sie mit eigenen Augen entdeckt, sagte er, mit eigenen Augen!«

»Diese Gläser gibt es natürlich. Aber das soll alles seine Ordnung haben, nur ein paar Karteikarten sollen fehlen, auf denen die Präparate registriert sind, verstehen Sie, eingetragen.«

Frau Golle holte umständlich ein blaues Taschentuch aus der Schürzentasche und wischte sich die Stirne.

»Nee, nee«, sagte sie bedächtig. »Da macht mir keiner was vor. Auch der Chef nicht. Das kann ich nicht glauben.«

»Aber warum nicht?« fragte Beate interessiert.

»Ich weiß, was ich weiß«, orakelte Frau Golle geheimnisvoll. »Wissen Sie denn mehr als der Chef?«

»Natürlich. Mit dem kann man ja nicht reden. Andererseits hält man ja schließlich seine Augen offen. Ich könnte Ihnen Dinge erzählen! Aber ich will nicht ins Klatschen kommen, wissen Sie, das kann ich nicht leiden, wenn die Leute so rumstehen und reden.« Sie griff wieder zum Schrubber.

»Ich mag das Klatschen auch nicht leiden«, sagte Beate diplomatisch. »Aber hin und wieder hat jeder mal eine kleine Pause verdient, besonders, wenn man so schwer arbeiten muß. Und hier und da eine kleine Unterhaltung, das ist noch lange nicht geklatscht.«

»Das ist auch wahr«, sagte Frau Golle zögernd und stützte

sich auf den Stiel. »Ein Glück, daß die Sache geklärt ist«, knüpfte Beate listig an. »Jetzt ist die ganze Aufregung ja vorbei.«

»Täuschen Sie sich nur ja nicht, da steckt noch etwas anderes dahinter, das können Sie mir glauben.«

»Aber wieso? Es ist doch alles ganz einfach. Es fehlen eben nur ein paar Karten, sonst nichts.«

»Und die Haare, die die Habermannsche gefunden hat?«

»Welche Haare?« fragte Beate gespannt. Endlich eine Spur?

»Bitte sagen Sie nichts weiter, das geht niemand was an. Das müssen Sie mir versprechen!«

»Aber Frau Golle, was denken Sie denn?«

»Na gut. Die Haare hat die Habermannsche im Mülleimer gefunden. Das war vor ungefähr zwei Jahren im Frühjahr.«

»Im Mülleimer?«

»Ja, sie sagt, es waren kurze braune Haare mit helleren Spitzen, und kein graues Haar dabei. Das hat sie sehr gewundert.«

»Das kann ich mir denken«, sagte Beate ruhig. Innerlich war sie ungeduldig. Sie mußte allein sein und nachdenken. Vielleicht war dies endlich ein Anhaltspunkt.

»Wir haben noch nie Haare im Müll gefunden«, sagte Frau Golle.

»Das ist auch nicht üblich«, sagte Beate beiläufig. »Aber ich glaube nicht, daß es viel zu bedeuten hat.«

»Das glauben Sie«, sagte Frau Golle gekränkt. »Aber ich glaube, daß das damit zusammenhängt.« Ärgerlich schwenkte sie den Schrubberstiel. »Jeder sieht doch, daß da was vertuscht werden soll.«

»Möglich ist alles«, sagte Beate unklar. »Aber da müssen doch keine Zusammenhänge bestehen.«

»Wie Sie meinen.«

»Jedenfalls hat mir diese kleine Pause gutgetan«, lenkte Beate ein. »Es hat mich gefreut, daß ich mich mal ein bißchen mit Ihnen unterhalten konnte. Jetzt geht's mit neuen Kräften an die Arbeit.«

»Na, dann wollen wir mal, ich muß auch weitermachen.« ❞

24. 6.

Ich bekomme viele Anrufe – und dabei regt sich in mir so etwas wie Unglaube: Vielleicht war doch alles nicht so ernst oder vielleicht habe ich alle an der Nase herumgeführt und war doch nicht so krank oder so etwas. Andererseits weiß ich, daß es sehr ernst war. Und trotzdem zweifle ich an meiner »Ehrlichkeit«, ob es nicht doch irgendwo eine Art Betrug ist. Dahinter stehen wohl tiefste Selbstzweifel, so, als ob ich selbst in Todesnähe nicht ernst zu nehmen wäre. Oder so, als ob das alles nicht ganz wirklich ist. Ich realisiere den Ernst der Situation, spreche auch äußerlich ganz angemessen und zweifle gleichzeitig ganz tief in mir. Diesen Zwiespalt kann ich selbst fast nicht begreifen. Was spielt sich da ab?

Ganz real ist es doch so, daß ich ohne die vielen Medikamente und die intensive Behandlung schwerstkrank wäre, vielleicht mit Ausfällen, die mich für den Rest meines Lebens arbeitsunfähig machen würden. Ich merke auch, wie der Kampf mit den Viren immer noch nicht gewonnen ist, es gibt immer wieder neue Schwellungen und Bläschen an der Lippe; das zeigt, wie wenig durchgreifend bisher diese Viren bekämpft worden sind. Warum das so ist, warum meine Abwehr nicht ausreicht, das begreife ich allerdings nicht ganz.

Vielleicht ist aber genau hier der Punkt, daß ich mich nämlich selbst nicht ganz ernst nehme und mir eigentlich nicht glaube. Es scheint so, daß ich mir unbewußt immer noch die negativen Befehle meiner Mutter gebe, mir sage, stell dich nicht so an, blas dich nicht so auf, nimm dich nicht so wichtig, stell dich nicht immer in den Mittelpunkt. Diese verschiedenen Kräfte zerreißen mich manchmal fast. Im Krankenhaus wäre ich übrigens der Auseinandersetzung mit mir selbst wieder entkommen: Ich hätte alle Verantwortung nach außen delegieren können, ich hätte denken können, daß die doch sehen sollen,

wie sie mich wieder gesund kriegen. Dabei spüre ich ganz genau, welche wichtige Rolle bei dieser schweren Infektion meine seelische Grundhaltung spielt. Ich merke genau den Zwiespalt, aber auch die tiefen Selbstzweifel. Gleichzeitig steht dahinter die Auseinandersetzung mit meiner abwertenden, verächtlich machenden Mutter. Und weil ich jetzt die Gelegenheit gehabt habe, mich selbst mit meiner Krankheit auseinanderzusetzen, selbst die Initiative für den Teil meiner Gesundheit zu ergreifen, den ich beeinflussen kann, deshalb bin ich außerordentlich froh, daß ich zu Hause bleibend durfte und diese Chance der Auseinandersetzung habe.

Das klingt alles sehr widersprüchlich und das ist es wohl auch. Jedenfalls sitzt die Selbstschädigung noch in mir wie die Wurzel einer Pflanze, um die herumgegraben wird: Wissen, wo die Wurzel ist, darum herum graben, tief graben und doch nicht die ganze Wurzel erwischen können.

Ich habe und hatte keine richtige Beziehung zur Todesnähe. Zwar habe ich mir immer wieder Gedanken gemacht, habe mich damit befaßt, aber wie tief das geht – ich weiß es nicht –, oder nehme ich mich auch da nicht ernst? Es ist schon seltsam, wenn ich nicht wirklich bedroht bin, dann kann ich panische Angst vor dem Tod haben. Wenn es aber ernst wird – ist es möglich, daß ich dann spüre, daß ich es überstehe? Angst hatte ich nur ganz kurze Zeit, und zwar in der Zeit der außerordentlich starken Kopfschmerzen, als ich immer wieder einschlief und die Reihenfolge der Geschehnisse nicht mehr wahrnehmen konnte. Da hatte ich Todesängste. Jetzt habe ich überhaupt keine Angst, vielleicht spüre ich sie auch nicht? Ich traue mir wirklich nicht ganz.

Immer noch ist es für mich die Frage: bin ich ein Opfer? Falls ich das bin, warum? Und von wem? Meine innere Detektivarbeit geht weiter, ich habe erste Erfolge.

Aber solche Erfolge sollten sich endlich auch im Krimi einstellen. Auch hier ist ja die Frage, wessen Opfer die Unbekannte geworden ist und warum.

25. 6.

„Das kleine Café war altmodisch und gemütlich, mit runden weißen Marmortischplatten, verschnörkelten Tischbeinen, an denen man sich stoßen konnte, alten Stadtansichten an den Wänden, vielen Blattpflanzen und einem knarrenden Fußboden, der aus abgetretenen, unebenen Dielen bestand. Beate mochte es, deswegen saßen sie an einem der Tische, aßen Apfelkuchen und Eis mit Sahne und tranken heißen, sehr süßen Kaffee. Sie berichtete Mic gerade von Seibel und dem weiteren Fortgang der Ereignisse.

»Und dann«, sagte sie, »kam sein Knalleffekt.«

»Der Mörder wurde mit Handschellen abgeführt?« fragte Mic undeutlich mit vollem Mund.

»Nein, im Gegenteil, er löste sich auf.«

»Erkläre mir das bitte ein bißchen deutlicher«, murmelte er.

»Nun, Seibel war der Ansicht, daß es keinen Mörder gebe, er hat Abel, der darauf bestand, daß alles ziemlich verdächtig aussehe, fertiggemacht. Es gibt also nur einen Spaßmacher, der aus Übermut die Kartei durcheinandergebracht hat.«

»Soso. Habt ihr ihm das abgenommen?«

»Es ist kaum zu glauben, aber Seibel kann so überzeugend argumentieren, daß ihm fast jeder fast jedes Wort glaubt.«

»Aber du doch anscheinend nicht?« »Ich bin eben ein besonders schwerer Fall. Ich habe meine Gründe, ihm nicht zu glauben. Ich hatte heute morgen ein unwahrscheinliches Glück. Ich bin über einen Schrubberstiel gestolpert –«

»Es gibt viele Sorten Aberglauben«, sagte Mic ernsthaft und sah sie von der Seite an, »Glücksklee und Hufeisen und all dieses Zeugs, aber ein Schrubberstiel –«

»Laß mich doch ausreden! – und kam mit der dazugehörigen Raumpflegerin ins Gespräch. Dabei erfuhr ich, daß eine der Frauen vor etwa zwei Jahren braune kurze Haare mit hellen Spitzen im Müll gefunden hat. Ich durfte nicht zu genau nachfragen, zuviel Interesse erzeugt neuen Klatsch. Seibel wäre stocksauer, wenn das Gerede weiterginge. Aber diese Entdeckung, so unbedeutend sie aussieht, hat mir weitergeholfen. Mir fiel ein, daß ein Mädchen, auf das unsere Beschreibung paßt, vor zwei bis drei Jahren mehrere Kurse besuchte.«

»Du, jetzt wird es wirklich spannend«, unterbrach Mic. »Dieses Mädchen existiert also wirklich?«

»Es scheint so. Aber das ist noch nicht alles. Ich bin dann in eine Vorlesung in der Augenklinik gegangen, dort habe ich einige Leute getroffen, die ich vom Sehen kenne. Mit einem Mädchen habe ich mich dann nach der Vorlesung unterhalten. Ich tat so, als ob ich meine Kenntnisse auffrischen wollte und deshalb gekommen sei. Beiläufig fragte ich sie dann, was wohl aus dem Mädchen geworden sei, das ich ihr dann beschrieb. Sie war sehr nett und hilfsbereit.«

»Mein Kompliment, du hast wirklich Talent zum Detektiv«, sagte Mic anerkennend.

»Danke. Sie konnte sich auch an das Mädchen erinnern, wußte aber leider ihren Namen nicht mehr.«

»Trotzdem ist das mehr, als wir je erwartet hatten!«

»Sie konnte mir immerhin noch beschreiben, in welchem Haus das Mädchen damals gewohnt hat. Das ist ganz in der Nähe ihres eigenen Zimmers.«

»Jetzt haben wir wirklich einen konkreten Ansatzpunkt!« sagte er begeistert. »Wir können uns gleich aufmachen und die Vermieter suchen. Vielleicht erfahren wir dabei ihren Namen.«

»Sei nicht zu optimistisch«, warnte sie ihn. »Vielleicht erinnern sie sich nicht mehr. Vielleicht erzählen sie uns, daß dieses Mädchen an einer anderen Universität weiterstudiert. Die Studentin, mit der ich sprach, sagte nämlich, daß sie das vorgehabt hätte.«

»Das ist ein ganz großer Erfolg! Nun kann uns nichts mehr bremsen.«

»Jetzt hast du endlich deine Abwechslung und die Spannung im grauen Alltag, nicht?« lächelte sie »Es ist noch früh genug, wir können die Vermieter noch aufsuchen.«

26. 6. Sie gingen durch den alten Teil der Stadt, durch die engen Straßen, neben Fachwerkhäusern vorbei, vorbei an kleinen Geschäften mit bunten Auslagen. Endlich standen

sie vor einem schmucklosen grauen Haus, das größer und breiter als die Nachbarhäuser war. Sie betraten das kühle Treppenhaus und lasen die vielen Namen auf den Briefkästen.

»Wie sollen wir da die richtige Wohnung finden?« fragte Beate mutlos.

»Laß mich das nur machen«, tröstete sie Mic. Er klingelte an der unteren Wohnung. Eine weißhaarige, mißtrauische alte Dame öffnete.

»Wir wollen Ihnen nichts verkaufen«, sagte Mic mit seinem charmantesten Lächeln. »Aber wir benötigen dringend eine Auskunft. Wir dachten, daß Sie uns vielleicht helfen könnten.«

»Ich Ihnen helfen?« Sie überlegte einen Augenblick, dann siegte die Neugier. »Was wollen Sie denn?«

»Wir suchen eine Medizinstudentin, die vor zwei Jahren hier im Haus gewohnt hat. Wir wissen aber nicht, in welcher Wohnung.«

»Wir vermieten hier nicht«, sagte die Frau mit Würde. »Wir haben das nicht nötig. Versuchen Sie es mal ein Stockwerk höher.«

Mic bedankte sich höflich.

»Ich wette, daß sie genau weiß, was in diesem Haus vorgeht«, knurrte er, als sie die Treppen hochstiegen. »Sie sitzt bestimmt den ganzen Tag am Fenster.«

Im nächsten Stockwerk öffnete niemand. Sie klingelten wiederholt. Endlich hörten sie tappende Schritte, die hinter der Tür haltmachten.

»Ist da wer?« fragte eine brüchige, aber sehr laute Stimme. »Habt ihr Kerle wieder euren Schlüssel vergessen?« Die Tür wurde langsam geöffnet, einen Spalt nur. Ein blinzelndes Auge und ein wirrer grauer Bart wurden sichtbar.

»Wir möchten Sie um eine Auskunft bitten«, sagte Mic freundlich.

»Ich gebe keine Auskunft! Immer diese verdammten Meinungsumfragen.« Die Tür wurde zugeknallt.

»Zu dumm«, sagte Mic. »Hier sind vier Namensschilder an der Tür, der Alte vermietet ganz sicher.«

»Ich glaube aber nicht, daß es ein junges Mädchen bei

diesem unfreundlichen Menschen aushalten könnte«, meinte Beate. »Versuchen wir es im nächsten Stockwerk.«

Sie stiegen weiter. Wieder mehrere Schilder an der Tür. Eine schwarzhaarige Frau in einem pompösen grünen Samtgewand mit silbernen Borten öffnete. Sie war von unwahrscheinlicher Fülle und überwältigender Freundlichkeit.

»Kommen Sie rein, setzen Sie sich, nehmen Sie Platz«, sagte sie. Sie kommen sicher wegen des Zimmers. Es ist ein sehr hübsches Zimmer, es wird Ihnen sicher gefallen, das heißt einem von Ihnen natürlich.« Sie lächelte neckisch. »Es ist nämlich ein Einzelzimmer, aber gegen Besuch habe ich nichts einzuwenden . . .«

Mic sah keine andere Möglichkeit. Er holte tief Luft und unterbrach sie. »Entschuldigen Sie bitte, wenn ich Sie unterbreche«, sagte er und lächelte sie auf seine persönliche Art an. »Wir wollen Sie nicht allzusehr enttäuschen, deshalb sagen wir es Ihnen gleich, wir kommen nicht wegen des Zimmers.«

»Nicht?« fragte die Dicke. »Aber das macht doch nichts. Warum sind Sie denn gekommen? Ich habe so wenig Abwechslung, ich freue mich über jeden –«

Mic sah ihre drohende Bereitschaft, endlos weiterzureden. Also griff er wieder zu seinem schönsten Lächeln.

»Wir hätten einfach gerne eine Auskunft von Ihnen gehabt.«

Ungläubig, aber fasziniert starrte er auf den gewaltig wogenden Busen, während sie wieder Luft holte. Noch gerade rechtzeitig griff Beate ein.

»Wir suchen eine Medizinstudentin, die vor ein paar Jahren in diesem Haus gewohnt hat«, sagte sie. »Sie hatte eine Warze unterm Ohr, dunkle Haare –«

»Ja, ich weiß schon, wen Sie meinen. Sabine hieß sie, mit Nachnamen Naumann, nicht? Ein reizendes Mädchen, wirklich. Sie hatte das Zimmer vor meiner Wohnung, mit separatem Eingang direkt vom Treppenhaus aus. Ich habe sie deshalb nicht oft gesehen, aber es tat mir schon leid, als sie so plötzlich auszog. Warten Sie, ich habe ein Bild, das hat eine andere Mieterin damals von uns allen geknipst.« Sie erhob

sich und rauschte zu einer Kommode. Lange kramte sie in der obersten Schublade herum. Dann sagte sie: »Es tut mir leid, aber ich kann es nicht finden. Es macht ja nichts. Was ist denn aus ihr geworden?«

»Wir hofften, daß wir das von Ihnen erfahren könnten«, sagte Mic enttäuscht.

»Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid es mir tut, daß ich Ihnen keine Auskunft geben kann. Sie zog damals plötzlich aus, weil sie die Universität wechseln wollte, wie ich Ihnen schon –«

»Hat sie eigentlich oft Besuch gehabt?«

Die Dicke lächelte: »Glauben Sie, daß ich neugierig bin? Außerdem, ich habe es ja schon gesagt, hatte sie das separate Zimmer. Da war sie ganz unabhängig und konnte tun und lassen, was ihr gefiel. Auch da kann ich Ihnen keine Auskunft geben, die Sie interessieren könnte.«

»Das ist wirklich schade. Aber ganz herzlichen Dank«, sagte Mic.

»Oh, bitte, bitte. Und wenn Sie etwas erfahren, sagen Sie es mir bitte, ich habe mir schon lange vorgenommen –«

»Ganz sicher«, sagte Mic herzlich.

»Und vielen Dank auch!« Sie entflohen.

Inzwischen geht es also voran, das Opfer ist beim Namen genannt worden, aber das nützt ja nicht viel. Die eigentliche Suche geht erst los. *27. 6.*

Sollte das bei mir auch so sein? Ich bin angespannt, unruhig, unzufrieden und weiß eigentlich nicht mehr, wie sich das anfühlt, zufrieden und glücklich zu sein. Ich kann es nicht mehr nachfühlen und habe es tatsächlich vergessen. Als Lebensgefühl ist es mir fremd geworden. Das kann sowohl Folge als auch Ursache meiner Krankheit sein – auf jeden Fall hängt es damit zusammen. Wenn ich mich frage, wann ich denn wirklich glücklich und zufrieden gewesen bin, dann kehre ich in Gedanken in meine sehr frühe Kindheit zurück.

Mit Glück und Zufriedenheit ist für mich das Körpergefühl von weicher Haut, Rundlichkeit, runden Füßchen auf den Fliesen im Badezimmer verbunden – alles Kleinkindergefühle –, so, als ob ich nur in diesem Kleinkindkörper glücklich sein könnte. Meine langen Beine, die dünnen Arme, das alles paßt nicht in dieses Gefühl. Mir kommt es so vor, als ob ich alles, was als Entwicklung nach der Kleinkindzeit gelaufen ist, verpaßt oder nicht wahrgenommen hätte. Ich bin dem kleinen Mädchen von damals näher als mir jetzt im Augenblick. Und das beunruhigt mich sehr, denn es ist ein unangemessenes, inadäquates Lebensgefühl. Sicher, es gab und gibt auch andere Zeiten, aber im Augenblick ist mein Lebensgefühl eher unbehaglich und angespannt. Manchmal bin ich unglücklich und verzweifelt, aber so schlecht geht es mir im Augenblick nicht. Jetzt bin ich irgendwie fremd oder distanziert zu mir selbst, vielleicht auch indifferent. Deswegen kann ich wohl kaum noch weinen. Ich weiß, das könnte man Depression nennen. Ich möchte es »Fremdheit in der Gegenwart« nennen. Dahinter steht, und das spüre ich ganz deutlich, das Gefühl, daß alles, was zu nahe an mich herankommt, zerstörerisch sein könnte. Ich wehre mich gegen alles und überlaste damit meine Abwehr. Natürlich liegt es nahe, den Grund dafür in diesem langwierigen Virusinfekt zu sehen. Aber ist das wirklich alles? Liegt hier nicht der Grund für die vorangegangenen Träume, die mir meine unangemessene Lebenshaltung aufzeigen?

28.6. *Der Eintrag von gestern stimmt mich traurig, aber er stimmt. Alles, was ich im Augenblick erlebe, kommt entweder nicht an mich heran, oder es verblaßt sofort wieder. Unter Leben verstehe ich etwas anderes, etwas Intensiveres. Im Augenblick stecke ich aber in einer Sackgasse und merke nicht, was ich tun, arbeiten oder verarbeiten könnte. Ich merke zwar, wo ich meine Schwierigkeiten habe, ich merke also, was es ist, und damit betrüge ich mich wenigstens nicht selbst. Irgendwie komme ich mir im Augenblick vor wie eine Schwalbe, die der*

Sturm übers Meer verschlagen hat und die müde ist und keinen Platz zum Landen sieht.
Auch das klingt trostlos, aber so ist es auch wiederum nicht immer. Ich will dem weiter nachgehen, und vielleicht begreife ich es ja irgendwann und kann es dann auch ändern. Das ist im Augenblick meine Aufgabe.
Allerdings kann ich mir das gut sagen – ich weiß nicht weiter, ich habe eher das Gefühl, daß ich langsam wieder »zugehe«. Das Aufgerissensein der letzten Wochen und damit die Besinnung auf mich selbst haben anscheinend ein Ende. Ich muß mich auch wieder in dieser Welt zurechtfinden. Aber vergessen darf ich nie, daß da noch viel Unerledigtes ist.
Vor allem spüre ich jetzt auch, daß Verzweiflung und Angst wirklich nur selten im Leben so zerstörend angebracht sind. Und eines hat sich für mich im Augenblick wirklich gebessert, das sind meine Krankheitsängste und die Kränkungsängste, die ich wohl von meiner Mutter übernommen und mir zu eigen gemacht habe. Und mit dieser Einsicht kann ich wieder mehr nach außen gehen, ich will mich wehren und abgrenzen, das macht mich sicherer. Überhaupt ist ja die Frage für mich, was mit meiner körpereigenen Abwehr geschehen ist, daß diese an sich nicht so schwere Erkrankung so lange und so schwer verläuft. Insgesamt geht es mir ja ein bißchen besser. Aber es bleibt mir wohl doch nicht erspart, weiterzuarbeiten.

29.6. Auch im Krimi scheint es weiterzugehen.

»Sabine Naumann hieß sie«, sagte Beate. »Jetzt hat das Mädchen mit der Warze schon einen Namen. Das stimmt übrigens, jetzt fällt's mir langsam wieder ein.«

»Aber wie geht es jetzt weiter? Wir können doch nicht jede Uni anschreiben?« sagte Mic.

»Immer, wenn wir denken, daß der Faden weitergeht, halten wir ein Ende in der Hand«, sagte Beate mutlos.

»Wir müssen eben möglichst viele Enden sammeln und sie aneinanderknüpfen«, tröstete er sie.

»Schade, daß sie das Bild nicht finden konnte.«

»Das war sicher nur ein unscharfer Schnappschuß, auf dem man niemand erkannt hätte.«

»Und die Dicke hat keinen auffallenden Besucher bemerkt, sie weiß gar nicht, ob diese Sabine überhaupt Besuch gehabt hat. Glaubst du ihr das?«

»Entweder will sie nicht zugeben, daß sie neugierig ist, oder sie weiß wirklich nichts. Auf jeden Fall bekommen wir nicht mehr aus ihr heraus.«

»Was tun wir jetzt?«

»Ich habe eine Idee«, sagte Mic. »Nur glaube ich, daß sie dir nicht zusagt. Aber es ist die einzige Möglichkeit, die mir einfällt.«

»Was denn?«

»Wir müssen uns erst einmal überlegen, wer dieses Mädchen näher oder auch besonders gut gekannt haben könnte. Das ist dann auch der Punkt, an dem wir weiterarbeiten können.«

Beate zählte auf: »Da hätten wir Seibel, Wagner, Meyer, Feldmann. Das wären sie.«

»Wie kommst du gerade auf die?«

»Seibel hat zu plötzlich eine zu einfache Lösung des Problems parat gehabt. Wagner ist nervös und aufgeregt und sieht krank aus. Das könnten Sorgen sein. Meyer ist zu rasch auf den Gedanken gekommen, jemand könnte eine Leiche eingemacht haben, wie er sich ausdrückte. Und Feldmann —« sie zögerte. »Ein Körnchen Wahrheit könnte in jedem Gerücht sein. Mir kommt das alles so unwirklich vor. So etwas erlebt man nicht, so was liest man in der Zeitung oder in Büchern.«

»Es kommt mir so vor, als ob wir jetzt gerade darinstecken würden, alles spricht dafür, daß es sich so abspielt.«

»Richtig. Aber was weiter?«

»Wir dürfen natürlich alle anderen, die die Möglichkeit und die Fähigkeit zum Präparieren haben, nicht aus den Augen verlieren.«

»Sicher. Aber was fangen wir mit unserer Liste der Verdächtigen an? Wir können doch niemanden ausfragen. Und

zur Polizei können wir mit unserem vagen Verdacht auch nicht gehen. Da hat Seibel recht: Sie würden uns für überspannt halten, besonders wenn ihnen Seibel dann im Brustton der Überzeugung seine Lösung der Geschichte vorträgt.«

»Wir müssen eben selbst handeln. Wir müssen wenigstens versuchen, ob wir etwas Belastendes oder Verdächtiges in ihren persönlichen Sachen finden können. Ich dachte an Briefe, Fotos, die wir dann der Dicken zur Identifizierung zeigen könnten, an Notizen, Terminkalender und ähnliches.«

»Wie stellst du dir denn eigentlich vor, daß wir Einblick in die persönlichen Aufzeichnungen dieser Leute bekommen könnten? Du glaubst doch nicht, daß wir einfach hingehen und sagen, wir haben Sie in Verdacht, daß Sie etwas mit dieser Sache zu tun haben, bitte zeigen Sie uns das Beweismaterial.«

»Aber das ist doch ganz einfach«, sagte er.

»So, findest du?«

»Wir gehen eben hin, du hast es ja schon gesagt.«

»Deinen Optimismus möchte ich haben!«

»Sei doch nicht so streng mit mir. Wir gehen natürlich zu ihnen, wenn sie nicht da sind.«

»Du denkst an einen Einbruch?« sagte Beate ungläubig.

»Warum nennst du das Einbruch? Wir wollen uns ja nur etwas umsehen.

»Da mache ich nicht mit«, sagte sie abweisend. Sie schwieg lange.

»Was denkst du jetzt?« fragte er sie.

»Ich habe an Sabine Naumann gedacht. Wahrscheinlich lebt sie nicht mehr. Jemand, dem sie vertraut hat, hat sie umgebracht und zu Präparaten verarbeitet. Das ist ekelhaft, widerlich und gemein.«

»Ja, das ist es.«

»Trotzdem, das rechtfertigt noch lange nicht, daß wir bei beliebigen Leuten einbrechen.«

»Beate, stell dir das einmal richtig vor«, sagte er eindringlich. »Ein Mädchen ist so allein, daß sich niemand darum kümmert, wo es geblieben ist. Ein Mann, der das weiß, nutzt das aus. Kein Mensch vermißt Sabine. Sollten nicht wenig-

stens wir versuchen, das wieder ein bißchen gutzumachen? Ich weiß, was du jetzt sagen willst. Es nutzt ihr nichts mehr, sie hat nichts mehr davon. Aber es schadet dem, der sie auf dem Gewissen hat. Wir müssen einfach etwas unternehmen, und ich weiß nicht, was wir sonst tun könnten.«

»Ich auch nicht«, sagte sie zögernd. »Wenn es keinen anderen Weg gibt –«

»Ich weiß keinen. Vielleicht fällt dir noch etwas ein?«

»Ich will mir das alles noch überlegen.«

30. 6. Beate lag noch lange wach. Sie konnte nicht einschlafen, weil sie an Sabine Naumann denken mußte und an das, was sie vorhatten, um diese ganze verwickelte Geschichte zu klären. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich irrten, daß die Präparate wirklich schon lange zur Sammlung gehörten, war gering. Aber andererseits konnten sie auch niemand von dem, was sie vermuteten, überzeugen, sie hatten keine Beweise. Sie hätten ein klares Foto haben müssen, auf dem man charakteristische Einzelheiten wie etwa jene Warze deutlich erkennen könnte. Ob die dicke Vermieterin es nicht bewußt versteckt und zurückgehalten hatte? Aber sie hatten ja nicht einmal einen Schnappschuß, mit dem sie das Gedächtnis derjenigen auffrischen konnten, die Sabine vielleicht gekannt haben könnten. Sie hatten nichts als Annahmen, Wahrscheinlichkeiten und den vermutlichen Namen des ermordeten Mädchens. Auf irgendeiner Paßstelle gab es bestimmt eine gute Fotographie von Sabine, sie mußte ja einen Ausweis oder einen Paß gehabt haben. Aber alle Fotos waren unerreichbar, wenigstens so, wie die Dinge jetzt standen. Unruhig warf sich Beate auf den Rücken. Sie starrte an die Decke, bis ihre Augen brannten. Beweise: Bilder, Briefe, Notizen ... Sie waren nur zu bekommen, wenn sie Mics Vorschlag ausführten.

Dieser Mann, dem Sabine vertraut hatte, war mit größter Wahrscheinlichkeit noch am Institut beschäftigt. Am Ende begegnete sie ihm jeden Tag, sprach mit ihm, gab ihm vielleicht die Hand, möglicherweise – sie schauderte – war er ihr sympathisch; es gab viele Kollegen, die sie schätzte. Vielleicht würde sie selbst ihm vertrauen, wenn sie in die Lage dazu käme?

Sie konnte nicht in einer Umgebung arbeiten, in der sie jeden Kollegen verdächtigte, jedem freundlichen Wort mißtrauen mußte. Das war ihr alles jetzt erst so richtig klar. Jetzt hatten sie einen Namen, eine Wohnung, eine vage Erinnerung; allmählich nahm das Mädchen, das sie suchten, Gestalt an. Es hatte gelebt, war durch die gleichen Straßen gegangen wie sie, hatte in den gleichen Räumen gearbeitet, die gleichen Menschen gekannt. Vorher war alles ein spannendes Spiel gewesen, ein Spiel mit Vermutungen und Verdächtigungen. Jetzt wurde es Realität, Ernst, Verantwortlichkeit, eine Verpflichtung diesem Mädchen und sich selbst gegenüber, ihrem eigenen Bedürfnis nach Wahrheit und Gerechtigkeit. Es scheint irgendwo in jedem die Vorstellung zu geben, daß alles Böse notwendigerweise auch seine angemessene Strafe finden müsse. Viele Menschen haben resigniert, weil sie zu oft erlebt haben, daß es gerade nicht in der Realität geschieht. Aber sie wollte nicht resignieren, jedenfalls jetzt nicht.

Beruhigt legte sie sich zurück. Sie sah das vertraute gelbe Rechteck, das die Straßenlaterne an die Wand malte. Es würde alles in Ordnung kommen. Mics Gedanke, die persönlichen Aufzeichnungen und Erinnerungen fremder Menschen zu durchsuchen, kam ihr nicht mehr so absurd und völlig unmöglich vor. Sie hatten ein Recht darauf, ein Recht auf Gerechtigkeit. Und eine andere Möglichkeit schien es im Augenblick nicht zu geben.

5. 7. Ich bin ziemlich verzweifelt. Ich fühle mich weiterhin schlapp, müde, nicht belastbar. Ich weiß ja, daß Viruserkrankungen lange dauern, aber immer wieder Fieber, immer wieder Mattigkeit, immer wieder diese Unmöglichkeit, doch wieder ein wenig am Leben teilzunehmen, das macht mich fertig. Ich nehme unglaublich hohe Dosen von Medikamen-

ten, und wenn ich sie absetze, gewinnt der Virus erneut an Kraft, und mir geht es wieder schlecht. Es ist ein verzweifelter Kampf. Ich habe keinen Boden unter den Füßen. Alle meine Versuche, mich zu wehren, erstickt die Krankheit. Im Augenblick ist sie viel stärker als ich. Ich fühle mich ohnmächtig und verloren. Andererseits muß ich wohl lernen, die Situation, so wie sie gerade ist, anzunehmen. Das bedeutet ja nicht, daß ich nicht alles tun werde, um sie zu ändern.

Heute nacht habe ich wieder geträumt:

Ich suche eine neue Wohnung. Da gibt es ein Haus, das ursprünglich so aussah, daß das Untergeschoß in Ordnung war, das mittlere Stockwerk fehlte völlig, es gab nur vier Stützsäulen an den Seiten, und das Dachgeschoß war wieder vollständig in Ordnung. Das mittlere Stockwerk fehlte einfach. Dieses Haus wurde nun umgebaut und hat jetzt drei bewohnbare Stockwerke. Im untersten Stockwerk hatte ursprünglich eine Frau gewohnt, die psychisch schwerkrank war. Das hatte man mir erzählt. Ich gehe hin. Von außen sieht das Haus zwar ansprechend aus, innen ist es aber ausgesprochen kitschig ausgestattet. Auf dem Flur im Obergeschoß steht ein Schrank aus unserem Ölkeller. Ich erinnere mich plötzlich, daß ich den Oberstock kenne, und ich erinnere mich auch im Traum daran, wie er früher ausgestattet war; so stand beispielsweise ein Kühlschrank an der anderen Seite. Im Obergeschoß treffen wir auch auf einen weiteren Bekannten, der behindert ist. Er findet das Haus sehr unbequem. Im Mittelstock befindet sich ein großes Zimmer mit Kronleuchtern und einem Kamin. Im Untergeschoß ist es ebenso kitschig mit Leuchterchen, Figuren, Stuck und Plüschgardinen. Überall sind noch die Handwerker am Arbeiten. Wir haben schnell gemerkt, daß dieses Haus für mich nicht bewohnbar ist, aber es lohnt sich, es sich genau anzusehen, weil es so merkwürdig ausgestattet ist.

Dieser Traum scheint genau meine Situation wiederzugeben.

Die Mitte dieses Hauses fehlte ursprünglich, das Untergeschoß war von einer psychisch kranken Frau bewohnt. Lediglich das Dachgeschoß ist in Ordnung und war schon früher möbliert. Allerdings treffen wir dort einen Behinderten. Wenn ich das Haus, das ja auch für mich selbst stehen kann, einmal umsetze in mein Körperbild, dann kann ich sagen, daß das Obergeschoß zwar gut möbliert ist, es befindet sich dort aber ein Behinderter: Ich habe ja diese Entzündung des Gehirns gehabt, die immerhin bewirkt hat, daß ich mich an fünf Tage mit hohem Fieber und stärksten Kopfschmerzen nicht mehr erinnern kann, und die sich auch in den Untersuchungen zeigte. Auch das Untergeschoß war von einer diesmal nicht körperlich, sondern psychisch behinderten Person okkupiert. Die Mitte fehlte einfach. Und umgesetzt auf Seelisches könnte es heißen, daß das Obergeschoß, also das Bewußtsein, zwar einigermaßen funktioniert, daß gewisse Bereiche in der Mitte völlig fehlen, und daß das Unbewußte durch eine psychische Behinderung in Unordnung gebracht ist. Kein schönes Bild, aber sicher sehr deutlich und wegweisend. Tröstlich ist für mich, daß inzwischen das Mittelgeschoß ausgebaut wurde, aber es gefällt mir noch nicht. Das Gebäude ist jetzt zwar intakt, aber es eignet sich noch nicht zum Wohnen. Es ist ausgesprochen kitschig – hier herrscht Falsches statt Echtes vor. Ob sich hier zeigt, wie sehr sich noch in mir falsche Vorstellungen halten – man könnte es ein »falsches Selbst« nennen? Ich finde den Traum außerordentlich wichtig, denn es geschieht in ihm ja auch eine Entwicklung, die allerdings noch nicht abgeschlossen ist. Dieser Traum greift auch Teile des Anfangs auf, indem er aufzeigt, wie Falsches statt Richtiges, Inadäquates statt Realistisches von mir gelebt wird. Dieser Traum könnte eine wichtige Wegweiserfunktion haben. Die Suche nach der für mich richtigen Mitte ist noch nicht beendet.

Aber auch im Krimi muß die Suche weitergehen, auch hier gibt es schon Anhaltspunkte. 6.7.

“Der erste trübe Tag nach einer sonnigen Frühlingswoche erscheint doppelt trüb, wenn er auf einen Sonntag fällt. Jeder möchte nachholen, was er in einer Woche voller Arbeit versäumen mußte, und nun versanken alle Pläne in einem grauen Meer von Wolken. Ein kalter Wind pfiff, er riß die weißen und rosa Blütenblätter von den Obstbäumen und trieb sie vor sich her. Die Blumen duckten sich in den Schutz ihrer Blätter, der Wind zerrte an ihren Kelchen und schüttelte sie gründlich durch.

Wagner räumte die bunten Stühle von der Terrasse. Er fror. Das Haus war ungemütlich kalt. Aber er mußte sparen, an allen Ecken und Enden, das Haus war noch nicht abbezahlt und seine Frau warf ihm ständig vor, daß er nicht zu den Erfolgreichen gehörte, die es geschafft hatten, wie ihr Vater beispielsweise. Wenn man oben ist, spielt es keine Rolle, welchen Weg man genommen hat. Der Weg über die Leistung ist nicht immer der kürzeste. Der gewundene, der viele Seitenstraßen und unübersichtliche Kurven hat, kann, jedem physikalischen Gesetz zum Trotz, der kürzeste sein. Seine Frau würde es ihm immer nachtragen, daß er diesen Weg nicht zu gehen verstand. Sie machte ihm das immer wieder schmerzhaft klar und sei es durch eine solche Kleinigkeit wie diese krampfhafte Sparsamkeit mit der Heizung. Natürlich hätten sie heizen können, er konnte ja darauf bestehen. Aber das würde eine Woche voller bösem Schweigen bedeuten, eine Woche der vorwurfsvollen Blicke und der ständigen Nadelstiche. Er zuckte die Schultern. Das war die Sache nicht wert. Sabine hätte nie – verdammt, konnte er sich das nicht endlich abgewöhnen? Es tat weh, das zu denken. Er wischte sich mit der Hand über die Stirne. Kopfschmerzen natürlich. Das beste dagegen war ein Spaziergang durch den Park, der Wind würde Gedanken und Kopfschmerzen wegwehen.

Er ging auf den Flur und rief nach den Kindern. Aber Thomas bastelte an einem Schiff und kam heraus mit Händen voller Klebstoff, und Daniela malte gerade einen »Ölifanten« und schwamm in Schöpferfreude und himmelblauer Farbe. Beide hatten keine Zeit und versicherten, sie würden auch vor dem Essen keine mehr haben. Bis dahin wollten sie sowohl Schiff als auch Elefant fertiggestellt haben. So ging er alleine.

Hinter dem Garten erstreckte sich der gepflegte, schön angelegte Botanische Garten, der ringsum eingezäunt war, warum, das wußte kein Mensch. Die Eingänge wurden zwar abends verschlossen, aber wer schöne Sommerabende gerne zwischen blühenden Sträuchern und auf bequemen Bänken verbrachte, fand leicht seinen Weg über die Mauer oder über eines der mäßig hohen Tore. Heute, am Sonntag, war der Park natürlich geöffnet und Wagner sah überrascht, daß viele Leute trotz des unfreundlichen Wetters darin spazierengingen und sich die farbenfreudigen Beete ansahen. Der Wind rauschte in den Wipfeln der hohen Bäume, die sich bogen, der Flieder schwang seine noch nicht geöffneten Blüten hin und her. Wagner mochte dieses Rauschen, er liebte den Wind. Sabine hatte ihn auch gemocht. Er erinnerte sich an eine gemeinsame Fahrt. Sie hatten in einem kleinen Gasthaus im Taunus übernachtet. Vor dem Haus war ein bekiester Platz mit bunten Tischen und Stühlen, auf dem zwei riesige Kastanienbäume standen. Am Abend zogen dann Wolken auf. Beide standen noch lange am Fenster und sahen das Wetterleuchten, das Hügel, Wald und die nahen Häuser in ein seltsam diffuses, violett-grünliches Licht tauchte. Dann kam der Sturm. Sie lagen dicht beieinander, mit offenen Augen, sahen die huschenden Schatten der Zweige auf den Wänden und an der Decke, dann wieder die scharfen Konturen der Äste im zuckenden Licht. Und hörten dabei ständig das tonlose geduldige Rauschen der Bäume.

In dieser Nacht war ihnen klar geworden, daß sie nicht so weiterleben und immer die Entscheidung vor sich herschieben und auf Wunder warten konnten. Es gibt nur die Wunder, die man sich selbst schafft.

Aber er wußte auch, daß er seine Kinder nicht verlieren wollte. Und außerdem, bei den beruflichen Schwierigkeiten, unter denen er ohnehin litt, wollte er nicht riskieren, weitere Angriffspunkte zu geben. Das hatte er ihr gesagt, und sie hatte ihm nicht geantwortet.

›Das hat mit uns beiden nichts zu tun‹, hatte er hinzugefügt, ›du darfst nicht eifersüchtig sein.‹

›Ich bin nicht eifersüchtig. Ich bin nur traurig, weil ich wieder alleine bin und von vorne anfangen muß.‹

›Aber es ändert sich doch nichts.‹

›Es ändert sich alles. Vorher konnten wir noch träumen. Jetzt ist alles so klar. Es ist leichter, nichts zu haben, als etwas zu verlieren.‹

›Du verlierst doch nichts.‹

›Glaubst du das wirklich? Ich habe mir immer gedacht, daß es so kommen würde. Ich frage mich, warum du so feige bist.‹

›Müssen wir darüber reden?‹

›Wenn dir ein Thema nicht gefällt, wischst du es einfach mit einer solchen Frage weg.‹

›Warum sollen wir darüber reden? Es ist doch schon alles gesagt.‹

›Was willst du denn eigentlich?‹

Sie schwiegen eine Weile.

Dann begann er wieder: ›Du ziehst in eine andere Universitätsstadt und studierst dort weiter. Ich will sehen, daß ich hier alles in Ordnung bringe und dann komme ich zu dir oder ich hole dich.‹

›Wie kommt das auf einmal? Hast du dir das wirklich überlegt?‹

›Ich glaube, daß du für mich wichtiger bist als alle beruflichen und familiären Rücksichten.‹

Sie schwieg. Auch am nächsten Morgen war sie sehr schweigsam gewesen und sehr ernst. Sie hatten das Thema nicht mehr berührt, auch sonst sprachen sie kaum auf der Rückfahrt miteinander. Als sie aus seinem Auto ausstieg, sagte sie: ›Ich will die Universität wechseln, ganz gleich, wie es dann weitergeht.‹

›Mach dir keine Sorgen.‹

Am nächsten Tag hatte er ihren Brief bekommen. Es war der einzige Brief, den sie ihm je geschrieben hatte und den er in der kleinen abschließbaren Schublade in seinem Institutsschreibtisch aufbewahrte.

Es war ein Fehler, ihn aufzuheben. Er würde ihn vernichten müssen, am besten gleich morgen.

Ein Fehler und noch einer und noch einer: Wenn er es recht betrachtete, war sein Leben eine Summe von Fehlern. Es gab zu viele Fehler, die er nicht wiedergutmachen konnte. Er konnte nur versuchen, keine neuen Fehler mehr zu machen und aus den bereits gemachten zu lernen. ❞

Die Suche danach, was richtig ist, hat viele Gesichter. Im Grunde stehe ich an der gleichen Stelle, ich habe Fehler gemacht, aber den richtigen Ansatz habe ich immer noch nicht ganz gefunden. Vielleicht hilft mir ein Traum von heute nacht weiter: 8.7.

Ich muß einen Vortrag halten, es sitzen etwa zwanzig Leute auf Stühlen im Raum. Ich sitze an einem Tisch, neben mir auf dem Fußboden befinden sich viele Bücher und Zettel. Ich suche etwas auf dem Stapel, und dann gerät mein Manuskript darunter, es ist weg, soviel ich auch suche. Ich habe alles sorgfältig vorbereitet und mir viele Zitate aufgeschrieben. Jetzt habe ich nur noch einen winzigen Schmierzettel. Ich versuche meinen Vortrag trotzdem zu halten, es geht zwar nicht besonders gut, einigermaßen stockend, aber ich kann doch das Wichtigste sagen. Manche Leute stehen langsam auf und gehen weg, etwa fünf Leute bleiben noch sitzen. Plötzlich sehe ich, daß hinter einer Schiebefalttür aus Holz noch eine Reihe weiterer Leute sitzen, die mir aufmerksam zugehört haben.

Jetzt habe ich das Manuskript verloren, obwohl ich meinen Vortrag halten muß. Das heißt also wohl, daß mein Konzept weg ist, vielleicht mein Lebenskonzept, und ich muß jetzt neue Wege suchen. Ich muß weg von den Zitaten, weg vom Vorgefertigten, Festgelegten. Im Traum merke ich, daß es auch ohne das geht. Das ist zwar schwieriger, es gibt auch eine Reihe von Menschen, die weggehen, das sind die Konsumen-

ten. Nun entdecke ich im Traum aber einen neuen, bisher unsichtbaren Anteil von Menschen, die auch dann noch an mir interessiert sind, wenn ich mein altes Konzept nicht mehr habe und es daher nicht mehr verfolgen kann. Es scheint darum zu gehen, neue Wege zu finden und darauf zu vertrauen, daß ich dennoch nicht im Stich gelassen werde. Das ist im Traum sehr schwierig, aber es gelingt. Der Weg weg vom Zitat zum Eigenen hin, Eigenes statt angelesenes Fremdes, ist wie der Weg weg vom unvollständigen, unausgebauten oder kitschigen Haus hin zur eigenen Wohnung. Mir scheint, daß beide Träume dasselbe aussagen wollen.

Gesundheitlich geht es mir langsam besser, ich bin zwar noch sehr leicht erschöpft, und wenn ich versuche, meine Grenzen zu überschreiten, bekomme ich immer wieder Fieber. Ich muß also ganz genau auf mich selbst achten, auf mein eigentliches Befinden, auf mein wirkliches Selbst. Ich darf mich einfach nicht mehr von aufgesetzten Vorstellungen oder Forderungen treiben lassen. Im Grunde war Wagner an der gleichen Stelle, als er sich entschloß, das Versteckspiel mit Sabine aufzugeben und sich endlich seinen eigenen Wünschen zuzuwenden, statt den äußeren Schein zu wahren. Es scheint wirklich um den Weg zum eigentlichen Selbst zu gehen. Aber Wagner ist es ja nicht gelungen, ihn wirklich zu finden. Dieser Weg war nur da wie eine Fata Morgana, es ist ja nicht gegangen. Das ist schon ein schwieriger Weg, der sehr viel Einsatz braucht. Mal sehen, wie es weitergeht.

9.7. „Beate hatte sich mit Mic zum Mittagessen verabredet. Beim Kaffee erklärte sie ihm dann ihre Gedankengänge der vergangenen Nacht. Mic war erleichtert zu hören, daß sein Vorschlag angenommen worden war. Die Gründe dafür waren ihm ziemlich gleichgültig. Hauptsache, das Spiel ging weiter, die Jagd versprach spannend und aufregend zu werden. Auf Beates Hilfe war er angewiesen. Sie nur kannte die in Frage kommenden Leute. Sie konnte auch herausfinden, wann der jeweils günstigste Zeitpunkt für eine kleine »Orientierungsrunde« durch die leeren Wohnungen gekommen war. Außerdem war es viel besser, zu zweit zu sein, es war sicherer.

»Aber eine Bedingung hätte ich«, sagte Beate.

»Ist dir noch ein wichtiger Gedanke gekommen?«

»Wir müssen sicher sein, daß dies wirklich der einzige Weg ist, auf dem wir weiterkommen können. Wir müssen noch einmal die Wirtin – ich weiß noch nicht einmal ihren Namen – aufsuchen und sie fragen, ob ihr inzwischen noch etwas eingefallen ist.«

»Willst du sie denn verärgern?«

»Natürlich nicht. Wir müssen freundlich und vor allem sehr vorsichtig mit unseren Fragen sein, das ist mir klar. Außerdem wohnt vielleicht einer der anderen Mieter schon lange genug im Haus und erinnert sich noch an irgend etwas.«

»Wie du meinst«, seufzte Mic.

»Siehst du denn nicht ein, daß uns das unter Umständen weiterhelfen kann als diese andere Aktion? Und es ist der bessere Weg.«

»Wir wollen nicht philosophisch werden und über besser und schlechter meditieren; das macht mir Unbehagen im Magen, besonders nach dem Essen. Außerdem bringt es uns vom Thema ab. Wann gehen wir zu der Dicken?«

»Heute ist zwar Sonntag, aber wahrscheinlich langweilt sie sich und ist ganz froh über die Abwechslung.«

»Leute, die sich langweilen, sehen mehr als andere, weil sie mehr Zeit haben und sich nach Abwechslung sehnen. Ich glaube ihr nicht, daß sie nichts gesehen hat und nicht neugierig ist.«

»Laß doch deinen Charme spielen. Es liegt doch nur an dir.«

»Na, hoffentlich läßt sie uns überhaupt zu Wort kommen.«

»Das werden wir dann ja sehen.«

Kurz nach vier klingelten sie an der Wohnungstür von Frau Keulbach. Sie hörten schwere Schritte und das Rauschen eines Gewandes, das sich diesmal als eine Art lila Kaminrock mit einer Bluse wie Veilchen im Schnee, lila mit Silberfäden, herausstellte. Die Dame hatte entschieden eine Vorliebe für

das Prächtige. Sie zeigte sich überrascht und erfreut über den unerwarteten Besuch, sie beteuerte es jedenfalls; sie hätte diese netten jungen Leute gleich so sympathisch gefunden, sagte sie.

Beate blieb bewundernd vor einer großen, leuchtend rot blühenden Kaktee stehen.

»Wie machen Sie das nur?« fragte sie staunend. »Ich kann meine Ableger pflegen soviel ich will, sie blühen nie.«

»Gefällt er Ihnen? Ja, das ist eine der Erinnerungen an meinen lieben Mann. Er züchtete Kakteen und hatte eine so glückliche Hand damit. Er hat mir alles beigebracht, was mit Blumenpflege zusammenhängt. Sehen Sie, hier steht noch so ein Prachtexemplar.« Sie schob den Vorhang vor dem Fenster ein wenig zur Seite. Ein Kaktus mit dem Kranz duftiger cremefarbener Blüten wurde sichtbar.

»Die sind schön«, sagte Beate ehrlich entzückt.

»Mir ging es früher wie Ihnen«, sagte Frau Keulbach, »ich tat alles für meine Pflanzen, ich goß sie und düngte sie, aber ich hatte keinen Erfolg damit. Und dabei sind diese Pflänzchen so bescheiden.«

»Ihr Mann hätte seine Freude daran, wenn er sehen könnte, wie prächtig seine Schützlinge in Ihrer Pflege gedeihen«, meinte Mic.

»Es tat ihm so leid, daß er sie zurücklassen mußte. Aber er hatte ja kein Recht darauf.«

»Mm, ja, gewiß nicht«, sagte Mic etwas verblüfft. »Wir alle müssen die irdischen Dinge zurücklassen und können nichts mitnehmen.«

»Ja, der Arme. Es tat ihm direkt weh, denn er traute mir in diesen Dingen nicht sehr viel zu.«

»Ganz zu Unrecht, wie man sieht.«

»Es tat mir so leid, aber ich konnte ihn nach der Scheidung doch nicht in der Wohnung behalten, außerdem wurde sie mir mit allem Inventar vom Gericht zugesprochen. Der Arme, dabei war er an allem nicht schuld.« Sie blickte zu Boden. Mic und Beate schwiegen.

»Aber ich bin auch nicht schuld daran, glauben Sie mir

das«, begann sie wieder. »Sonst hätte ich auch nicht die Wohnung behalten können. Er war zu schwach, er konnte nicht nein sagen. Aber ich konnte mir das nicht länger bieten lassen!« Ihre Stimme wurde schrill. »Die Weiber waren hinter ihm her, besonders diese eine mit ihrem sanften Gesicht und diesem Getue hat ihn total verrückt gemacht!« Ihr Gesicht war hochrot, und Beate fürchtete einen Schlaganfall. Ihr war diese Szene, die Mic offensichtlich mit Interesse betrachtete, peinlich, und sie beschloß, sie zu beenden.

»Und wie pflegen Sie nun diese herrlichen Kakteen?« fragte sie freundlich. »Sie müssen mir Ihre kleinen Tricks verraten. Ich möchte zu gerne erreichen, daß meine Ableger auch so schön zum Blühen kommen.«

»Oh, entschuldigen Sie«, sagte Frau Keulbach tief atmend. Ihr Busen wogte gewaltig unter dem heftigen Ansturm der Gefühle. »Manchmal überkommt es mich, dann sehe ich rot und dann muß ich es einfach loswerden. Sie waren doch nicht mit dieser Naumann befreundet?«

»Nein, wir sind nicht mit ihr befreundet. Aber wir haben gemeinsame Bekannte, mit denen wir neulich über sie sprachen. Da fiel uns ein, daß wir uns nach ihr erkundigen könnten«, sagte Mic rasch.

»Ich weiß nichts von ihr, wirklich nichts«, sagte Frau Keulbach schnell. »Sie zog damals aus und seitdem habe ich nichts mehr von ihr gehört. Ich habe in den Zeitungen —« Sie schwieg plötzlich.

»Was haben Sie?« fragte Mic scheinbar gleichgültig, aber in Wirklichkeit höchst aufmerksam.

»Nun, ich dachte, es ist doch eigenartig, daß das Mädchen nichts von sich hören läßt. Da habe ich in den Zeitungen nachgeschlagen, ob ihr vielleicht etwas passiert ist.«

»Etwas passiert? Wie kommen Sie darauf?«

»Nur so. Man liest doch so viel von schrecklichen Dingen in der Zeitung und den Illustrierten. Übrigens wollten Sie ja wissen, wie ich meine Kakteen pflege. Also: Sie müssen magere Erde haben, am besten mit reichlich Sand, den haben sie in der Wüste ja auch. Und viel Sonne brauchen sie, und im

Winter müssen sie zeitweise trocken stehen, damit sie Blüten ansetzen. Wichtiger ist dann noch, sie vor Fäulnis, Krankheiten und Ungeziefer zu schützen. Dafür habe ich ein sehr gutes Pflanzenschutzmittel, warten Sie, ich kann es Ihnen gleich zeigen.« Sie erhob sich halb, setzte sich aber sofort wieder hin. »Zu dumm, die Dose ist gerade leer. Aber es ist auch gleich, was man nimmt. Darf ich Ihnen etwas zu trinken anbieten, einen Schluck Cognac vielleicht oder ein Likörchen?«

Sie ging zu einem kleinen Schrank und öffnete eine Klappe. Da stand Flasche an Flasche, eine wohlbestückte Hausbar mit allen gängigen Marken.

»Ich trinke manchmal ein Tröpfchen«, sagte sie verschämt. »Aber in Gesellschaft schmeckt es mir viel besser.«

»Das glaube ich Ihnen, sagte Mic. »Wir würden gerne einen kleinen Schluck versuchen.«

Geschäftig goß Frau Keulbach drei Gläser voll. Mic schnalzte anerkennend mit der Zunge.

»Wohnen Ihre übrigen Mieter schon lange bei Ihnen?« fragte Mic beiläufig.

»Bis jetzt hat es allen sehr gut bei mir gefallen. Sie wohnen schon ziemlich lange hier. Es sind Studenten«, fügte sie hinzu.

»Könnte einer von ihnen noch Sabine Naumann gekannt haben?«

»Natürlich – das heißt – nein. Natürlich nicht. Zwei Jahre wohnt noch keiner von ihnen hier. Aber das ist ja auch unwichtig. Ihr Besuch hat mich sehr gefreut, vielleicht können Sie mir Bescheid sagen, wenn Sie etwas über diese Sabine Naumann erfahren haben?«

»Sie können sich darauf verlassen«, sagte Mic.

Auf der Straße blieben sie stehen.

»Wollen wir wetten –«, begann Mic.

»Komm schon, es kann jeden Augenblick anfangen zu regnen«, sagte Beate laut und zog ihn am Ärmel. »Außerdem beobachtet uns Frau Keulbauch aus dem Fenster«, setzte sie leise hinzu. Sie gingen die Straße hinunter.

»Das Ganze kommt mir höchst sonderbar vor«, sagte Mic. »Ich bin sicher, daß da irgend etwas nicht stimmt. Sie weiß

etwas, und sie rückt nicht damit heraus. Hast du gesehen, wie sie mehrmals das Thema gewechselt hat, gerade wenn es interessant wurde?«

»Aber ihre Familientragödie ging uns wirklich nichts an.«

»Du kannst sagen, was du willst, mir gefällt das nicht. Ich glaube, wir werden sie bald mal wieder besuchen.«

»Glaubst du nicht, daß wir lieber den langjährigen Mieter aufspüren sollten?«

»Das wird schwierig. Aber wir können's dann ja mal versuchen.«

»Übrigens findet am Dienstagabend ein Vortrag statt, den die meisten von uns besuchen, unter anderem auch Feldmann. Ich müßte auch hin.«

»Da hätten wir ja die Gelegenheit, uns seine Bude anzusehen«, sagte er erfreut. »Um wieviel Uhr fängt der Vortrag an?«

»Um Viertel nach acht.«

»Gut, dann treffen wir uns um diese Zeit, ich werde ab Viertel vor acht vor dem Block auf und ab gehen, damit wir sicher sind, daß er wirklich gegangen ist. Er kennt mich ja nicht, aber ich ihn, von den Kursen.«

»Du hast etwas vergessen. Diese neuen Wohnunen haben bestimmt Sicherheitsschlösser. Wie sollen wir da hereinkommen?«

»Laß das meine Sorge sein. Ich kenne da einen Trick...«

Im Weitergehen pfiff Mic fröhlich, laut und falsch vor sich hin. Er betrachtet das alles als eine Art Sport, dachte Beate, schade, aber man kann ihn nicht mehr ändern. ”

Dieser Hang zur Illegalität ist ja wirklich verdächtig. Dabei wird die Trennung von gut und böse fraglich. Was »richtig« ist, scheint durch die Motivation dahinter bestimmt zu werden. Und unrichtig ist es immer, wenn Ernstes zum Spiel betrieben wird.

“ Der Dienstagabend war trübe und kühl. Ein unangenehm frischer Wind blies Beate ins Gesicht und ließ ihre

langen dunklen Haare flattern. Sie raffte den Mantel zusammen und fröstelte, als sie die Straße hinunterging. Worauf hatte sie sich eingelassen? Sie hatte Herzklopfen, und das kam nicht vom Laufen. Sie sah auf die Uhr, sie würde pünktlich sein. Mic lehnte an der Laterne und rauchte mit offensichtlicher Ruhe eine Zigarette. Sie begrüßte ihn, und wieder einmal überlegte sie, wie wenig sie von ihm wußte. Was war er für ein Mensch? Sie selbst war aufgeregt und atemlos – und er rauchte ruhig. Er gab ihr die Hand und sah sie prüfend an.

»Nanu, deine Hände zittern ja! Hast du Angst?« Sie nickte.

»Aber wir sollten anfangen.« Er griff in seine Rocktasche und zog einen Schlüsselbund in einer schwarzen Hülle heraus. »Hier, sieh mal, was ich gefunden hab.«

»Aber das sind doch – die kenne ich – das sind Feldmanns Schlüssel.«

»Eben. Fremde Schlüssel schließen an Patentschlössern nicht, hast du mir erzählt. Also nehmen wir besser gleich die passenden.«

»Wie kommst du denn an die Schlüssel? Hast du sie –«

»Nein, natürlich nicht. Ich habe sie mir nur ein bißchen bei ihm ausgeliehen, er findet sie nachher auf der Treppe vor seiner Wohnung.«

»Aber wie hast du –«, fragte sie, immer noch sprachlos.

»Das ist nur ein kleiner Trick. Ich bin zufällig gegen ihn gestoßen, habe mich entschuldigt und dabei sind die Schlüssel aus seiner ausgebeulten Rocktasche in meine gewandert.«

»Das nennt man Taschendiebstahl!« sagte Beate wütend. »Ich mach da nicht mit!« Sie drehte sich herum und rannte die Straße hinunter.

»Halt, lauf doch nicht fort, ich will dir das erklären!« rief er hinter ihr her. Dann hatte er sie eingeholt.

»Warte, Beate! Es ist doch alles ganz einfach, hör doch mal zu! Als Jungen haben wir uns einen Sport daraus gemacht, unseren ›Feinden‹ möglichst unbemerkt tote Frösche, Mäuse und Schnecken in die Taschen zu stecken.

Darin haben alle Jungen meiner Klasse ziemliche Fertigkeiten entwickelt. Das ist die ganze Erklärung.«

Beate blieb stehen. »Und das soll ich dir glauben?« fragte sie zweifelnd.

»Das ist wirklich wahr. Das dauernde Mißtrauen bekommt dir nicht. Es wird Zeit, daß wir unseren Fall klären, damit du dich wieder wohl fühlst. Ich gehe an die Arbeit.«

Beate ging vor der Wohnung auf und ab, die Hände in den Taschen verkrampft. Mic hatte unterdessen die Wohnungstür aufgesperrt und stand im winzigen Vorraum des Appartements, das sehr eigenwillig möbliert war. Mic pfiff anerkennend durch die Zähne. Dieser Feldmann liebte kühle Farben. Viel Weiß: die Wände, Regale, Lampen, der Schreibtisch; dazu ein dunkles Blau: Vorhänge, Teppich, Sofa und Stühle – und Fliederfarbe. Selbst die Bilder an den Wänden harmonierten damit: schwermütige Landschaften in Blaugrau, Weiß und Ocker.

Mic trat zum Schreibtisch. Wenn es darin genauso ordentlich aussah, hatte er es leicht mit seiner Suche. Die Schubladen ließen sich aufziehen, zum Glück waren sie nicht abgeschlossen. In der obersten lagen Rechnungen, einen Umschlag mit der Aufschrift »Hautklinik« nahm er vorsichtig heraus. Rechnungen und Rezepte waren darin nach Datum geordnet. Die Diagnose war immer die gleiche: Ichthyosis vulgaris. Mic ließ den Umschlag sinken, denn so viel verstand er schon davon: Das war eine Erkrankung, bei der die obersten Hautschichten stark verhornen und nicht abschuppen wie bei einer normalen Haut. Es konnte zu Rißbildungen kommen, die Risse waren sehr schmerzhaft und entzündeten sich leicht. Der Kranke war meistens am ganzen Körper mit Ausnahme des Gesichtes mit dieser Haut bedeckt, die zudem stark juckte und ein häßliches schuppiges Aussehen hatte. Die Erkrankung war erblich, und man konnte sie nicht endgültig heilen, nur die Symptome bekämpfen. Der arme Kerl. Jetzt nannte Mic ihn selber so: denn er verstand auf einmal die Scheu Feldmanns und seine Unfähigkeit, Kontakte zu finden. Seine Hautkrankheit war daran schuld, er hatte Komplexe und

Hemmungen! Mic packte die Rechnungen sorgfältig wieder ein.

Er zog die nächste Schublade auf, hier lagen die Manuskripte seiner wissenschaftlichen Arbeiten.

Die unterste Schublade klemmte ein wenig, aber mit einem leichten Ruck ließ sie sich öffnen. Hier war keine Spur von Ordnung festzustellen. Fotos über Fotos quollen heraus, die planlos hineingestopft worden waren. Mic nahm die obersten Bilder und sah sie sich an. Das konnte doch nicht wahr sein! Das waren Pornofotos, das letzte, was er in dieser ordentlichen Wohnung erwartet hätte. Er versuchte sich vorzustellen, wie dieser Feldmann wohl leben mochte. Er hatte wahrscheinlich die Fähigkeit verloren, reale, normale Kontakte von Mensch zu Mensch zu knüpfen, weniger durch seine Hautkrankheit an sich, als vielmehr durch seine Hemmungen und Komplexe. Also baute er sich eine Ersatzwelt auf und bevölkerte sie mit Ersatzpersonen, die ihm Ersatzbefriedigung verschaffen sollten. Feldmann war ein Voyeur, dem der Ersatz zur Sache selbst geworden war.

Mic räumte die Aufnahmen zusammen und stopfte sie in die Schublade zurück. Es wurde Zeit zu gehen. Er zog noch andere Schubladen auf, aber er fand nichts Wesentliches mehr. Dann sah er sich um. Nein, er hatte keine Unordnung hinterlassen, alles war so, wie es vorher gewesen war, jedenfalls äußerlich. Er schloß die Tür und trat ins Treppenhaus. So, nur noch die Treppen hinunter, ach so, der Schlüsselbund. Am besten legte er ihn auf die zweitoberste Stufe. Feldmann würde sich wundern, vielleicht sogar mißtrauisch werden. Egal, jetzt wurde es Zeit zu verschwinden.

Beate stand an der Laterne, sie sah jämmerlich und völlig durchfroren aus.

»Ist denn alles gutgegangen?« fragte sie ihn sofort. »Das Ganze hat mich ziemlich aufgeregt. Was hast du denn gefunden?«

»Ich glaube, wir können Feldmann von unserer Liste streichen. Ich habe nichts gefunden, was ihn belasten könnte. Das bedeutet zwar an sich noch nicht, daß er nichts mit Sabine

Naumann zu tun hatte, er könnte natürlich alles, wie jeder andere auch, vernichtet haben. Wenn wir nichts finden, heißt es nicht unbedingt, daß der Betreffende für uns nicht mehr verdächtig ist. Aber andererseits heben viele Leute aus Sentimentalität und ähnlichen Gründen Dinge auf, die sie besser beseitigt hätten.«

Er erzählte ihr von Feldmanns Hauterkrankung und den Fotos und trug ihr seine Erklärung für Feldmanns Verhalten vor. »Wir können ihn jetzt sicher von der Liste streichen. Was ist denn mit Meyer? Ist er nicht verheiratet?«

»Er ist Witwer. Seine Frau verunglückte vor vier Jahren mit dem Auto.«

»Wir sehen am besten gleich morgen bei ihm nach. Jeden Tag kann dem Mörder der Boden zu heiß werden. Dann vernichtet er das, was ihn noch belasten könnte, und zum Schluß gibt es überhaupt keine Beweise mehr. Wir sollten am Vormittag zu ihm gehen, dann ist er mit Sicherheit bei der Arbeit.« ”

Es stimmt, daß hinter aller Schuld auch die Kraft steht, schuldig werden zu können, d. h. die Entscheidung für sich selbst zu treffen bei allem Wissen um die Verantwortung und die Fähigkeit zur Verwirklichung. Eine sehr zwiespältige Situation, die die alten Werte in Frage stellt und eine Neuorientierung notwendig macht. Es stellt sich wiederum die Frage nach gut und böse, aber es wird immer deutlicher, wie relativ diese Begriffe sind.

Ein Traum hat mich auch hier wieder aufmerksam gemacht:

Ich wache auf, es ist dunkel. Ich höre Geräusche. An meinem Bett steht eine undeutliche Gestalt. Ich frage, was sie will, weiß im gleichen Augenblick, daß dies ein Einbrecher ist und daß mir Gefahr droht. Zuerst kommt keine Antwort von ihm. Ich will mich gerade aufrichten, weil ich plötzlich sehr große Angst bekomme. Da sagt die Gestalt: Ich suche das Wesentliche. Ich seufze erleichtert

auf, sage, daß er das hier nicht finden könne. Ich habe es nicht. Ich drehe mich um. Aber die Gestalt bleibt stehen. Beunruhigt sehe ich sie wieder an, will Licht machen, aber das funktioniert nicht. Die Gestalt wird irgendwie größer, bedrohlicher. Ich weiß jetzt, daß ich unbedingt dafür sorgen muß, das Wesentliche zu besitzen – im Traum ist es eine Art von geschnitztem Holzkästchen, dessen Inhalt ich nicht kenne – und ich muß es haben, damit die Gestalt mich nicht überwältigt.

Also muß ich weiterarbeiten und das Wesentliche finden. Diese Gestalt erinnert mich an meine Krankheit: bedrohlich, gesichtslos, ich fühle mich ohnmächtig. Wenn ich nicht weitermache, könnte sie mich überwältigen. Aber was ist das Wesentliche?

11.7. *Auch heute nacht habe ich wieder geträumt:*

Ich sitze vorübergehend zu meiner Sicherheit in einer sehr bequemen Erdhöhle. In die Erde am Eingang pflanze ich in Augenhöhe zwei Blumenzwiebeln einer rötlich-weißlichen hyazinthenähnlichen Blume ein und verfolge, wie die Blumen wachsen. Sie sind wunderschön. Sie verbreiten sich danach über das Land und säen sich aus, das macht mir Freude.

Ich bin also weiterhin bedroht, aber ich habe mich jetzt in die Sicherheit einer Erdhöhle zurückgezogen – ist das meine derzeitige Situation? Zu meiner Freude pflanze ich mir Blumen, so schlimm kann die Bedrohung vielleicht nicht sein, wenn ich noch Sinn für das Schöne habe. Andererseits bedeuten Blumen etwas Lebendiges, Wachsendes, der Rückzug in die Erdhöhle kommt keinem endgültigen Rückzug gleich, der jedes Wachstum in Frage stellen würde. Und dann verbreitet sich meine Blume und ist auch für andere sichtbar, ich habe mich zwar zurückgezogen, aber offenbar bleibe ich nicht ganz ohne Wirkung. Irgend etwas wächst noch.

Ich habe Durchfall und jetzt einen schweren Schnupfen. 12.7.

Vielleicht begreife ich endlich, daß ich mich doch in eine Erdhöhle zurückgezogen habe, ich habe mich in die Krankheit zurückgezogen und mißbrauche meinen Körper, um mir und der Umwelt meine Schwäche zu bestätigen. Vielleicht will ich mich nicht mit meiner Stärke auseinandersetzen, also brauche ich die Krankheit als Beweis für meine Schwäche. Im Traum habe ich im Rückzug in die Erdhöhle Kräfte zum Weiterwachsen bekommen. Aber in Wirklichkeit liege ich im Bett und jammere um das Handelnkönnen und beweise mir dennoch, daß ich es nicht kann, indem ich weiterhin immer schwächer werde. Ich verzweifle wirklich. Ich versuche zu arbeiten, irgendwie muß ich doch wieder Anschluß an das Leben bekommen – und nichts geht. Vielleicht sollte ich die Ruhe der Erdhöhle in Geduld nutzen – auch Wachstum braucht Zeit und Ruhe. Ich werde meine wachstumshindernde Ungeduld aufgeben müssen!

Also werde ich mich wieder einmal mit dem Krimi beschäftigen.

„Wagner stand am Fenster, es war draußen und in seinem Zimmer dunkel. Die Kinder schliefen längst, seine Frau hatte sich mit einem Buch zurückgezogen.

Er trat einen Schritt zurück, öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus. Der Himmel war schwarz, ohne Sterne, ohne Mond. Die Lichter der Stadt flossen zu einem fahlgelben Schimmer zusammen, der nichts erhellte, sondern die Nacht noch dunkler erscheinen ließ.

Eine solche mondlose Nacht wie diese war es gewesen, damals, vor zwei Jahren, eine solche Nacht...

Irgendwann tut jeder etwas zum letzten Mal: der letzte Spaziergang, das letzte Mittagessen, der letzte Blick in den Spiegel, der letzte Kuß, die letzte Tür, die sich schließt. Aber niemand weiß, wann das sein wird, jeder glaubt, alles noch viele Male wiederholen zu können, deswegen ist es das letzte

Mal so bedeutungslos wie die vielen Male zuvor. Der letzte Abend, die letzte Nacht ... Nichts Besonderes fällt auf, keine Warnung, keine Vorahnung, nichts. Alles ist wie immer.

Sabine hatte sich nach dem Semesterende abgemeldet, an der Universität und auf dem Einwohnermeldeamt. Sie hatte ihr Konto aufgelöst, ihr Zimmer gekündigt und ihre Koffer gepackt. Manchmal hatte sie Bedenken, ob das alles richtig sei, sie hatte Angst.

›Glaubst du, daß alles gut wird?‹ hatte sie ihn gefragt.

›Wir müssen es nur wollen. Und wir wollen es doch?‹

›Ich kann nicht so froh sein, wie ich es eigentlich sein sollte.‹

›Du mußt nur Geduld haben.‹

›Ich weiß. Das sagst du immer wieder. Daran liegt es aber nicht. Verstehts du eigentlich nicht oder willst du nicht verstehen, wie es mir geht?‹

›Warum fragst du das?‹

›Ich bin traurig und unsicher, und dann wird man leicht ungerecht, damit der andere auch traurig wird.‹

So machten sie es sich gegenseitig viel schwerer, als es notwendig gewesen wäre. Je näher der Tag der Abreise kam, desto zögernder hatte sie ihre Vorbereitungen getroffen. Endlich war es soweit, er hatte aufgeatmet, als alle Koffer und Kisten in seinem Auto verstaut waren und Sabine neben ihm saß. Er wollte ihr in der fremden Stadt bei der Wohnungssuche helfen. Sie hatten sich die Universitätsstadt sorgfältig ausgesucht: Sie durfte nicht zu weit entfernt liegen, damit er sie immer wieder besuchen konnte. Andererseits wollte er seine Trennung nicht komplizieren und versuchen, seinen Sohn zu behalten. Thomas brauchte ihn.

Erleichtert waren sie dann losgefahren. Der Anfang war gemacht. Sie saßen nebeneinander in der gleichmäßig summenden Wärme des Wagens. Die Scheinwerfer schnitten scharf begrenzte helle Kegel in die Nacht, ließen die Begrenzungspfähle aufleuchten, den hellen Stamm einer Birke, manchmal die Häuserwände eines Dorfes und Zäune. Bisweilen leuchteten die Augen einer Katze grün am Wege.

Es war eine solche Nacht wie diese: die Dunkelheit so dicht,

fast wie ein Stoff, der sie ringsum einschloß und sich vor ihnen öffnete, zerschnitten von grellweißem Scheinwerferlicht. Sie sprachen nicht viel, ein paar belanglose Worte, aber sie waren beide erleichtert und ein wenig erstaunt, wie einfach es war: Die Brücken der Vergangenheit waren sorgfältig abgebrochen worden, die Zukunft hatte in diesem Augenblick begonnen, es war alles entschieden.

Sie bot ihm heißen Kaffee aus einer Thermosflasche an, aber er war weder durstig noch müde, und so trank sie auch nicht. Es war alles so friedlich. Ein zerbrechlicher Friede, ein Friede, der an einem Haar hing ...

Die letzte Nacht – man sollte es eigentlich wissen. Es ist eine Ungerechtigkeit, daß sie nicht zu unterscheiden ist von all den Nächten vorher.

Er trat einen Schritt vom Fenster zurück und taumelte ein wenig. Nur nicht daran denken, nicht daran denken, das tat weh, er wollte alles vergessen, was gewesen war. Es war doch vorbei! Endgültig und unwiderruflich vorbei. Er ließ sich in einen Sessel fallen und schlug verzweifelt die Hände vor das Gesicht. Warum konnte er es nicht vergessen? Ihr Gesicht voller Entsetzen, ihre Hände, eingekrallt in die Polster – nein, nicht weiterdenken – aufhören, aufhören!

Wagner stöhnte, seine Stirne war naß, sein Kopf hämmerte. Nur einen Schluck, einen kleinen Schluck, dann würde es besser. Es hatte jedesmal geholfen, es würde wieder helfen. Er tastete sich im Dunkeln am Bücherschrank entlang, bis er das Fach gefunden hatte. Einen Schluck nur, noch einen –. Er trank aus der Flasche wie jemand, der verdurstet. Dann wurde er ruhiger, verschloß die Flasche und stellte sie zurück. Eine ganze Weile saß er still in seinem Sessel, mit geschlossenen Augen. Seine Gedanken begannen, sich umeinander zu drehen. Er mußte lachen. Kein Gedanke hatte mehr einen Anfang, keiner ein Ende, es war wie eine endlose Reihe, und alle waren nicht wichtig. Das war gut so. Aber niemand verstand das, niemand verstand ihn, er selbst verstand sich nicht mehr. Murrend tastete er nach seiner Tasche. Wo waren die Pfefferminzdrops? Rechts? Links? Immer dieses klebrige Zeug lut-

schen, nach jedem Schlückchen. Keiner verstand ihn, kein Mensch. Ein Dragee fiel zu Boden. Mühsam bückte er sich und tastete auf dem weichen Teppich, bis er die kühle runde Glätte zwischen den Fingern spürte. Ein Pfefferminzdragee. Morgen mußte er sich neue besorgen, so eine Packung hielt nicht lange vor. Und jetzt noch eines – von diesen hübschen – er suchte in der Schreibtischschublade – weißen – er fand die Schachtel mit den Schlaftabletten – runden Pillchen – er öffnete ungeschickt die Packung und angelte sich eine Tablette. Er steckte sie sich in den Mund und würgte sie trocken hinunter. Die Nacht konnte kommen. Zum Glück gab es diese Hilfen. ❞

Ich lebe von Medikamenten, ich weiß nicht, wie viele Pillen ich bereits genommen habe. Aber alles nützt nicht endgültig. Allerdings geht es mir jetzt etwas besser, ich will versuchen, langsam wieder mehr aufzustehen. Es ist schlimm, derart von der Chemie abhängig zu sein. Es wäre schon besser, sich selbst mit allem auseinandersetzen zu können, aber das ist zu gefährlich. Immerhin hat die Krankheit auch einen körperlichen Aspekt, die Viren sind wirklich da, sie vermehren sich, und sie haben ihre doch sehr erheblichen Auswirkungen. Wenn ich die Tabletten als Verbündete im Kampf gegen die Viren betrachte, geht es. Aber ich weiß nicht, wie das weitergehen soll. Wenn ich keine Tabletten mehr nehme, geht das ganze Spiel von neuem los, Fieber, Bläschen, Kopfschmerzen und dazu die ständige Müdigkeit. Ich fühle mich, als wäre ich mit Blei gefüllt, irgendwie leblos, oder so, als ob ich mich unter einer sehr dicken Decke bewegen müßte. Außerdem bin ich immer wieder müde, wie ich das noch nie erlebt habe. Aber ich will versuchen, den Krimi weiterzuführen. Der Weg ist ja vorgezeichnet, der nächste Einbruch findet statt.

13. 7. ❝ Als die Rathausuhr elf schlug, ging Mic vor einer Buchhandlung auf und ab. In seiner Tasche klimperte ein Schlüsselring mit Haken der verschiedensten Größen. Beate

mußte ja davon nichts sehen; er würde sich alleine das Schloß angucken und den dafür passenden Haken heraussuchen.

Wo sie nur blieb? Sie war doch sonst pünktlich.

Komisches Mädchen, diese Beate. Sie war bei allem dabei, selbst wenn es um einen Einbruch ging, wie hier. Aber sie brauchte unbedingt eine ethische Rechtfertigung für alles, was sie tat. Sie nahm das Leben einfach zu schwer, das war's. Da kam sie, hübsch anzusehen wie immer in ihrem hellen Mantel, mit der bräunlichen Haut und den dunklen Haaren. Sie sah unternehmungslustig aus, nicht mehr so ängstlich wie gestern.

»Wartest du schon lange? Ich konnte nicht eher kommen.«

»Das macht nichts. Ist alles kar?«

»Ja sicher. Übrigens kannst du heute draußen auf und ab gehen und aufpassen, heute geh ich rein.«

»Aber Beate, was ist denn los mit dir? Laß mich lieber gehen.«

»So, du verstehst wohl mehr davon?«

»Das nicht. Aber ich habe die besseren Nerven. Das siehst du doch ein?«

»Übung macht den Meister. An der Sache selbst ändert sich nichts, ob ich nun Meyers Schränke durchsuche oder du. Und gefroren habe ich gestern ausgiebig; außerdem bin ich von Natur aus genauso neugierig wie du.«

»Aber ich muß dir aufschließen und hinterher wieder abschließen.«

»Das darfst du gerne.«

Das Haus mit dem geschnitzten Giebel stand nahe am Rathausplatz. Sie stiegen die abgetretenen Stufen hinauf, bis sie an der Tür im zweiten Stock das Schild mit dem Namen ›Meyer‹ entdeckten. Nun sah Beate doch die Hakensammlung. Aber sie sagte nichts dazu, denn sie wußte, daß Mic ohne Zweifel eine passende und einleuchtende Ausrede bereithaben würde. Er besah sich das Schloß, probierte und hatte beim dritten Versuch Erfolg, der Dietrich paßte und die Wohnungstür war offen. Sie traten ein. Beate drehte sich

nach ihm um und deutete ins Treppenhaus hinaus. Mic übersah diese Bewegung.

»Hast du vergessen, daß jemand draußen auf und ab gehen soll?«

»Aber Meyer ist doch im Institut –«

»Und wenn seine Freundin kommt oder seine Tante oder seine Oma oder sonstige Leute, die vielleicht einen Schlüssel zu der Wohnung haben?«

»Dann ist es besser für dich, wenn ich mit in der Wohnung bin. Denn einerseits kenne ich die eventuellen Besucher nicht und könnte dich also nicht warnen, und andererseits könntest du mich bei diesem Autolärm sowieso nicht hören. Wenn ich hier bin, kann ich dir eher helfen.«

»Na gut, du hast warscheinlich recht.«

Sie standen auf einem schmalen dunklen Flur, von dem aus vier Türen abgingen. Die erste führte ins Bad, das offenbar nachträglich und mit äußerster Sparsamkeit eingebaut worden war. Schmutzige Hemden über dem Wannenrand, über den Fußboden verstreute alte Zeitungen, der Spiegel fast blind, das Waschbecken lange nicht mehr geputzt. Sie schlossen nach einem kurzen Blick die Tür. Dann das Wohnzimmer: Da war Beate sprachlos. Pflanzen, wohin sie sah: Gummibäume bis zur Decke, ein riesiger Philodendron, Hängepflanzen auf Schränken, Kommmoden, Regalen, an der Wand, an der Decke – ein grüner Dschungel. Die grüne Blattapete an der Wand verstärkte den Eindruck noch. Die Luft war feucht und schwül, es roch leicht nach Schimmel und Moder.

»Tür zu!« krächzte eine Stimme. Beate erschrak. Sie faßte Mics Hand. »Was war denn das?« flüsterte sie.

»Tür zu!«

Automatisch schloß Mic die Tür. Eine schneeweiße Katze, die in einem Sessel zusammengerollt geschlafen hatte, wachte auf, räkelte und streckte sich und sah sie aufmerksam an.

»Lausbuben!« sagte die Stimme.

Mic lauschte. »Von einem Papagei läßt du dich also erschrecken! Es ist doch gut, daß ich mitgegangen bin, findest du nicht auch?«

Mitten im Grünen hing der Käfig mit einem großen bunten Papagei. Das Tier drehte sich herum und starrte sie mit ausdruckslosen Blicken an.

»Er gefällt mir nicht«, sagte sie.

»Dummkopf«, sagte der Papagei.

Neben ihr auf einem Schränkchen raschelte es in einem anderen Käfig. Torf und Holzwolle hoben sich, und ein seniler Goldhamster bewegte träge seine Schnurrbarthaare. Er kroch schläfrig heraus und stellte sich auf seine Hinterbeine.

»Ich fühle mich beobachtet«, sagte Beate. »Mir gefällt es hier nicht.«

»Möchtest du vielleicht draußen –«

»Nein! Wo wollen wir denn anfangen?«

»Einen Schreibtisch gibt es hier nicht. Also müssen wir in den Schränken nachsehen.«

Sie versuchten vorsichtig, die klemmenden Schubladen herauszuziehen, ohne irgendwelche Pflanzen zu beschädigen.

Ärgerlich schob Mic die Schubladen wieder zu.

»Lauter Krimskrams«, knurrte er. »Meyer scheidet auch aus, ein solches widerwärtiges Durcheinander hätte ein Mädchen wie Sabine nicht ausgehalten.«

»Aber wo könnte er seine Fotos aufbewahrt haben und seine Briefe?« fragte Beate.

»Wir müßten im Schlafzimmer nachsehen. Hier in der Kommode liegt nur Wäsche – nein, nichts dazwischen – und Bestecke. Weiß der Himmel, wie er auf diese Idee gekommen ist, Wäsche und Bestecke zusammenzustecken.«

»Gut, gehen wir ins Schlafzimmer.«

Die Katze sprang mit einem dumpfen Plumps vom Sessel. Beate zuckte zusammen.

»Du sollst uns nicht so erschrecken!« sagte sie ernsthaft. »Geh von der Tür weg, wir wollen hinaus.«

Die Katze rieb sich an der Tür.

»Laß uns raus. Sei artig und geh schlafen«, sagte Beate

und bückte sich. Die Katze bewegte heftig ihren Schwanz. Beate versuchte, sie wegzuschieben. Die Katze fauchte.

»Was soll ich machen?« fragte Beate. »Sie läßt uns nicht raus.«

»Sie muß hier im Zimmer bleiben, auf jeden Fall«, sagte Mic. Er öffnete vorsichtig die Tür einen Spalt. Die Katze stellte sich genau davor, um hinauszuschlüpfen. Beate bückte sich, faßte sie und wollte sie in den Sessel zurückbefördern. Blitzschnell drehte sich die Katze um, und ein langer roter Kratzer zog sich über Beates Gesicht.

»Verdammtes Biest«, knurrte Mic, jetzt ernsthaft böse, und trat nach ihr. Sie sprang zur Seite, fauchte und schlüpfte im Nu durch den Türspalt, noch ehe Mic Zeit fand zu begreifen, was sie vorhatte. Sie war draußen. Beate betastete den Kratzer. »Sieht man es sehr?« fragte sie kläglich.

»Doch, ziemlich. Dieses verdammte Biest hat uns glatt überlistet. Wir müssen sie unbedingt wieder ins Zimmer zurückbringen. Aber wie?«

»Laß mal, wir gehen erst ins Schlafzimmer, damit sie sich beruhigt. Dann versuchen wir es noch einmal.«

»Wenn sie draußen bleibt, sieht jeder sofort, daß jemand in der Wohnung gewesen sein muß«, sagte er. »Katzen können normalerweise keine Türen aufmachen.«

Sie gingen in den Flur. Von der Katze war nichts zu sehen. Das Schlafzimmer war dunkel, die Fensterläden geschlossen, und es war wohl lange nicht mehr gelüftet worden. Auf einer Hälfte des Doppelbetts lag eine geblümte Decke, die andere war zerwühlt. Mic knipste die Lampe an. Er öffnete die Nachttischschublade. Da waren sie, die Briefe, zum Teil ordentlich mit Bändern zusammengehalten, die meisten lose und zerknittert. Mic blätterte rasch darin herum. »Fehlanzeige«, knurrte er, »alles Briefe von seiner Frau.« Sie fächerten den Packen rasch durch.

»Sonst gibt es nichts?«

»Die Schublade auf der andern Seite vielleicht.«

Sie gingen um das Bett.

»Na ja, da sind eben die Familienfotos, nichts sonst. Der

Mann ist hoffnungslos solide.« Mic knallte die Schublade zu. »Jetzt müssen wir das Problem mit der Katze lösen.«

»In der Küche wird sich etwas Eßbares für sie finden lassen«, meinte Beate. »Damit locken wir sie in das Wohnzimmer.«

Sie fand im Kühlschrank ein wenig Hackfleisch und nahm ein paar Krümel davon, dann lockte sie die Katze, die sich aber nicht blicken ließ.

»Und jetzt?« fragte Beate.

»Wir lassen die Wohnzimmertür einen Spalt offen, dann denkt Meyer vielleicht, daß er sie selbst aufgelassen hat«, sagte Mic. Das fällt sicher nicht sehr auf. Was sollen wir denn sonst tun?«

Er suchte den Haken hervor, mit dem er die Wohnungstür abschließen wollte, dann öffnete er sie, und sie traten ins Treppenhaus. Wie ein Blitz sauste etwas Weiches an ihren Beinen vorbei, die weiße Katze lief die Treppe hinunter. Beate war den Tränen nahe.

»Weg ist weg«, sagte Mic wütend. »Wir hätten besser aufpassen sollen. Verdammt, jetzt muß ich zurück in die Wohnung und muß alle Griffe und Türen abwischen, die wir angefaßt haben. Meyer wird garantiert mißtrauisch, weil dieses Mistvieh von Katze fehlt. Geh du schon runter auf die Straße und warte auf mich.«

Er verschwand im dunklen Flur.

Beates Herz klopfte bis zum Hals. Sie zwang sich, die Stufen langsam hinabzusteigen. Unten war die weiße Katze nirgendwo zu sehen.

Eigentlich ist dieser Meyer auch ein armer Kerl, dachte sie, aber auf eine andere Art als Feldmann. Immerhin tröstet er sich mit seinen Pflanzen und Tieren. Aber in Wirklichkeit war er deshalb doch nicht weniger einsam. Und diese schreckliche Wohnung . . .

Meyer ließ alles verkommen. Aber das war nicht ihre Sorge. Hoffentlich ging alles gut – die Katze war jedenfalls weg. Die Rathausuhr schlug zwölf. Beate wurde unruhig. Es wurde Zeit für sie, ins Institut zurückzugehen. Glücklicherweise kam Mic

gerade aus dem Haus und war mit ein paar raschen Schritten neben ihr.

»Alles erledigt«, sagte er beruhigend. »Nur die Briefe und Fotos konnte ich nicht abwischen, das nutzt sowieso nicht viel, aber ich denke nicht, daß er sie auf Fingerabdrücke hin untersuchen lassen wird. Falls er überhaupt was unternimmt, was ich bezweifle, wird er wahrscheinlich seine persönlichsten Dinge nicht gerade der Polizei übergeben.«

Sie gingen zusammen zum Institut zurück, da Mic dort ebenfalls zu tun hatte, er mußte einen Kurs besuchen.

»Bis jetzt ist noch nicht viel bei unserer Einbrecherei herausgekommen«, meinte Beate nach einer Weile. »Wir könnten es genausogut aufgeben.«

»Sag das nicht. Ich gebe zu, daß heute so ziemlich alles schiefgelaufen ist. Aber immerhin haben wir einen Teilerfolg gehabt: Wir können nämlich Meyer ebenfalls ausschließen. Er ist sicher kein Mann, der ein Abenteuer mit einer Studentin hat und sie hinterher präpariert. Wir können uns also jetzt auf Wagner und Seibel konzentrieren.«

»Wir wollten doch den Studenten aufsuchen, der Sabine Naumann vielleicht noch gekannt hat.«

»Glaubst du, daß etwas dabei herauskommt?«

»Wir könnten es ja versuchen. Morgen paßt es mir nicht, aber wie wäre es am Freitag? Übrigens, Seibels fahren übers Wochenende auf einen Kongreß!«

»Also am Samstag bei Seibels. Das wird auf jeden Fall interessanter als unser heutiges Unternehmen. Und wir müssen ja nicht immer solches Pech haben.«

»Sie haben auch keine Katzen, soviel ich weiß.«

»Du solltest dir Make-up auf deinen Kratzer tun, sonst zählt Meyer zwei und zwei zusammen, wenn er merkt, daß die Katze weg ist.«

»Du hast recht, mach's gut, Mic.« ❞

14. 7. *Wieder kämpfe ich mit meiner Schwäche. Und wieder quält mich die Frage von Schwäche und Stärke. Wenn ich stark bin, muß ich verantworten, was ich tue, wenn ich schwach bin, kann ich die anderen machen lassen. Wenn ich stark bin, muß ich mich wehren, wenn ich schwach bin, lassen mich die anderen in Ruhe. Wenn ich stark bin, muß ich mir selbst helfen, wenn ich schwach bin, bekomme ich – vielleicht – Hilfe. Und ich bin immer noch schwach. Ich habe immer noch Herpes, diese Viren sind immer noch parat, der Kampf ist immer noch nicht entschieden. Und was mache ich dann? Und was würde ich machen, wenn ich gesund wäre? Dann bekomme ich eben Durchfall, das schwächt wirkungsvoll. Was, den kann ich im Griff haben? Ein Schnupfen tut es auch. Es ist mir jetzt klar, was da läuft, aber die gleiche Kraft, die ich hier zum Beweis der Schwäche verschwende, könnte ich ebensogut für meine Stärke einsetzen – nur bin ich dann sehr einsam. Ich spüre häufig, daß ich stärker als viele Menschen bin, die ich kenne. Aber das verbiete ich mir. Das macht nämlich unendlich einsam. Aber was soll denn diese Scheinzugehörigkeit? Das kann doch niemals eine echte Beziehung sein, denn ich betrüge die anderen ja. Und wenn ich meine Stärke zeige – auch das geht nicht richtig. Dann kommt eben das nächste Grippchen, vielleicht darf es auch etwas Schlimmeres sein? Zum Glück gibt es in mir auch die positive Gegenkraft, die unbedingt leben will. Sonst hätte ich das Gegenmittel nicht immer in letzter Minute bereit oder würde sonstwie überleben. Ich gebe denjenigen recht, die mich als schwach darstellen, das spart mir die eigene Arbeit, mich zu verstellen. Das muß ich aber unbedingt ändern, denn ich belüge die anderen und mich dazu. Und ich kann es nicht erreichen, so zu werden, wie ich nicht bin. Das ist ziemlich destruktiv, was ich da mit mir betreibe. Warum nehme ich mich eigentlich nicht an? Was macht es mir so schwer? Dahinter steht die Frage, ob ich es wert bin, ob ich es überhaupt darf, jemand zu sein, der ernstzunehmen ist und der einigen Leuten auch überlegen ist. Ein Traum hat mir das noch einmal verdeutlicht:*

Ich liege in der Klinik. Zu mir wird eine Frau ins Zimmer gelegt, die ich nicht mag. Sie trägt ein

Korsett, das sehe ich, als sie sich auszieht. Eine andere Bekannte verabschiedet sich vor der Tür von ihrem Freund, vom Bett aus sehe ich ihr weißes Spitzenkleid, aber ich kann sie nicht genau erkennen. Meine Freundin hält vor sechshundert Zuhörern einen Vortrag im Fernsehen, ich darf das nicht sehen, weil ich ja krank bin. Ein fremder Mann kommt mit einem kleinen Kind an der Hand ins Krankenzimmer, sie kommen etwa fünfmal, und jedesmal wirft das Kind seine Schuhe unters Bett. Als ich den Mann darauf aufmerksam mache, sagt er, das sei doch egal, die Schuhe seien dem Kind sowieso zu klein. Eine Frau trampelt dann mit dreckigen Schuhen mehrmals über mein Bett, als ich gerade aufgestanden bin. Ich kann sie nicht daran hindern.

Jetzt verstehe ich die Botschaft aller Träume: Wie klein ich mich mache, wie schwach ich mich darstelle, habe ich mir immer wieder gezeigt: als nörgelndes Kind bei der Mutter, als Schulkind, beim Einkaufen ohne genügend Geld, als Patientin in einer schlechten Klinik, als Vortragende, die ihr Manuskript verloren hat, als in der Erdhöhle sitzend, und jetzt noch als Patientin, über deren Bett jemand mit Dreckschuhen laufen darf. Ich überhöhe andere leicht: die Mutter, im letzten Traum meine Freundin sogar gewaltig. Der Traum gibt mir auch die Botschaft, daß ich besser stark sein sollte, sonst geht etwas daneben. Oder aber, ich bin im Traum stark: ich gehe aus dem Krankenhaus, besorge mir eigene Kleider, habe ein eigenes Wertsystem mit dem Verrechnungsgeld, ich kann ohne Manuskript vortragen, ich pflanze Hyazinthen, die sich übers Land ausbreiten – alles bringt eigentlich immer den gleichen Inhalt, neben vielem anderen, das sich in den Einzelheiten unterscheidet. Die Botschaft meiner Träume ist aber immer die gleiche. Ich muß die Illusion, dazuzugehören, nett zu sein, schwach und hilflos, vor allem kränklich zu sein, gegen die Realität eintauschen: Ich bin eigentlich recht stark und sollte leben können, indem ich auf mich selbst angewiesen bin. Eigentlich kann ich das auch. Die alten Schuhe sind mir wirklich zu klein. Die gleiche Kraft, die mich destruktiv krank

macht, die mich durch meine Ängste lähmt, die könnte mich gesund machen und heilen, sofern ich meine Eigenarten, insbesondere meine Stärke, die mich von vielen Menschen unterscheidet, besonders auch von der Mutter, nütze und mich nicht mehr verstecke und belüge. Ich führe mich ja sogar selbst hinters Licht. Falsche Bescheidenheit kann vielleicht sogar tödlich sein! Warum begreife ich das alles nur so schwer? Hat das mit meinem Selbstwertgefühl zu tun? Es scheint so. Ich habe doch schon ziemlich viel begriffen. Aber anscheinend immer noch nicht genug. Vielleicht fehlt mir auch die Realisierung, denn Einsichten, die mit dem Verstand geschehen, bedeuten noch lange keine Veränderung. Also bin ich weiter auf der Suche – und geduldig im Warten, soweit mir das möglich ist.

Die Suche geht auch im Krimi weiter. *15. 7.*

„Am Freitag, als sie sich trafen, sah Mic als erstes, daß der Kratzer in Beates Gesicht feuerrot und nicht zu übersehen war. Sie hatte ihn mit Salbe und Puder behandelt, aber bis jetzt hatte das nicht viel genutzt.

»Du, das sieht nicht gut aus«, sagte er zu ihr.

»Das macht an sich nichts. Was viel schlimmer ist, Meyer ist wirklich mißtrauisch geworden. Er hat überall erzählt, daß bei ihm eingebrochen worden ist. Irgendeine alte Tante, die den ganzen Tag am Fenster sitzt und strickt, hat ihm erzählt, es sei um die Mittagszeit ein Pärchen ins Haus gegangen, das aber niemanden von den Mietern besucht habe, sie hätte sich überall erkundigt. Und nach fast einer Stunde seien sie auch wieder fortgegangen, und zwar einzeln. Sie hat ihm eine Beschreibung gegeben. Meyer sagt, es sei ihm nichts als seine wertvolle Katze gestohlen worden. Er ist ziemlich niedergeschlagen.«

»Hat er eine Bemerkung über deinen Kratzer gemacht?«

»Er hat mich nach der Ursache gefragt und gemeint, so hatte seine Katze vermutlich den Dieb zugerichtet. Sie sei

ziemlich scheu Fremden gegenüber gewesen. Er ist auf alle Fälle mißtrauisch geworden.«

»Verdammt! Jetzt können wir uns eine Weile nicht mehr zusammen in der Altstadt sehen lassen!«

»Mic, ich habe das dumme Gefühl, daß alles schiefläuft. Vielleicht sollten wir doch lieber die Polizei –«

»Du weißt doch selbst, daß das nicht so einfach ist. Darüber haben wir uns doch schon so oft unterhalten.«

»Dann sollten wir die Finger davon lassen.«

»Und wer kümmert sich um Sabine Naumanns Tod? Und wer findet ihren Mörder?«

»Du hast ja eigentlich recht. Aber ich fürchte, wir schaden uns selbst mehr als diesem Mörder.«

»Hast du kalte Füße bekommen? Oder was ist los? Es liegt doch nur daran, daß wir nichts Überzeugendes in der Hand haben. Die Spuren sind alle zu alt. Wir müssen uns ziemlich ausschließlich auf den Zufall und auf unsere eigene Kombinationsgabe verlassen. Wir müssen so weitermachen, wie wir angefangen haben.«

»Und wenn wir alles auf sich beruhen lassen?«

»Glaubst du denn, ausgerechnet du könntest dann noch eine Nacht ruhig schlafen? Du wärst mißtrauisch gegenüber jedem im Institut, und außerdem hättest du ein schlechtes Gewissen, weil du diese Sache nicht bis zum Ende verfolgt hast, da bin ich ganz sicher.« »Wahrscheinlich hast du recht«, gab Beate zögernd zu. »Jedenfalls sollten wir uns mal diesen Studenten ansehen.«

16. 7. *Es scheint so, als ob in diesem Krimi Steine eines Puzzlespiels gesammelt und zu einem Ganzen zusammengefügt würden. Im Grunde ist dies auch die Arbeit, die ich mit mir selbst mache. Aus den Träumen und den Gedanken setze ich mir die innere Wirklichkeit zusammen, aber mir fehlt noch viel. Das spüre ich auch körperlich. Im Augenblick gibt es bestimmte Körperpartien, die ich besonders stark spüre, das sind der schmerzende Kopf, die brennenden, geschwollenen Lippen,*

der Nacken, der mir vom vielen Liegen wehtut, und dann, je nach Lage, die Körperteile, die ich belaste. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, aus lauter Teilen zu bestehen, die irgendwo kein sinnvolles Ganzes geben. Ein ganzheitliches Körpergefühl kann ich im Moment nicht erleben – es ist auch schon lange her, ich denke, ich habe das zuletzt als kleines Kind erlebt. Natürlich kann ich mich dann auch nicht entspannen, denn Entspannungsvermögen setzt den Zugang zum ganzen Körper voraus.

Der Versuch, ein Ganzheitsgefühl durch die Konzentration auf den Atem zu erlangen, kann manchmal für Minuten gelingen, aber jedesmal, wenn sich ein anderer Körperteil schmerzhaft oder unangenehm bemerkbar macht, zerfalle ich wieder in Einzelteile. Das Ganze ist sehr quälend, ich fühle mich, nicht zuletzt dadurch, richtig krank. Ich lebe also im Augenblick in einer Welt der Einzelteile. Ich habe die Aufgabe, die ich mir zum Teil selbst gestellt habe, die zum Teil lebensnotwendig ist, drei Puzzlebilder zusammenzusetzen. Das eine ist der Krimi, das wird mir sicher am leichtesten fallen, denn da kann ich meinen Verstand und meine Phantasie einsetzen. Darauf habe ich am meisten Einfluß. Das nächste ist meine seelische Situation, meine innere Zerrissenheit, die Unfähigkeit, mich an manchen Stellen so wichtig zu nehmen, wie ich es tun muß, mich von Negativvorbildern zu lösen und das, was ich »falsches Selbst« nennen möchte, allmählich zu entlarven und abzubauen. Auch Defizite müssen ausgefüllt werden, soweit das überhaupt möglich ist. Am schwierigsten scheint mir das dritte Puzzle zu sein. Meinen Körper als Einheit zu empfinden, der nicht nur zu mir gehört, sondern der ich selbst bin, das ist am schwierigsten. Das Gefühl, daß dieser kranke, versagende, erschöpfte Körper mein Feind ist, ist recht stark. Natürlich weiß ich, daß ich mit ihm und nicht gegen ihn kämpfen darf, besser gesagt, daß ich mit mir und nicht gegen mich kämpfen muß, wenn ich jemals wieder gesund werden möchte. Aber hier hilft mir der Verstand überhaupt nicht. Hier sind für mich im Augenblick unerreichbare Schichten getroffen, und es scheint so, daß es

leichter wird, ein Puzzlespiel zusammenzusetzen, wenn das vorhergehende geklappt hat. Es ist wohl so, daß zuerst das »Seelenpuzzle« stimmen muß, damit das »Körperpuzzle« überhaupt erst möglich wird. Und immer wieder habe ich das Gefühl, daß mir noch wichtige Bausteine an zentralen Stellen fehlen.

Am einfachsten ist es, wie gesagt, mit dem Krimi, ich möchte deshalb versuchen, ihn weiterzuspinnen.

„Sie betraten den dämmrigen Flur des alten Hauses und stiegen die Stufen hinauf. Im ersten Stockwerk standen sie plötzlich vor dem breiten, blau geblümten Hinterteil einer emsig putzenden Frau. Beate trat zur Seite, die Frau wrang ihren Putzlappen aus und reichte ihn automatisch nach hinten, damit die Ankommenden ihre Schuhe darauf abstreifen konnten. Diese Bewegung kam Beate bekannt vor, sie trat auf die nächste Stufe und sah sich die Frau von der Seite an.

»Frau Golle«, sagte sie erstaunt. »Wie kommen Sie denn hierher?«

Die Frau fuhr herum.

»Ja so, Sie sind's«, sagte sie mürrisch. »Das geht keinen Menschen nichts an, was ich in meiner Freizeit mache. Das ist meine Sache.«

»Aber wir spionieren Ihnen ja überhaupt nicht nach. Ich war nur überrascht, als ich Sie so unvermutet hier gesehen habe.«

»Ich bin jeden Freitag hier und putze die Treppen«, sagte Frau Golle, noch immer mißtrauisch. »Und das hat mit meiner Arbeit in der Anatomie nichts zu tun. Was man da kriegt, das reicht nicht hinten und nicht vorne, da putze ich eben noch woanders.«

»Das ist doch selbstverständlich, daß das Ihre Sache ist. Ich werde niemand etwas davon sagen. Das bleibt ganz unter uns.«

»Es ist nur wegen der Steuer, die frißt sonst alles weg.«

»Natürlich, das verstehe ich schon.«

»Und der junge Mann da? Das ist doch einer von den Studenten?«

Beate sah zu Mic hinauf. »Der sagt auch niemandem etwas, darauf können Sie sich verlassen.«

Frau Golle musterte ihn kritisch, aber Mics charmantem Lächeln konnte sie auf die Dauer nicht widerstehen. Sie lächelte zurück.

»Na, dann ist es ja gut. Ich will auch nicht neugierig sein, aber was tun Sie eigentlich hier? Sie wollen doch hoffentlich kein Zimmer mieten?«

Mic warf Beate einen raschen Blick zu. »Warum nicht?«

»Ich halte nichts vom Klatschen«, sagte Frau Golle, »ich will auch nichts gesagt haben. Aber mit der Keulbach, da müssen Sie schon vorsichtig sein.«

»Warum? Ist sie unfreundlich?«

»Unfreundlich? Nee, nee, im Gegenteil«, sie blickte sich um und senkte die Stimme, »scheißfreundlich ist die.«

»Und was ist daran schlimm?«

»Schlimm ist das nicht. Aber einwickeln tut sie alle damit. Und hinterher – na ja, ich hab nichts gesagt.«

»Das ist ziemlich wichtig für uns«, mischte sich jetzt Beate ein. »Immerhin wollen wir uns ein Zimmer bei ihr ansehen, und da ist es ganz gut, wenn man weiß, mit wem man es zu tun hat.«

»Sie ist nicht so unrecht«, lenkte Frau Golle ein. »Und ich will auch keinen Ärger haben. Immerhin putze ich schon seit zehn Jahren hier im Haus. Aber man hört so manches, wenn man die Ohren offenhält.«

»Sie sprechen immer nur von Frau Keulbach. Was ist eigentlich mit ihrem Mann?« fragte Mic jetzt.

»Da ist sie selbst dran schuld«, sagte Frau Golle eifrig und zwinkerte vertraulich. »Ganz alleine sie. Sie gibt das nicht zu, aber Sie hätten sie mal zanken hören sollen. Den ganzen Tag hat sie an ihm herumgemeckert, er hat nämlich nachts gearbeitet, wissen Sie, als Nachtportier im »Deutschen Hof«. Der arme Kerl war manchmal ganz benommen, so wenig Schlaf hat er bekommen. Sie wußte im-

mer alles besser als er, und sie hat ihm das auch immer wieder gesagt.«

»Hat ihr eigentlich die Trennung sehr viel ausgemacht?« fragte Mic interessiert.

»Ja, das können Sie glauben. Wie verrückt war sie manchmal und hat laut geheult. Aber das hat sie nun davon. Wissen Sie«, fügte sie eindringlich hinzu, »der Mann war sieben Jahre jünger als sie und ein schöner Mann, wirklich. Also wenn der Sie angesehen hat – ich kann das nicht beschreiben, aber das ging durch und durch. Aber er hat alle so angesehen, und das konnte sie nicht vertragen. Und dann die ganze Nacht weg und tagsüber müde – also ich frage Sie, wozu hat man dann einen Mann?«

Beate nickte verständnisvoll und Mic blinzelte ihr zu.

»Da brauchen Sie gar nicht so zu blinzeln, junger Mann«, sagte Frau Golle bestimmt. »Das ist schon so. Und dann zog da eine Studentin ein, auch eine Medizinerin, vielleicht haben Sie sie ja sogar gekannt.«

Jetzt wurde es interessant. »Wissen Sie noch, wie sie hieß?« fragte Beate.

»Diese ganzen Namen kann ich mir nicht merken. Aber es war so eine sanfte, zierliche mit blauen Augen, die ist nie vorbeigegangen, ohne ein bißchen mit mir zu reden. Sie hat auch nichts davon gesagt, daß ich hier arbeite. Und in die hat sich der Keulbach verguckt. Aber die war immer nett zu allen und freundlich, ich glaube nicht, daß da was war.«

»Das glaube ich auch nicht, und wie ging es weiter?«

»Wie das so geht. Die Frau Keulbach, die hat die Zimmertür von dem Mädchen nicht mehr aus den Augen gelassen. Aber sie hat nichts gesagt, nur die Wohnungstür war jetzt immer einen Spalt offen. Und der Keulbach, der hatte keine ruhige Minute mehr. Der ist dann eines Abends in das Zimmer von dem Mädchen gegangen. Das hat mir alles einer von den Studenten erzählt, die damals hier gewohnt haben. Sie haben erst den Krach gehört, dann den Knall von der Wohnungstür. Der eine Student, der hat dann seine Tür ein bißchen aufgemacht. Da stand die Alte an der Tür von der Wohnung und sah

den Keulbach in das Zimmer gehen. Und dann kam die Alte hinterhergerannt und nichts wie rein ins Zimmer. Die Tür hat sie offengelassen. Aber ich stehe hier rum und bin richtig ins Schwätzen gekommen. Na so was!« Sie griff entschlossen wieder nach ihrem Tuch.

»Frau Golle«, sage Mic, »jetzt gerade, wo es spannend wird, können Sie doch nicht wieder mit dem Putzen anfangen. Wie ging es denn weiter?«

»Das ist eine lange Geschichte«, sagte Frau Golle düster. »Eine lange und traurige Geschichte. Aber ich muß weitermachen.«

Beate trat entschlossen einen Schritt nach vorne. »Wir können doch nichts dafür«, sagte sie, »daß Sie so spannend erzählen können. Man sieht es so richtig vor Augen: Frau Keulbach stürzt in das Zimmer und findet die beiden –«

»Nein, das war's ja gerade nicht«, unterbrach Frau Golle. »Sie fand das Mädchen allein, der Mann war weg, der hatte nur was ausgerichtet, die Studenten haben natürlich gehorcht. Die haben sich fast totgelacht. Die Keulbach hat dann rasch gesagt, na ja, dann braucht sie das nicht auszurichten und ist ganz friedlich wieder in die Wohnung gegangen. Aber dann am nächsten Morgen, da ging vielleicht der Krach los! Schließlich hat der Keulbach die Nase vollgehabt und ist ausgezogen. Da hat sie alles versucht, ihn zurückzuholen. Aber der war ja froh, daß er wenigstens einmal den Mut gehabt hat. Na ja, und dann hat sie sich scheiden lassen.«

»Und was ist aus dem Mädchen geworden?«

»Die muß einen Freund gehabt haben. So richtig gesehen hat den keiner, und die Keulbach hat gesagt, der ist sicher verheiratet und kommt nicht am Tag, und das ist genau das, was sie der schon immer zugetraut hat, schließlich hat sie auch ihren Mann auf dem Gewissen. Aber das hat sie immer nur bei anderen erzählt, zu dem Mädchen war sie immer scheißfreundlich. Sie hat sicher gedacht, sie erwischt ihren Verflossenen noch mal da. Und dann hat die Studentin gekündigt und ist ausgezogen.«

»Eine ganz interessante Geschichte«, sagte Beate, »jedenfalls vielen Dank, daß Sie nicht mittendrin aufgehört haben.«

»Und ich will Ihnen noch was sagen«, sagte Frau Golle leise, »wenn Sie sich das Zimmer ansehen, dann sehen Sie sich mal vor. Die ist unheimlich jähzornig und man weiß nie, was sie im nächsten Moment tut. Ich hab einen kleinen Hund gehabt –« sie sah sich nach allen Seiten um und flüsterte dann, »den hab ich immer mitgenommen zum Putzen. Seppel hieß der. Er war nur ein Hund, aber der hatte mehr Verstand als manche Leute.«

»Ja und?« fragte Beate gespannt.

»Über den hat sich die Keulbach geärgert; und auf einmal wurde sie scheißfreundlich zu ihm. Komm, Seppelchen, hat sie gesagt, komm doch zu der lieben Tante.«

»Albern, so mit dem Hund zu sprechen«, meinte Beate.

»Da sehen Sie's, die hat nicht alle Tassen im Schrank. Also, was ich sagen wollte, da kriegt der Seppel mitten in der Nacht einen Anfall, am nächsten Morgen geh ich mit ihm zum Tierarzt, der war schwerkrank und hatte ein ganz trauriges Gesicht, das glaubt man gar nicht, daß ein Hund so was haben kann.« Frau Golle wischte sich übers Gesicht. Die Erinnerung nahm sie ordentlich mit. »Und dann ist er gestorben. Der Tierarzt hat nicht gewußt, was los war.«

»Und wie kam das?«

»Ich weiß nicht«, murmelte Frau Golle abwehrend, »vielleicht hat sie ihm was gegeben. Das tät ich schon gerne wissen. Und wie ich mit ihr über den armen Seppel sprechen wollte, als er tot war, da wurde sich richtig grob und hat die Tür zugeknallt. Aber jetzt sehen Sie sich mal das Zimmer an, die sind ja soweit ganz hübsch.«

17.7.

»Bis später also«, sagte Beate. Sie stiegen in den zweiten Stock. Vor der Wohnungstür blieben sie stehen. Plötzlich wurde die Tür geöffnet. Frau Keulbach stand da, in voller Lebensgröße, und das war nicht wenig.

»Das ist aber nett«, sagte sie erfreut, und ihr Geblümtes

wogte rundherum, »daß Sie micht nicht vergessen haben. Na dann kommen Sie mal rein und erzählen Sie, was Sie Neues von dieser Naumann erfahren haben.«

Sie machte eine einladende Handbewegung. Was blieb Beate und Mic übrig? Sie traten ein und wurden sofort in das Wohnzimmer geführt und genötigt, auf dem Sofa Platz zu nehmen. Beiden kam es vor, als wäre das Polster noch warm und eingebeult vom letzten Besuch, aber das konnte ja nicht sein.

»Na«, sagte Frau Keulbach einleitend, »dann erzählen Sie mal, was es Neues gibt. Sie werden mich vermutlich für schrecklich neugierig halten, aber es interessiert mich wirklich, was aus dem Mädchen geworden ist. Schließlich hat sie ja zwei Jahre hier gewohnt und zwei Jahre sind eine lange Zeit, da gewöhnt man sich schon an die Leute. Mich hat schon sehr gewundert, daß ich von ihr überhaupt nichts mehr gehört habe. Nicht, daß wir im Bösen auseinandergegangen sind, nein, das nicht. Wissen Sie, manchen Leuten kann man eben nichts recht machen. Es ist schon zu komisch –«

Mic hatte keine andere Wahl, er mußte sie unterbrechen. Er nahm einen Anlauf.

»Wir wissen immer noch nichts Genaues von ihr«, sagte er unvermittelt. »Deshalb sind wir auch noch einmal zu ihnen gekommen.«

Sie hielt die Luft an. »Zu mir? Wieso zu mir?« fragte sie zurück. »Wie soll ich das verstehen? Ich habe Ihnen alles erzählt, was ich weiß. Ich kontrolliere meine Mieter nicht, das habe ich Ihnen schon ein paarmal erzählt.« Sie holte tief Luft.

»Wir dachten, daß Ihnen vielleicht doch noch was eingefallen sein könnte«, meinte Beate beruhigend.

»Was wollen Sie eigentlich von mir? Warum kommen Sie hierher? Sie haben gar kein Recht dazu, überhaupt kein Recht! Sie fragen mich aus und verdächtigen mich, daß ich neugierig bin und spionieren würde und versprechen mir, daß Sie mir alles erzählen, was Sie gefunden haben und dann kommen Sie wieder und wieder!« Ihre Stimme wurde hoch und schrill. »Das lasse ich mir nicht bieten, verstehen Sie, von

keinem lasse ich mir etwas bieten, von keinem, auch von Ihnen nicht!«

»Aber ist ja schon gut«, sagte Beate, »wir wollen ja gar nichts von Ihnen.«

»Sie, Sie haben auch so ein sanftes Getue, glauben Sie nur ja nicht, daß ich darauf hereinfalle! Das können Sie sich merken –« Sie brach ab und sank erschöpft zurück. Beate sprang auf und fühlte ihren Puls. Besorgt sah sie in das dunkelrote, verzerrte Gesicht.

»Lassen Sie mich in Ruhe«, keuchte Frau Keulbach, »geben Sie mir die Tropfen dahinten auf dem Regal!«

Beate gab die Tropfen in ein Glas und blickte sich suchend um. »In der Küche ist Wasser«, stöhnte Frau Keulbach und deutete auf eine Tür. Beate ging an das Waschbecken und füllte das Glas mit etwas Wasser auf. Ihr Blick fiel dabei auf ein kleines Regal an der Wand, auf dem Düngemittel für Topfpflanzen und ein Pflanzenschutzmittel stand. Sie hat sich also eine neue Dose gekauft, dachte sie und prägte sich automatisch den Namen ein. »Tueral«, dachte sie. Das wollte sie sich besorgen. Sie eilte in das Wohnzimmer zurück.

Frau Keulbach hatte sich schon ein wenig erholt, Mic stand neben ihr. Nachdem Beate ihr die Tropfen gegeben hatte, ging es ihr offensichtlich bald etwas besser.

»Daß mir das immer wieder passieren muß, sagte sie niedergeschlagen mit wehleidiger Stimme. »Ich kann mich manchmal nicht beherrschen. Es tut mir so leid. Es war so dumm von mir. Aber mir schadet es am meisten. Sie können gern mal wieder reinschauen, aber jetzt müssen Sie mich schon entschuldigen, ich muß jetzt Ruhe haben.«

Mic beugte sich über sie. »Sollten wir nicht lieber einen Arzt –«

Sie winkte ab. »Danke, es geht mir schon wieder viel besser. Nur brauche ich jetzt Ruhe.«

»So«, sagte Mic gedehnt, als sie vor der Wohnungstür standen. »Viel Lärm um nichts. Eine anstrengende Frau, ich kann den Mann sehr gut verstehen.«

»Nicht wahr?« kam von unten die Stimme von Frau Golle.

»Ich hab sie bis hierher gehört. Sie waren sich wohl nicht einig? Aber machen Sie sich nichts draus. Die ist immer so!«

Jetzt wird es offenbar heiß – oder ist es wirklich viel Lärm um nichts?

19. 7.

Eigentlich ging es mir schon besser – jetzt habe ich einen Rückfall. Ich habe wieder hohes Fieber, meine Lippen sind geschwollen und voller Herpes-Bläschen. Und das Schlimmste ist, ich hatte alles vergessen, was ich mir in bezug auf Krankheit, auf Schwäche und Stärke erarbeitet hatte!

Habe ich denn das alles umsonst gemacht? Bin ich denn nicht in der Lage, mir etwas zu erarbeiten und es dann auch für mich festzuhalten? Kann ich denn nicht einmal mit mir selbst fertig werden? Ich fühle mich genarrt – und die Närrin bin ich. Wie konnte das nur geschehen – ich glaubte doch, daß ich es begriffen hätte!

Ich glaube, ich stelle mich selbst in Frage. Ich zweifle an meiner Fähigkeit, mit mir selbst ins reine zu kommen – und das bei so guten äußeren Voraussetzungen, also nach einer langen und intensiven Psychotherapie, bei der ich hart gearbeitet habe. Offenbar kann ich mich auf nichts verlassen, nicht einmal auf mich selbst. Wie sollte ich mich dann auf andere verlassen können?

20. 7.

Heute nacht hatte ich einen Traum:

Ich sitze auf einem Floß von Rundhölzern, das auf einem großen Wasser (See? Meer? Ich sehe keine Ufer) schwimmt. Rechts neben mir steht ein außerordentlich schöner Kuchen (Gugelhupf), der mit Puderzucker bestreut ist und so groß wie ich selbst im Sitzen. Eine Freundin schwimmt und paddelt wie ein Delphin rund ums Floß, es

macht ihr offensichtlich großen Spaß, so zu schwimmen. Ich achte ängstlich auf den Kuchen, er darf keine Spritzer abbekommen, damit seine vollkommene Schönheit nicht zerstört wird. Plötzlich greift sie nach dem Kuchen, sie will sich ein Stück herausbrechen. Ich wehre sie ärgerlich ab, denn sie tut es nicht aus Hunger, sondern aus Spaß oder Mutwillen. Wäre sie hungrig, dürfte sie davon nehmen.

Im Grunde ist das ein lustiges Bild: Einen riesigen Gugelhupf auf einem Floß zu bewachen, das gehört zu den absurdesten Aufgaben, die man sich vorstellen kann. Eigentlich bin ich eine Gefangene des Kuchens: ich kann nicht so frei schwimmen wie meine Freundin. Der Kuchen hält mich auf dem Floß gefangen und beeinträchtigt mich zusätzlich in meiner Lebensfreude. Zudem macht er, daß ich ärgerlich auf meine Freundin bin, denn sie könnte ihn ja zerstören. Einfall: »Mutterkuchen«. Ich verhalte mich also wieder wie ein Kind – aber ich bin im Traum so alt wie jetzt. Sogar von einem Kuchen lasse ich mich gefangennehmen. Dieser wunderschöne, völlig absurde Kuchen ist auf einem Floß fehl am Platz, das ist klar. Übrigens – was soll so ein riesiger Kuchen? Den kann sowieso niemand aufessen. Dieser völlig überhöhte Kuchen, auf den ich da so sorgfältig aufpasse, könnte darstellen, wie ich meine überhöhten Ansprüche an mich selbst sorgfältig hüte und verteidige. Wenn ich mir ansehe, wie ich mir gestern angemaßt habe, einfach so mit meiner Krankheit fertig zu werden, dann finde ich schon Parallelen zu diesem Kuchen, meine Ansprüche an mich sind unangemessen. Das ist also eine sehr wichtige Mitteilung dieses Traums. Ich könnte es auch anders sagen: indem ich mein »falsches Selbst« bewache, damit es nichts von seiner Vollkommenheit verliert, gehe ich am Leben vorbei. Ich sehe auch die Parallele zu den ersten Träumen, in denen ich mich auch jeweils häufig falsch dargestellt habe, und das ist im Traum nicht gut ausgegangen. Nun ist die Entwicklung eines falschen Selbst die Reaktion auf die Umwelt. Es entsteht als Anpassung oder Rebellion – es dient dem Überleben in einer

unbefriedigenden oder schädigenden Umgebung. Damit muß ich etwas anfangen, aber was?

Mir geht es heute wieder etwas besser, noch lange nicht gut, körperlich wird es wohl noch eine Weile dauern, aber ich denke, daß ich doch etwas an Einsichten dazugewonnen habe. Es ist schon absurd, Lebenswichtiges, eigene Arbeit, völlig zu »vergessen«.

Mir fällt jetzt nachträglich auf, daß sich auch Frau Keulbach in meinem Krimi falsch darstellt, nämlich schwach, gut und hilflos. Es ist schon zum Lachen: genauso stelle ich mich selbst auch dar. Und damit ich es mir glaube, muß ich dann eben krank sein, denn sonst bin ich keineswegs schwach, hilflos – und gut bin ich auch nicht. Sollte ich es sein? Ich habe im Augenblick kein Bedürfnis danach. 21. 7.

»Wieder nichts«, sagte Mic, als sie wieder in ihrem kleinen Café saßen. »Eine Menge Gerede, nichts hilft uns weiter.«

»Ich möchte wissen, was mit Frau Keulbach los ist«, sagte Beate, »es scheint bestimmte Themen zu geben, die sie einfach nicht verträgt. Dann bekommt sie diese hysterischen Anfälle.«

»Wir treten aber auch jedes Mal ins Fettnäpfchen.«

»Es scheint auch einige Fettnäpfchen bei ihr zu geben. Da ist die Sache mit ihrem Mann und die Kränkung, daß er sie verlassen hat, dann noch die Kränkung, daß diese Sabine ihr nicht geschrieben hat – sie verträgt es anscheinend nicht, wenn sich etwas selbständig macht, das ihrer Ansicht nach ihr gehört.«

»Ich finde es auch sagenhaft, wie es bei manchen Leuten an der Selbstkritik fehlt.«

»Sie schätzt sich eben völlig falsch ein. Aber wer tut das nicht? Sei mal ehrlich mit dir selbst?«

»Tja, du hast ganz recht. Mehr Gedanken macht mir aller-

dings der Fortgang unserer Aktionen. Eigentlich ist unser Schlachtplan klar: Morgen gehen wir zu Seibel und bei passender Gelegenheit zu Wagner.«

»Hoffentlich geht das alles gut.«

»Es wird schon gutgehen. Mehr Pech als bisher können wir wohl kaum haben.«

Sie schwiegen eine Weile. »Sie hätte eigentlich ein gutes Motiv«, sagte Beate plötzlich versonnen.

»Du meinst die Keulbach, um das Mädchen um die Ecke zu bringen?«

»Genau, wenn sie glaubt, daß sie nur ausgezogen ist, um mit ihrem geschiedenen Mann zusammenleben zu können, dann wäre schon möglich, daß sie zu allem fähig ist.«

»Das ist gar nicht so abwegig. Sie ist immerhin reichlich unbeherrscht, das haben wir ja nun erlebt.«

»Es bleibt nur die Frage, wie sie das angefangen hat.«

»Die Frau ist nicht unintelligent.«

»Das ist aber doch alles dummes Zeug«, sagte Beate entschlossen. »Wie käme dann die Leiche in die Anatomie? Sie ist außerdem sachverständig und tadellos präpariert. Das kann sie auf keinen Fall, und außerdem fehlen ihr doch die Verbindungen zum Institut.«

»Wäre da nicht eine Verbindung über Meyer denkbar?«

»Das wäre natürlich eine Möglichkeit. Aber seit der Katzengeschichte ist Meyer mir gegenüber sehr reserviert, ich kann ihn also nicht danach fragen. Außerdem würde er es mir ja wahrscheinlich kaum sagen. Ich habe aber eine Idee. Sie ist ganz einfach und auch nicht die Spur illegal. Ich kann zu ihm hingehen und ihm schöne Grüße von Frau Keulbach ausrichten. Dann kann ich ja sehen, wie er reagiert.«

»Das ist sogar sehr gut. Aber die beiden anderen dürfen wir trotzdem nicht aus dem Auge verlieren.« ”

22. 7. Es ist schon schwierig, wie schwankend ich mich fühle – aber bei Viruskrankheiten ist das immer so. Heute geht es mir wieder schlechter, und ich fühle mich wieder ausgesprochen

krank. Trotzdem will ich sehen, wie ich mit dem Krimi weiterkomme.

“ Beate stöhnte im Halbschlaf, sie warf sich in ihrem Bett herum, dann schrak sie hoch. Was war los? Irgend etwas hatte sie geweckt. Es wurde schon langsam hell draußen, das gelbe Viereck, das die Straßenlaterne auf die Tapete warf, war bereits fahl und blaß.

Sie fröstelte, setzte sich auf und zog die Decke bis ans Kinn. Seit gestern abend hatte sie Fieber. Der Kratzer schmerzte und war geschwollen. Dann nieste sie. Ein Schnupfen! Das kam gerade zur rechten Zeit. Vielleicht kam es vom Frieren auf der Straße oder vom Sitzen auf der Parkbank.

So ist also jede Unannehmlichkeit die Quittung für Unachtsamkeit oder Gleichgültigkeit, überlegte sie. Aber davon war sie jetzt nicht aufgewacht. Sie hatte einen Gedanken gehabt – es war freilich einer von jenen Gedanken, die im Halbschlaf kommen und die so großartig und unwiderlegbar richtig erscheinen, die aber zerplatzen und zerfallen wie Schaum, wenn sie im Wachzustand näher überprüft werden.

Da gab es etwas, das sie übersehen hatten. Eine Kleinigkeit nur, aber was? Sie hatten ohnehin nur Kleinigkeiten – es gab ja keine Beweise. Oder aber sie hatten sie noch nicht gefunden.

Sie gähnte. Es müßte ein Tonband – nein, ein Gerät zum Aufzeichnen von Gedanken und von Träumen geben, ein Traumband oder ein Gedankenband, für unsere großartigen Gedanken im Halbschlaf und für die Träume, die ja manchmal origineller und treffender sein können als unsere Gedanken, die auf den alteingefahrenen kontrollierten Wegen des wachen Verstandes entstehen. Vergessenes kann im Traum auftauchen und wesentlich werden. Ein Wort, das nicht beachtet wurde, ein Gegenstand, der nicht bemerkt wurde, ein ungewöhnlicher Tonfall – alles das kann neue Gesichtspunkte bringen und Zusammenhänge aufdecken. Aber was war es denn nur jetzt? Ein Satz, eine Bemerkung, eine Entdeckung, die sie nicht beachtet hatte?

Sie legte sich entmutigt wieder hin und zog die Decke

zurecht. Nichts zu machen. Es war weg. Genauso, als ob sie es nie gedacht hätte. Aber es war wichtig gewesen. Sie seufzte müde und schloß die Augen. Weiterschlafen, das war das Beste. Vielleicht tauchte es wieder auf?

Heute abend bei Seibels – wenn sie noch Fieber hatte, konnte sie aber nicht mitgehen. Mic müßte dann die Expedition alleine durchführen, oder er müßte sie aufgeben, aber das würde er nicht über sich bringen. Überhaupt, diese Sammlung von Dietrichen! Er hatte es ihr nicht erklärt. Sie hatte ja auch nicht auf einer Erklärung bestanden. Vielleicht hätte er doch gelogen. Mic machte ihr allmählich Angst. Er hatte einige unerwartete Fähigkeiten: Talent zum Taschendiebstahl, zum Schloßöffnen und ein geradezu geniales Talent, Ausreden zu erfinden und zu argumentieren.

Sie öffnete die Augen und bemerkte erstaunt, daß die Sonne ins Zimmer schien und wohl schon ziemlich hoch stand.

Sie hatte noch Fieber. Der Ausflug heute abend mußte also für sie ausfallen.

Der Tag schlich weiter.

Mic ließ sich nicht blicken. Beate versuchte aufzustehen und sich anzuziehen. Aber das Zimmer drehte sich um sie, und ihr war sehr übel. Seufzend setzte sie sich wieder auf den Bettrand zurück. Warum kam Mic denn nicht? Sie waren doch eigentlich verabredet gewesen. Es wurde später und später. Sie verschlief einen Teil des Nachmittags, gegen Abend wachte sie wieder auf. Sie versuchte zu lesen, aber das war zu anstrengend für sie. Sie hätte sich Tee kochen müssen und irgendein Medikament nehmen, aber sie schob das von Stunde zu Stunde auf. Es wurde langsam dunkel. Die Zeiger ihres kleinen roten Weckers schoben sich voran, unmerklich, solange sie sie fixierte. Aber wenn sie die brennenden Augen schloß oder sich für einen Augenblick auf die andere Seite legte, taten die Zeiger ihren heimtückischen Sprung.

Kein Laut war im Flur zu hören. Ihre Wirtin war am Morgen geräuschvoll mit ihrer Schwester abgereist und würde zwei Tage fortbleiben. Manchmal knackte es im Holz des alten Schranks. Dann zuckte Beate zusammen. Jetzt war es gleich

22 Uhr. Wo blieb Mic? Es knisterte und raschelte irgendwoher. Waren das Mäuse? Mühsam setzte Beate sich auf. Mäuse? Ja natürlich. Ihre Wirtin hatte fünf Fallen aufgestellt. Mäuse waren hübsch, weich wie Samt und hatten kleine runde schwarze Knopfaugen. Wann schlafen Mäuse eigentlich? Es knisterte heimlich. Eine Diele im Flur knackte. Beate schreckte hoch. Können Mäuse die Dielen knacken lassen? Mäuse haben feine, zierliche rosa Füßchen. Davon können die Dielen nicht knakken. Irgend jemand war in der Wohnung! Sie versuchte aufzustehen – aber wohin sollte sie gehen? Sie hatte noch nicht einmal die Tür abgeschlossen. Ihr war so übel und schwindlig. Müde ließ sie sich zurückfallen. Es war ihr alles gleich. ”

Jetzt habe ich genau beschrieben, wie es mir in der letzten Zeit häufig gegangen ist – aber im Krimi kann ich das besser darstellen. Und wie geht es jetzt weiter? *23. 7.*

“ Lautlos öffnete sich die Tür.

»Ein Glück, daß ich gleich das richtige Zimmer gefunden habe«, sagte Mic leise. »Aber was ist denn mit dir los?«

Erleichtert schloß Beate die Augen. Das Herz klopfte ihr noch bis zum Hals, aber es tat nicht mehr weh. Schweiß trat ihr auf die Stirn.

»Ich habe solche Angst gehabt«, sagte sie. »Du hast mich erschreckt.« Sie holte tief Luft. »Meine Wirtin ist fort, und ich bin ganz alleine.«

»Bist du krank? Ich dachte, du kommst nicht, weil du ausgestiegen bist. Ich war ein bißchen böse auf dich. Ich wußte ja nicht –«

»Warst du denn dort?«

»Natürlich. Aber wo fehlt's dir denn? Du siehst wirklich nicht gut aus.«

»Ach, weiter nichts. Ich habe gleich so hohes Fieber, wenn ich erkältet bin. Aber erzahl doch mal, hast du etwas gefunden?«

»Laß nur«, wehrte er ab. »Jetzt bist du wichtiger.«

»Nun erzähl doch endlich, was du in Seibels Wohnung –«

»Dir geht's viel zu schlecht, gute Besserung, du Armes«, sagte er und ging zur Tür.

»Wenn du mir nichts davon erzählen willst, warum bist du denn überhaupt gekommen?«

»Ich wollte sehen, warum du nicht gekommen bist. Ich war sauer auf dich. Ich dachte, du bist endgültig ausgestiegen. Machst du weiter mit?«

»Wenn das alles ist, was dich beunruhigt! Natürlich machen wir weiter.«

»Das wäre auch schade gewesen. Aber da fällt mir gerade noch eine ganz unwichtige Frage ein, nämlich, ob du einen guten Fotoapparat hast.«

»Nein, tut mir leid.«

»Gute Besserung und bis bald dann, werd schnell gesund.«

Er zog leise die Tür zu.

»Mic, warte doch! Was ist denn –«

Draußen knisterte und knackte es wieder. Dann fiel die Wohungstür ins Schloß.

»Die Haken – er hat wieder seine Dietriche benutzt –« murmelte Beate. Vorsichtig stand sie auf, schloß die Türe ab und fiel matt wieder ins Bett zurück.
Wozu brauchte er einen Fotoapparat? ”

25. 7. Wie ich an meinem letzten Rückfall gesehen habe, ist es schwierig, etwas festzuhalten, auch das, was mühsam erarbeitet wurde. Mit einem Fotoapparat ist das leichter. Aber was soll hier festgehalten werden? Das Ganze wird gefährlich und gleitet Beate aus den Händen. Aber es wäre auch von ihr ein überhöhter Anspruch, immer alles fest »im Griff« zu haben.

“ Wagner saß an seinem Schreibtisch und arbeitete konzentriert an einer Veröffentlichung, die unbedingt bis

zum Ende des Monats fertiggestellt werden mußte. Er ordnete die Stöße seiner Notizen und blätterte hin und wieder in dem bereits fertiggeschriebenen Teil seiner Arbeit. Er war nicht ganz zufrieden mit dem Fortgang, es hätte glatter und schneller gehen können. Ob das bereits die Folge des fortgesetzten Tablettengebrauchs war – oder vielleicht des Alkohols? Er mußte versuchen, beides einzuschränken. Aber es eilte ja nicht. Es war nicht so wichtig, er fühlte sich noch nicht ernsthaft beeinträchtigt. Und später – da war dann schon wieder mehr Zeit vergangen, ein Berg von Zeit zwischen ihm und dem was war, eine Spanne Zeit, die ihn abschirmte, schützte und die Erinnerungen verblassen ließ. Dann würde alles fast so wie vorher sein.

Es klopfte. Wagner sah auf seine Uhr. Er fand keinen offensichtlichen Grund für eine Unterbrechung.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte Beate. »Feldmann hat mich gebeten, Ihnen diese Aufnahmen zu bringen.«

»Das ist nett, vielen Dank. Wie kommen Sie denn mit Ihrer eigenen Arbeit voran? Sie sehen nicht gut aus«, meinte Wagner mit einem prüfenden Blick.

»Ach, das war nur eine Erkältung am Wochenende –«

»Kann ich Ihnen irgendwie helfen?«

»Das eigentlich nicht. Aber manchmal ist man mit seiner Arbeit an einem Punkt angelangt, an dem man einfach hängenbleibt.«

»Da geht es Ihnen wie mir«, stellte Wagner fest. »Ich arbeite unter Zeitdruck, und trotzdem geht es nicht richtig voran. Dazu habe ich dann noch persönliche Verpflichtungen, Sie können sich das ja vorstellen. Aber ich muß wieder an meinen Aufsatz, er sollte bis Ende Mai abgegeben sein, sonst kann ihn die medizinische Zeitschrift nicht mehr in ihrer übernächsten Nummer veröffentlichen. Sie wissen ja, wie das ist. Der Donnerstagabend fällt mir jetzt auch noch flach, da hat meine Frau Karten für eine Oper – mir fällt im Augenblick nicht einmal ein, für welche. Was tut man nicht alles! Wenigstens die Kinder sind an diesem Abend bei ihren Großeltern, wir können also unbesorgt aus dem Haus gehen.«

»Hoffentlich wird es schön für Sie –« Beate stockte einen Augenblick. Donnerstag abend also. »Ich meine, hoffentlich wird es eine gute Aufführung.«

Wagner zuckte mit den Schultern. »Ich verstehe nicht übermäßig viel davon, aber meine Frau behauptet, es sei ein ganz großes Ereignis. Dabei darf sie dann ja nicht fehlen«, fügte er hinzu.

»Donnerstag abend also«, sagte sie versonnen. Dann schrak sie zusammen. Sie hatte es laut gesagt.

Sie begegnete Wagners erstauntem Blick.

»Ja. Aber warum beschäftigt Sie das so?«

Beobachtete er sie jetzt mißtrauisch? War er vielleicht der Mann, der Sabine –?

»Ich dachte nur; glauben Sie, daß man noch Karten bekommen kann?«

»Wahrscheinlich nicht, aber ich glaube, ich kann Ihnen noch welche besorgen, wenn Sie unbedingt hinwollen.«

»Vielen Dank«, sagte Beate mit äußerster Beherrschung. »Ich muß erst mit meinem Bekannten sprechen.«

»Tun Sie das«, sagte Wagner und nahm seinen Stift wieder auf. ”

28. 7. Jetzt ist doch geschehen, was ich vermeiden wollte. Ich bin in die Klinik gekommen, habe Infusionen und liege fest im Bett. Ein neuer Rückfall ist so bedrohlich, daß ich es nicht mehr wage, zu Hause zu bleiben. Dabei habe ich alle Medikamente weitergenommen, aber die Kopfschmerzen sind wieder sehr schlimm geworden; auch die Gefühlsstörung auf der rechten Seite ist wieder da. Jetzt kann ich also nichts mehr selbst tun, jetzt bin ich ausgeliefert.

29. 7. Das Essen ist gut, aber ich habe keinen Hunger. Der Blick aus dem Fenster ist schön, aber ich liege im Bett. Die Schwestern sind freundlich und versorgen mich gut, aber ich bin abhängig. Der Arzt hat mich punktiert, die Gehirnflüssigkeit ist

nicht ganz in Ordnung. Außerdem habe ich Angst, einfach Angst. Wie soll es weitergehen? Wenigstens bekomme ich diese Infusionen mit einem Medikament, das gegen die Herpes-Viren sehr wirksam sein soll.

30. 7. Immer noch in der Klinik. Ich bin in meine Verzweiflung richtig hineingefallen. Einerseits lasse ich jetzt die anderen machen, andererseits ist mir jede eigene Aktivität weggenommen worden. Mein Körper ist das einzige, was jetzt noch zählt. Blutentnahmen, Fiebermessungen, kämpfen damit, nicht zu läuten, obwohl ich starken Druck auf der Blase habe. Aber nach der Punktion darf ich nicht aufstehen. Ein völliges Ausgeliefertsein des Körpers an die Krankheit, die auch alle anderen Kräfte lähmt. Ich weiß wohl, warum ich nicht in ein Krankenhaus wollte.

31. 7. Eine kleine Aktivität kann ich weiterführen: ich kann mich mit meinem Krimi beschäftigen. Ich habe dann wenigstens das Gefühl, daß es dort etwas weitergeht.

“ Beate ging in der Mittagspause zur Mensa, wo sie Mic treffen wollte. Er stand schon an der Essensausgabe, sie fanden einen freien Tisch und saßen einander gegenüber.

Soll er doch anfangen, dachte Beate. Wenn er nicht reden will, soll er es bleiben lassen.

Sie schlug die Beine übereinander und aß mit offensichtlicher Ruhe und mit Behagen.

»Beate«, sagte Mic nach einer Weile.

»Ja?« Sie legte sorgfältig ein großes Salatblatt mit der Gabel zusammen.

»Du mußt entschuldigen, daß ich am Samstag – na, du weißt schon –«

»Das kann jedem mal passieren«, meinte sie kauend. »Wir sind alle nur Menschen.«

»Ich war wohl ziemlich unhöflich. Ich wollte dir aber nichts

erzählen, weil ich nichts gefunden habe, was mit unserer Sache zusammenhängen könnte.«

»Und was hast du denn sonst gefunden?«

»Ach, das war alles uninteressant. Alte Briefe und so, wie bei den anderen auch. Nichts Wichtiges.«

»Du hältst mich wohl für ziemlich dumm. Übrigens, was ich sagen wollte, Meyer kennt keine Frau Keulbach. Er hat mich ganz verständnislos angesehen, als ich ihm die schönen Grüße ausgerichtet habe. Er fragte dann noch einmal nach dem Namen, meinte dann, das wäre wohl ein Irrtum, und dann ging er weiter. Aber wir wollten ja von Seibel sprechen.«

»Ich glaube, da irrst du dich. Das Thema war bereits erschöpft.«

»Es wird Zeit, daß wir mal was Entscheidendes herausfinden. Mittlerweile wird für mich die ganze Angelegenheit zum Alptraum.«

»Für dich ist es ja auch schlimmer. Du mußt den ganzen Tag mit diesen Menschen zusammensein, von denen schließlich jeder ein Mörder sein kann.«

»Übrigens ist Wagner am Donnerstagabend mit seiner Frau in der Oper. Die Kinder sind bei den Großeltern.«

»Dann wäre das also die Gelegenheit, auf die wir gewartet haben. Machen wir es wieder zusammen?«

»Würde ich dir sonst diesen Tip geben?« Beate seufzte und schob ihren Teller zurück. »Ich glaube, ich werde dieses Mißtrauen allen gegenüber nie mehr los, wenn wir nicht bald weiterkommen. Ich finde das überhaupt nicht mehr spannend. Ich habe nur noch Angst, Angst vor allen diesen Leuten und auch Angst davor, was wir ausrichten können. Ich fürchte mich auch vor dem, was wir vielleicht herausfinden.«

»Am Freitagabend wissen wir möglicherweise schon mehr.«

»Vielleicht ist es auch gut, wenn man nicht alles weiß.« ❞

2.8.

Ich bin wieder aus dem Krankenhaus heraus, allerdings im wesentlichen deshalb, weil ich das wollte. Die Gefahr ist doch groß, in einen Abgrund von Inaktivität und Resignation zu fallen. Die Verlockung, dem Arzt die Behandlung der körperlichen Krankheit zu überlassen und eigene Arbeit zu vermeiden, bringt viel mehr Bequemlichkeit, aber ich denke, weniger endgültigen Erfolg. Denn was ein Arzt behandeln kann, sind nur körperliche Symptome, die Frage, warum gerade jetzt gerade diese Krankheit auftritt, wird niemals gestellt und niemals beantwortet. Und die resignierende Feststellung von Beate, daß es manchmal gut sei, wenn man nicht alles wisse, ist mir zu wenig weiterführend. Sie enthält für mich doch einen Unterton von einerseits Resignation und andererseits Ausweichen.

Nach der Infusionsbehandlung geht es mir ja nun wieder besser, aber das sollte kein Grund sein, weiteren Auseinandersetzungen auszuweichen. Denn ausgestanden ist das Ganze noch nicht, wie ich merke.

Heute nacht hatte ich wieder einen Traum:

Ich bin mit vielen Leuten zusammen bei meinem früheren Therapeuten, es findet irgendeine Party statt. Manchmal kommen ältere Leute und fragen nach der Teestube – die Frau des Therapeuten springt dann auf, führt sie in einen Nebenraum und serviert dort Tee. Dann stehen mir mein Therapeut und ein anderer Mann, der etwas jünger ist, gegenüber. Er wird mir auch als Psychotherapeut vorgestellt. Meine Therapie sei ja insgesamt ganz gut gelaufen, aber einen fundamentalen Punkt hätten wir da übersehen, da müßte ich unbedingt weiterarbeiten. Der andere Psychotherapeut sagt mit Bestimmtheit, das sei die Unfähigkeit zu trauern, und zum Einstieg gäbe es da ein Buch mit dem gleichen Titel, das ich unbedingt lesen sollte. Beide wirken sehr bestimmt und eindringlich. Dann setzt sich mein Therapeut in einen Rollstuhl, er behauptet, er mache das nur zum Spaß und genieße es, herumzufahren.

Ein merkwürdiger Traum, der mich aber wiederum auf ein anderes Thema hinweist, nämlich einerseits auf die Therapie und deren Inhalt beziehungsweise auch deren Ende und andererseits auf einen wichtigen Punkt, der nicht gelaufen sein soll, nämlich auf die Unfähigkeit zu trauern. Als drittes bekomme ich im Traum aus meinem eigenen Unbewußten die Information, daß mein Therapeut sich albern verhält, indem er sich in einen Rollstuhl setzt.

Meine Therapie endete ja ziemlich plötzlich an einem Punkt, an dem ich das Gefühl schilderte, mit mir und der Welt in Einklang zu stehen und mich in größerem Zusammenhang der Welt zugehörig zu fühlen. Für mich gab es zu diesem Zeitpunkt gefühlsmäßig nicht mehr den Gegensatz zwischen Ich – und allen anderen, sondern es war ein Lebensgefühl von: »Ich bin in allem anderen, und alles andere ist in mir.« Also nicht mehr ein Getrenntsein, sondern ein Zusammengehörigkeitsgefühl, und das war sehr beglückend. Durch das plötzliche Ende der Therapie an dem Tag, an dem ich dies schilderte, wurde ich wieder voll auf mich zurückgeworfen und verlor das gefühlsmäßige Ganz-Sein mit der Welt. Es war wieder ein abrupter Bruch oder eine plötzliche Spaltung, es war so, als würde ich für mein konstruktives und vereinendes Gefühl bestraft, als wäre dieses Gefühl falsch. Dabei bezeichnete es für mich einen viel größeren Grad an innerer Freiheit, insbesondere an Freiheit vor existentiellen Ängsten. Denn wenn ich ein Teil des Ganzen bin, ist meine individuelle Existenz nicht so wichtig, weil ich ja nicht verlorengehen kann. Nichts geht ja verloren. Gleichzeitig bin ich aber doch erst recht ich selbst, denn um ein Teil des Ganzen zu sein, muß ich ja auch die Grenzen dieses Teiles spüren können. Ich bin ja nicht das Ganze, kann und möchte es auch überhaupt nicht sein, aber als abgrenzbarer Teil kann ich auf individuelle und existentielle Ängste deshalb verzichten und gewinne einen viel größeren inneren Freiraum, weil ich nicht abgespalten, sondern zugehörig bin. Das klingt sicher sehr kompliziert, bezeichnet aber meine damalige Situation sehr gut, die ich sehr glücklich erlebte. Dabei war ich keineswegs übertrieben euphorisch.

Und dann kam dieser Riß. Eine Lösung aus der Therapie hat niemals stattgefunden. Der Riß bedeutete für mich Kränkung, Abgewiesensein, und damit wieder Zurückgeworfensein auf mein eigenes enges, von früheren Kränkungen lebensgeschichtlich geprägtes Ich. Lösung oder Trennung fanden im Grunde nicht statt, sondern Abspaltung. Also konnte ich auch nicht trauern. Diese Unfähigkeit zu trauern wird mir als wichtiger Punkt im Traum dargestellt, und ich habe das Gefühl, daß darin etwas sehr Wichtiges verborgen ist. Denn auch andere Lösungen meines Lebens, wie etwa die Loslösung von meiner Mutter, fallen mir ja außerordentlich schwer beziehungsweise sind im tiefsten Inneren zu Beginn meiner Krankheit noch nicht vollzogen gewesen, trotz Therapie. Allerdings habe ich hier das Gefühl, in meiner Arbeit mit mir selbst wesentliche Schritte getan zu haben. Auch meine Träume halfen dabei, mir das ganze Inadäquate meines Verhaltens vorzustellen.

5.8.

Erneut haben sich Bläschen gebildet, erneut habe ich Temperatur. Der Herpes hat inzwischen die Rolle übernommen, mich zur weiteren Arbeit zu zwingen. Wenn ich jetzt etwas tue, was nicht im Einklang mit mir steht, flackert er wieder auf. Allerdings ist er durch die Infusionen doch ziemlich gebremst, die Rückfälle sind nicht mehr so schlimm.

In meinem Traum war die Rede davon, daß ein fundamentaler Punkt meiner Therapie nicht bearbeitet wurde, nämlich meine Unfähigkeit zu trauern. Ich habe mir das Buch besorgt, das mir aber keine weitere Aufklärung brachte. Also geht es wohl um etwas anderes. Es geht um die Ablösung an sich, im besonderen um die Ablösung aus der Therapie und aus allen früheren hemmenden und prägenden Bindungen. Ich frage mich, warum die Ablösung nicht in der Therapie bearbeitet wurde – ist das eine prinzipielle Schwachstelle der analytischen Psychotherapie, wie sie praktiziert wird, überhaupt, daß sie neurotische Bindungen statt Beziehung anbietet,

Machtverhältnisse statt Partnerschaft? Dann kann die Bindung an den Therapeuten deshalb unauflöslich werden, weil er alle ungelösten Bindungen auf sich zieht und an sich festmacht. So schafft der Therapeut sich Bewunderer und Jünger, aber nicht erwachsene freie Menschen. Wenn dies eine grundsätzliche Schwäche der Psychotherapie sein sollte, die ich hier verspüre, wäre es Zeit, sich im einzelnen damit auseinanderzusetzen. Das ist jedoch hier nicht meine Aufgabe.

Aber vielleicht hilft mir hier auch der Krimi weiter? Denn auch dort geht es um noch ungelöste Aufgaben.

„Ende Mai wird es schon spät dunkel. Der Abend war warm – der Abschluß eines sonnigen Tages. Ein paar Wölkchen am Himmel, nur eben so viele, daß deutlich wurde, wie hoch und weit der Himmel ist. Ein Mond wie aus Watte, weich in die Wölbung hingetupft. Offene Fenster, Musik, Stimmen. Stühle auf den Terrassen, Lampions, bunte Sonnenschirme. Ein verspäteter Rasenmäher, die Stimmen von Kindern, die zu Bett gebracht werden sollen, ein wenig schläfrig schon, aber noch voller Protest.

Beate und Mic gingen durch die Straßen in der Nähe des Botanischen Gartens. Sie schlenderten an Wagners Haus vorbei, aber es war noch zu hell. Ein Fenster zur Terrasse hin stand offen, ein blauer Vorhang bewegte sich ein wenig im sachten Abendwind. Sie umrundeten den Park, blieben stehen, gingen weiter, wie Leute, die viel Zeit haben. Das Gartentor war kein Problem, es war ohnehin nicht verschlossen. Alle Häuser dieser Straße grenzten mit der Rückseite ihrer Gärten an den Park, durch Maschendrahtzäune und Hecken davon getrennt.

Es dämmerte langsam, Mic sah auf seine Uhr.

»Es ist gleich halb zehn«, sagte er ungeduldig.

»Es ist noch immer nicht ganz dunkel«, meinte Beate, »wir müssen noch warten.«

»Wir kommen ziemlich in Zeitdruck, ab elf können sie zurück sein.«

»Was kann man daran ändern?«

»Ich glaube, es ist am besten, wenn ich draußen bleibe«, sagte Mic unruhig. »Ich kann dich dann warnen. Wagner wird mich nicht kennen, dich dagegen gut.«

»Das ist sicher am besten.« Beate sah auf die Uhr. »Es wird heute anscheinend überhaupt nicht richtig dunkel.«

»Hast du Handschuhe?«

»Glaubst du, daß ich sie brauche?«

»Du weißt, wir müssen jetzt vorsichtig sein, wir können uns keine Panne erlauben.«

»Ich glaube, ich bin nervös. Einbrechen ist ein Job, der mir nicht liegt. Ich möchte das so schnell wie möglich hinter mich bringen.«

»Mach's gut. Vielleicht kannst du das brauchen, falls die Schreibtischschubladen abgeschlossen sind.« Er drückte ihr zwei kleine Dietriche in die Hand.

Dann sah er ihr nach, bis sie hinter dem Haus verschwunden war. Sie erschien auf der Terrasse auf der anderen Seite, sah einen Augenblick zu ihm herüber und stieg dann rasch durch das Fenster. Der blaue Vorhang fiel hinter ihr zu.

Beate stand im Wohnzimmer. Es war ein Zimmer, das durch nichts bemerkenswert war als durch seine Größe. Sie durchquerte es und kam auf eine Diele. Nach zwei Schritten im Dunkeln stolperte sie über etwas Weiches. Als sie ihre Taschenlampe anknipste, sah sie, daß eine Puppe ohne Kopf vor ihren Füßen lag, daneben ein Stoffkäfer mit nur einem Bein und ein Holzschiff. Sie schüttelte erstaunt den Kopf. Das sah nach einem überaus hastigen Aufbruch aus. Dann ging sie auf die nächste Tür zu und stand in Wagners Arbeitszimmer. Helle Möbel, viele Bücher und Zeitschriften, ein überladener Schreibtisch – sie würde es schwer haben mit ihrer Suche. Sie knipste die Stehlampe an, die gedämpftes Licht gab und zog eine Schublade nach der anderen auf. Aufmerksam sah sie alles durch, Rechnungen und Mitteilungen, Briefwechsel mit Fachzeitschriften, mit anderen Universitäten, Manuskripte, wissenschaftliche Arbeiten, sie fand überhaupt nichts Persönliches.“

6.8.

Diese ganze Aktion war unsinnig von Anfang bis Ende. Halt, die unterste Schublade war verschlossen. Sie kniete sich auf den Teppichboden und versuchte, sie mit ihren Haken zu öffnen.

»Was machst du denn da?« fragte plötzlich eine helle Stimme.

Beate fuhr hoch. Die Türe stand einen Spalt offen und in diesem Spalt stand ein Mädchen mit blonden kurzen Ringellöckchen und einem langen rosa Nachthemd.

Beate war erschrocken. Ihr Herz hämmerte bis zum Hals. Das Kind war doch bei den Großeltern?

»Wer bist du denn?« fragte das Kind weiter. »Du darfst bestimmt nicht an Papas Schreibtisch.«

»Da hast du sicher recht«, sagte Beate verstört. Sie mußte mit dem Kind reden, sie mußte es dazu bringen, nichts zu verraten!

»Es darf nämlich niemand an Papas Schreibtisch«, sagte die Kleine jetzt. »Papa mag das gar nicht. Sogar Mami darf nicht dran. Da wird Papa böse. Aber natürlich nur ganz wenig.«

»Wieso nur ganz wenig?« fragte Beate.

»Ach weißt du, Mami schimpft länger und lauter als er. Und da ist er lieber ruhig.«

»Vielleicht hat er recht.«

»Ja, das finde ich auch. Im Kindergarten machen wir das auch so, wenn einer etwas besser kann, dann kann er das eben.«

»Du gehst in den Kindergarten?« Nur keine Panik, ganz ruhig mit dem Kind reden, denn wenn es anfängt zu schreien –

»Aber sicher«, sagte das Mädchen. »Ich bin schon fünf.«

»Du bist fünf?«

»Klar. Vielleicht bin ich ein bißchen klein«, sagte es traurig. »Aber vielleicht wachse ich ja plötzlich ein ganzes Stück.«

Ich muß ihr Vertrauen gewinnen, sie zur Bundesgenossin machen, sie darf ihrem Vater keine Beschreibung von mir geben, er könnte mich daran erkennen . . .

»Das könnte schon sein. Wie heißt du denn eigentlich?«

»Jela.«

»Wie bitte?«

»Jela«, wiederholte das Mädchen.

»Na, das ist ein schöner Name. Aber möchtest du nicht lieber ins Bett gehen?«

»Das ist überhaupt kein schöner Name«, sagte es energisch. »Du weißt ja nicht einmal, daß Jela die Abkürzung von Daniela ist! Und ins Bett möchte ich auch nicht. Wenn Besuch da ist und es ist sonst niemand da, dann muß ich dich unterhalten. Das macht man so. Bist du froh, daß ich dir gesagt habe, was Jela heißt?«

»Doch, dann weiß ich es jetzt.«

Sie hatte das Gefühl, schreien zu müssen, weglaufen zu wollen, diese unmögliche Situation zu beenden.

»Weil ich es dir gesagt habe«, meinte Daniela beharrlich. Es war ein Weilchen still. »Ich weiß eigentlich nicht, warum er nicht weint«, sagte sie dann versonnen.

»Wer, wann?« fragte Beate.

»Der Papa, wenn Mami ihn schimpft. Weißt du, wenn sie mit mir schimpft, dann weine ich immer gleich laut, und dann hört sie auf damit. Warum macht Papa das nicht? Ich finde das dumm von ihm.«

»Männer haben gelernt, daß sie nicht weinen«, sagte Beate. »Aber du mußt jetzt unbedingt wieder ins Bett gehen.«

»Dann sind Männer eben dumm, wo das doch so gut nützt.«

»Ja, vielleicht. Tust du denn gern das, was nützt?«

»Klar«, sagte Jela.

»Warum bist du eigentlich nicht bei deiner Oma?«

»Weißt du, die Oma hat es nicht gern, wenn Kinder brechen.«

»Brechen?« fragte Beate irritiert.

»Weißt du denn nicht, was das ist? Das ist, wenn einem immerzu das Essen aus dem Mund kommt. Eigentlich ist es aber nicht das Essen«, fügte sie versonnen hinzu. »Es sieht ganz anders aus als vorher. Aber Oma sagt, es ist das Essen. Woher sie das immer nur wissen . . .«

»Und du hast gebrochen? Dann mußt du jetzt unbedingt wieder ins Bett.« Sie konnte das Kind doch nicht einfach stehen lassen und verschwinden –

»Das kam daher, weil ich nicht gerne bei der Oma bin. Sie sagt immerzu, ich soll ruhig sein und die Hände auf den Tisch legen, und man redet nicht beim Essen und alles das. Das mag ich nicht, dann tu ich lieber brechen. Das nützt nämlich auch.«

»Du tust wohl immer das, was nützlich für dich ist?« Vielleicht konnte sie auf diese Weise das Kind dazu bringen, nichts von ihrem Besuch zu erzählen? Und dann nichts wie weg – es wurde allmählich Zeit!

»Das hast du eben schon mal gefragt«, stellte Jela fest. »Hör doch zu, wenn die Leute mit dir reden.«

»Richtig«, sagte Beate. »Du hast bei der Oma gut aufgepaßt. Aber du mußt mir jetzt auch mal ganz gut zuhören. Ich bin an den Schreibtisch von deinem Papa gegangen, weil es nützlich für deinen Papa ist. Es gibt da Leute, die ihn ärgern wollen. Da würde er sich fürchterlich aufregen. Deshalb suche ich hier was, was die Leute wieder ärgert. Verstehst du das?«

»Klar. Wie heißt du denn, damit ich dem Papa sagen kann, wer ihm hilft, die bösen Leute zurückzuärgern?«

»Jela, du bist doch schon ein großes Mädchen«, sagte Beate verzweifelt. »Du hast mir doch selbst erzählt, wie sehr sich dein Papi ärgert, wenn jemand an seinen Schreibtisch geht. Wenn du es ihm erzählst, muß er sich dann wieder ärgern. Und dann nützt es doch gar nichts, wenn ich ihm jetzt helfen will, daß er sich nicht ärgert. Siehst du das ein? So, und jetzt gehen wir ins Bett.«

Jela nickte eifrig. »Sicher. Darf ich ihm denn erzählen, daß du hier warst und nicht an seinen Schreibtisch gegangen bist?«

»Nein, du liebe Zeit! Du erzählst ihm am besten überhaupt nichts. Komm, leg dich jetzt ganz schnell wieder in dein Bett und dann schläfst du ein. Wenn du aufwachst, hast du alles vergessen. Machen wir das so?«

»Na gut. Aber nur, wenn du mich zudeckst.«

Beate sah verzweifelt auf die Uhr. Viertel vor elf, um elf

konnten Wagners wieder zurück sein. Und sie würden sich sehr beeilen, weil das Kind alleine im Haus geblieben war. Höchste Zeit, daß sie verschwand! Sie gingen ins Kinderzimmer, Jela legte sich endlich ins Bett und Beate deckte sie hastig zu.

»Gute Nacht, schlaf gut. Und versprich mir, daß du nichts verrätst. Wir haben jetzt beide ein Geheimnis zusammen, nicht wahr?«

»Prima«, sagte Jela zufrieden. »Ich habe gerne Geheimnisse. Ich verspreche dir, daß ich nichts verrate. Auch der Mami nicht.«

»So ist es dann gut.«

»Und jetzt erzähl mir was«, murmelte sie schläfrig.

»Ich muß jetzt dringend gehen, denn wenn deine Eltern mich sehen, haben wir ja kein Geheimnis mehr.«

Jela gähnte und reckte sich wohlig unter der Decke. »Gute Nacht und geh schnell, damit wir ein Geheimnis haben.«

Mit sich sehr zufrieden schloß Beate die Kinderzimmertür. Es war allerhöchste Zeit, sie konnte die Haustür benutzen, wenn sie nicht abgeschlossen war, das war bequemer als der Weg durchs Fenster über die Terrasse.

Es war sehr still im Haus. Beate lauschte. Das Kind war anscheinend sofort eingeschlafen. Ihre Geduld hätte es nicht mehr lange ausgehalten. Irgendwo knackte Holz. Ein Schrank vielleicht? Fremde Geräusche in einem fremden Haus. Aber was war das? Ein Käuzchen schrie, und noch einmal. Das war das verabredete Zeichen, das war Mic. Sie kamen also zurück. Schritte auf den Stufen. Sie hörte, wie ein Schlüssel ins Schloß gesteckt wurde. Es war zu spät, die Haustür zu benutzen. Wäre sie eine Minute früher gegangen, sie wäre ihnen direkt in die Arme gelaufen! Sie tastete sich im Dunkeln ins Wohnzimmer, zum Glück hatte sie die Zimmertüre offen gelassen. Sie konnte die Terrassentüre jetzt auch nicht öffnen, das Geräusch wäre zu hören. Nur keine Panik jetzt, ganz ruhig. Das Fenster war ja offen. Sie stieg rasch auf die Fensterbank. Ein Blumentopf knallte herunter und zerbrach. Der Vorhang fiel hinter ihr zu. Man konnte sie nicht mehr sehen. Hinter ihr wurde es hell,

jemand hatte das Licht angeknipst. Eine aufgeregte Stimme schrie: »Gerhard, da ist jemand in unserem Wohnzimmer! Schnell, schnell, der Vorhang bewegt sich, ich habe es ganz deutlich gesehen! Das Fenster ist auf, ich weiß ganz genau, daß ich es zugemacht habe, bevor wir weg sind!«

Beate hatte die Terrasse überquert. Hinter sich hörte sie Wagners beschwichtigende Stimme. Der Vorhang wurde zurückgerissen, Licht fiel auf die Terrasse, in den Garten.

»Da, da«, schrie die Frau, »hinter den Büschen. Los, lauf ihm nach, wer weiß, was er alles gestohlen hat. Vielleicht kriegst du ihn noch! Ich hol' die Polizei.«

Beate kroch durch die Büsche. Sie verwünschte ihr helles Sommerkleid. Da war ein Zaun. Maschendraht nur, aber so hoch! Welchen Ausweg gab es sonst? Sie sah sich um. Keinen! Die Sträucher zerkratzten ihre Arme und Beine. Sie zog sich am Zaun hoch. Jetzt ging auch das Außenlicht an. Über den Zaun, das war die einzige Rettung, nur fort! Mein Gott, wenn Wagner sie hier finden würde! Die Drahtmaschen waren zu eng, um mit den Füßen einen richtigen Halt zu finden. Sie zog sich mit den Händen hoch, die Füße rutschten immer wieder ab. Wenn sie oben war, mußte man sie im hellen Licht sehen. Schritte in den Sträuchern und Knacken. Wagners Stimme. Sie war im Schutz einer Tanne, die sie zerkratzte, aber auch vor den Blicken verbarg.

Endlich oben! Hundegebell in der Nähe, hoffentlich nicht im Nachbargarten. Sie ließ sich fallen. Stoff riß. Ein Plumps, Knacken. Beate keuchte. Verdammt, war das laut bei Nacht! Wagners Stimme: »Stehenbleiben, ich habe Sie gesehen, ich weiß, wo Sie sind!« Zu seiner Frau: »Lauf schnell rüber zum Nachbarn, er ist da im Garten!«

Wohin? Das Hundegebell war ganz nahe! Sie schnappte nach Luft, ihre Hände, ihre Füße, alles tat weh. Egal, weiter! Hinter den Häusern war der Park, den mußte sie erreichen. Da mußte noch ein Zaun sein, in dieser Richtung. Stimmen aus dem Nachbarhaus, aus allen Häusern rund herum, Lichter, alles ihretwegen. Taschenlampen in den Büschen.

Sie rannte durch das feuchte Gras, da, der Zaun! Wieder

Maschendraht. Sie zog sich hinauf. Der Hund kam bellend und knurrend näher, da war er. Sie zog ihre Beine blitzschnell nach oben. Der Hund bellte wütend, sprang hoch und schnappte nach ihr. Ein paar Zentimeter und er hätte sie erreicht!

»Ihr Harro hat ihn!« hörte sie rufen.

Nur weiter. Sie bekam keine Luft mehr. Sie war fast oben, aber ihre Hände wollten nicht mehr. Die Handschuhe waren zerrissen. Ihre Hände bluteten. Sie keuchte.

»Gut so, Harro, halt ihn fest!«, rief jemand, ganz nahe schon.

Mit letzter Anstrengung endlich erreichte sie den oberen Rand. Geschafft! Runterfallen lassen, befahl sie sich, loslassen, sagte sie ihren Händen! Sie fiel. Wieder in Gebüsch, Dornen, Steine. Harro tobte. Weiter, weiter! Der Hund geiferte hinter dem Draht ihr nach.

Sie war im Park. Aber wie sah sie aus! Wenn ihr jetzt jemand begegnete. Sie lief weiter. Bänke. Wie weit war es bis zum Ausgang? Bald würden sie in den Park kommen. Eine Sirene, Blaulicht zwischen den Bäumen. Autos kamen, hielten. Rund herum war die Nacht lebendig geworden und laut. Was jetzt? Sie konnte nicht mehr zum Ausgang kommen, sie würde es nicht mehr schaffen. Da kam schon jemand gelaufen, sie warf sich hinter den nächsten Busch. Ach, das würde ja doch nichts nutzen.

Leise rief ein Käuzchen. Sie horchte auf, setzte sich. Ein Käuzchen? Mic? Sie sah einen hellen Pullover und dunkle Haare – »Mic?« rief sie leise. Sofort blieb er stehen. »Beate? Wo?« Ihr kamen vor Erleichterung die Tränen. »Komm«, flüsterte sie, »hier, hinter dem Strauch.«

Dann war er bei ihr. Sie spürte seine Hände auf ihren Schultern. »So dürfen sie dich nicht sehen. Diese Leute haben die Polizei geholt. Sie durchsuchen den Park. Komm!«

»Du, ich kann nicht mehr. Damit habe ich doch nicht gerechnet! Ach, was machen wir jetzt nur, hätten wir doch nie . . .«

»Das hilft uns jetzt nichts. Komm! Du mußt jetzt kommen!«

»Laß uns hier liegenbleiben, leg dich zu mir, wie die ande-

ren Liebespärchen, dann fallen wir nicht auf, komm schon!« drängte sie.

»Beate, das geht nicht, du siehst schlimm aus, zerkratzt und dein Kleid ist zerrissen.«

»Das macht doch nichts! Du bist eben so stürmisch. Du hast meinen Rock zerrissen und mich zerkratzt –«

»Das glaubt uns kein Mensch. Wir müssen weg.«

»Wohin denn Mic, siehst du denn nicht, daß sie schon im Park sind?« Mic zog sie an den Händen hoch. »Du kommst jetzt mit«, sagte er hart. »Los, es wird höchste Zeit!«

»Wohin denn?«

»Sei ruhig, komm jetzt endlich!«

Sie rannten, zwängten sich durch die Sträucher, Beate stolperte, fiel, Mic riß sie hoch. »Los, welcher Zaun gehört zu Wagners Grundstück?«

»Was hast du vor?« fragte sie fassungslos.

»Frag nicht! Welcher?«

Harro war verschwunden. Ein Zaun sah aus wie der andere. Wie sollte sie Wagners Zaun finden?

»Ich weiß nicht«, sagte sie hilflos.

»Weiter! Wir müssen ihn finden.«

Dann sahen sie ein Stück hellen Stoff im Draht hängen. Ein Fetzen von ihrem Kleid.

»Hier bin ich drübergeklettert. Der nächste muß der von Wagner sein.«

Mic riß den Fetzen im Laufen ab und stopfte ihn in seine Tasche. »Warum bist du nicht gleich von Wagners Grundstück aus in den Park geklettert?« fragte er atemlos.

»Der andere Zaun war näher, von dem Hund wußte ich ja nichts.«

»Ist ja auch jetzt egal. Los, rüber mit dir«, sagte er und blieb stehen.

»Wieso? Das ist doch Wahnsinn!« protestierte sie. »Ich kann nicht mehr.«

Sie fühlte, daß er sie hochhob.

»Halt dich fest! Stell dich auf meine Schultern. Und jetzt rüber. Ich komme nach.« Sie ließ sich über den Zaun fallen.

Mic kam behende hinterher und landete neben ihr. Es war höchste Zeit. Ein Schrei aus den Büschen, Licht von Taschenlampen.

»Das war aber Zeit, um ein Haar hätten sie uns erwischt, jetzt haben sie nur ein Liebespaar aufgestöbert«, stellte Mic sachlich fest. »So, und jetzt spazieren wir ganz ruhig nach vorne durch das Gartentor auf die Straße und gehen eng umschlungen in aller Ruhe nach Hause. Hier ist jetzt niemand mehr. Sie sind alle im Park und wollen die bösen Einbrecher fangen. Na ja, viel Erfolg dabei.«

Sie gingen leise am Haus vorbei, Licht brannte im Kinderzimmer. Frau Wagner war sicher bei dem Kind. Und Jela würde alles erzählen. Sie kamen auf die Straße.

»Geht's dir jetzt wieder etwas besser? Du bist mir doch nicht böse, weil ich ein bißchen grob zu dir war? Aber es mußte schnell gehen. Und der Weg durch Wagners Garten schien mir am sichersten. Oder hättest du gerne nochmal einen Hund auf den Fersen gehabt?«

»Das war grauenhaft! Ich hatte solche Angst. Aber Wagners kleine Tochter hat mich gesehen, sie war im Haus, sie wird jetzt alles erzählen. Ich habe so viel Geduld mit ihr gehabt –«

»Laß nur, daran läßt sich nichts mehr ändern.«

»Mir sitzt der Schrecken noch in allen Knochen, das war unheimlich knapp.«

»Das mußt du jetzt erst einmal vergessen, du mußt duschen und dich umziehen. Gib mir mal die Fetzen von deinen Handschuhen her, gut, daß du sie nicht weggeworfen hast. Wenn du geduscht hast, sieht sicher alles weniger schlimm aus.« ❞

Das war knapp, Einbrechen kann lebensgefährlich werden. *7.8.*

Ich spüre auch in mir immer wieder das Unbehagen, wenn ich mir selbst auf die Sprünge kommen muß, wenn ich also selbst

meine verborgenen »Schubladen« durchforsche, um wiederum mit Altem aufzuräumen. Und auch die Flucht vor mir selbst kenne ich, das rastlose Getriebensein, Nicht-schlafen-Können, zu verschiedenen Büchern greifen, irgend etwas anfangen und wieder weglegen, die Flucht über den Zaun, die Flucht vor der Entdeckung. Nur bin ich in diesem Fall sowohl Verfolgte wie Verfolger. Oder anders ausgedrückt, das, was mich verfolgt, sind ja auch Dinge aus meinem eigenen Leben oder Erleben. Heute nacht hatte ich einen Traum:

Eine Freundin hatte die Äste des Kirschbaums alle ganz kurz abgeschnitten, weil vorher ein Ast abgebrochen war. Sie hatte nicht einen Ast am Kirschbaum gelassen – ich war wütend, denn so würde der Kirschbaum eingehen. Ein Haus, ganz in der Nähe über den Zaun, war abgebrannt, aber das war gut so, es gab Raum für Neues. Es hätte längst abgerissen werden sollen.

Raum für Neues muß also geschaffen werden, Altes muß abgerissen oder verbrannt werden, aber nicht zu viel, der Kirschbaum könnte kaputtgehen, wenn er zu sehr gestutzt wird. Es ist besser, nichts zu übertreiben und besser zu differenzieren. Die alte, illusorische Regel vom Alles oder Nichts sollte nicht mehr gelten. Das richtige Maß zu finden, das wäre realistisch. Aber es gehört gleichzeitig zu den ganz schwierigen Dingen.

8.8. Das von Tag zu Tag wechselnde Befinden bei Viruskrankheiten ist doch recht eindrücklich. Mir geht es heute wieder schlechter, aber ich habe auch versucht, mich durch einen viel zu langen Spaziergang – es war allerdings nur eine Viertelstunde – zu belasten.

Mit Willen oder mit Gewalt ist hier nichts zu erreichen. Ich muß Geduld haben und einfach abwarten lernen. Mir wird aber bei jedem Rückfall klarer, wie eng seelische und körperliche Symptome miteinander verbunden sind und daß es ein wirklich sehr unrealistischer Standpunkt ist, der eine tiefe innere Spaltung voraussetzt, wenn der seelische und der körperliche Bereich so strikt getrennt wird. Dabei ist die Beziehung zwischen Körperlichem und Seelischem ein kompliziertes Netz wechselseitiger Bedingung, wobei kein System dem anderen über- oder unterlegen ist. Die Seele kann als Teil des Körpers, der Körper als Teil der Seele betrachtet werden. Und beide zusammen sind mehr als nur die Summe der Einzelteile: sie repräsentieren die Ganzheit. Diese Erfahrung mache ich täglich neu.
So bin ich heute Nacht mit einem starken Kribbeln in der Lippe etwa um vier Uhr nach folgendem Traum aufgewacht.

Ein Kind von unbekannten Leuten, etwa vier bis fünf Jahre alt, ist schwer krank und wird sterben. Die Eltern legen es weinend in einen großen, bettartig ausgestatteten Karton, der wirklich alle Bequemlichkeiten für das Kind hat. Sie bringen ihm auch alles, was es benötigt. Der Karton wird jedoch außerhalb des Hauses auf einen Kiesstreifen gestellt. Ich gehe immer wieder vorbei und finde das ganz schrecklich. Schließlich ist das Kind gestorben. Die Mutter weint sehr und als ich sie frage, warum sie das Kind vorher ausgesetzt habe, sagte sie, das sei notwendig gewesen.

Ich denke dabei einerseits an meinen Traum vom nörgelnden, etwa vierjährigen Kind, das sich in der Situation als Erwachsene unangemessen verhält und dann fällt mir ein, daß meine Therapie etwa vier bis fünf Jahre gedauert hat. Dieses Kind muß nun notwendigerweise sterben, und ich muß mich davon distanzieren und es aussetzen. Es ist schrecklich, und es tut sehr weh, aber es geht nicht anders. Ich denke, dieser Traum ist ein wichtiger Hinweis darauf, daß ich an der richtigen Stelle arbeite und das Richtige tun muß, ohne falsche Sentimentalität, aber auch ohne mich unnötig zu verletzen. Die Ablösung aus einer Therapie ist immer schmerzlich, zumal, wenn sie an sich gut gelaufen ist und wenn das Ende plötzlich

und unvorbereitet kommt. Es ist da wie mit jeder zwischenmenschlichen Beziehung, eigentlich tut es viel zu weh, sie loszulassen, eigentlich war es so bequem, den Schutz zu haben, aber es ist ein überlebter Zeitraum. Und so wird die Trennung notwendig. An Überlebtem zu hängen kann wie Gift sein, das langsam umbringt.

9.8. Aber jetzt denke ich wieder an meinen Krimi – auch da sollten sie allmählich nicht mehr so viel Pech haben. Einiges haben sie zwar herausgefunden, sie haben sich aber immer wieder in Gefahr gebracht, die nicht im Verhältnis zu dem steht, was sie herausgefunden haben.

Mic ging, wie nun schon so oft, vor dem Anatomischen Institut auf und ab. Er behielt die Tür im Auge, um Beate nicht zu verpassen. Endlich kam sie, noch immer in einer langärmeligen Bluse, viel zu warm für dieses Wetter. Jetzt war sie neben ihm und lachte ihn an. »Na, hast du lange warten müssen? Du wirst auch noch ein wenig länger auf dein Mittagessen warten.«

»So? Warum denn eigentlich?«

»Ich muß dringend dieses Pflanzenschutzmittel kaufen. Meine Pflanzen haben Schildläuse.«

»Na ja, das geht natürlich vor, das muß ich ja dann wohl einsehen. Wenn ich beides so gegeneinander abwäge, dann finde ich, daß es unangenehmer ist, Schildläuse zu haben als Hunger. Wir kaufen also zuerst dieses Zeug.«

Sie lachten und gingen weiter. Plötzlich blieb Beate stehen.

»Du, ich glaube, wir sind furchtbar dumm«, meinte sie plötzlich und ging langsam weiter.

»Hast du eben wir gesagt?«

»Ja, ich habe wir gesagt. Wir haben an alles Mögliche gedacht, zum Beispiel daran, bei Leuten einzubrechen. Wir haben auch daran gedacht, die Universitäten anzuschreiben, um festzustellen, wo Sabine geblieben sein könnte und haben gefunden, daß das zu umständlich ist. Auf die einfachen Ideen

sind wir nicht gekommen. Wir waren nämlich noch nicht auf dem Einwohnermeldeamt.«

»Aber ich war doch auf der Polizei. Ich habe es dir doch erzählt.«

»Ich weiß, ich weiß. Aber du hattest nach Vermißtmeldungen gefragt und bist nicht auf dem Einwohnermeldeamt gewesen.«

»Inwieweit geben die hier denn überhaupt Auskunft?«

»Ich weiß das nicht genau. Aber wir werden es ja sehen. Wir müssen es auf alle Fälle versuchen. Dumm, daß wir nicht eher darauf gekommen sind.«

»Laß nur, das läßt sich alles nachholen.«

»Sicher, aber vielleicht hätten wir uns die ganzen Einbrüche sparen können.«

»Das glaub' ich nicht, schließlich gibt es die Präparate. Hast du dir übrigens heute schon eine Zeitung gekauft?«

»Nein, glaubst du, daß da was drinsteht über gestern abend?«

»Klar, bei dem Aufwand –«

Mic blieb an einem Zeitungskiosk stehen und ließ sich ein Exemplar des »Städtischen Anzeigers« geben. Er blätterte im Gehen darin herum.

»Übrigens, was mir aufgefallen ist, Wagner hat nichts, aber auch nicht das Geringste im Institut erzählt. Er hat auch zu niemand anderem etwas gesagt.«

»Das ist wirklich eigenartig. Selbst Feldmann hat die Geschichte von seinen Schlüsseln erzählt. Und Meyer hat lange die Geschichte seiner Katze verbreitet.«

»Ich verstehe das auch nicht. Er hat überhaupt nicht reagiert.«

»Komisch. Aber wir sind jetzt an deiner Zoohandlung.«

Sie traten in den kleinen düsteren Laden. Eine Glocke klingelte melodisch. Auf den Regalen türmten sich Dosen und Schachteln, Packungen mit allen Arten von Futter für alle Arten von Haustieren. Eine Wand aus Aquarien trennte einen kleinen Nebenraum ab, aus dem lautes Zwitschern und Krächzen ertönte. Beate sah sich um, Mic hatte unterdessen die Zeitung

auf den Ladentisch gelegt und blätterte darin herum. Plötzlich pfiff er zwischen den Zähnen.

»Hier, ich hab's.«

Beate trat rasch neben ihn. Sie sah den kleinen Artikel, auf den er mit dem Finger deutete.

»Hör dir das an«, sagte er. »Die Überschrift ist schon gut. ›Mysteriöser Einbruch. In der vergangenen Nacht wurde in einem Bungalow in der Gartenstraße ein noch ungeklärter Einbruch verübt‹ –«

»Sie wünschen?« fragte eine freundliche junge Frau, die unbemerkt hereingekommen war. Sie sahen hoch, Mic behielt den Finger zwischen den Seiten.

»Ich möchte ein Pflanzenschutzmittel. Haben Sie Tueral da?« fragte Beate.

»Tueral?« fragte die Frau erstaunt und zog die Augenbrauen hoch, »wozu brauchen Sie denn das?«

»Meine Zimmerpflanzen haben Schildläuse.«

»Da gibt es jetzt viel bessere Sachen«, meinte die junge Frau und ging zu einem Regal. Sie kramte einen Augenblick, dann kam sie zurück, die Hände voller Spraydosen.

»Sehen Sie, dieses hier – und dieses – und dieses – die sind viel sicherer in der Wirkung. Tueral führen wir überhaupt nicht mehr.«

»Warum eigentlich nicht?«

Die junge Frau lächelte freundlich. »Sie wollen doch Ihr Ungeziefer loswerden, nicht?« Dabei sah sie zu Mic hinüber, als brauche sie Bestätigung.

»Sie will das Ungeziefer an ihren Pflanzen loswerden«, erklärte Mic amüsiert.

»Ganz recht«, sagte sie unbeirrt. »Und dieses Tueral ist so harmlos, daß es noch nicht einmal einer Blattlaus schadet. Man hat es damals entwickelt, nachdem eine Reihe von Unglücksfällen mit sehr giftigen Pflanzenschutzmitteln passiert war. Aber es ist wohl ein bißchen zu harmlos für Pflanzen – um so giftiger allerdings für Menschen.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Beate. »Eine Bekannte, die wunderschöne Kakteen hat, benutzt es seit Jahren.«

Die Frau zuckte die Schultern. »Ich kann es Ihnen natürlich besorgen, wenn Sie Wert darauf legen. Aber Sie werden nicht damit zufrieden sein.«

»Diese Bekannte nimmt es schon lange, und sie hat die besten Erfolge damit.«

»Das kann nicht sein. Sehen Sie, ich probiere alle diese Präparate an meinen eigenen Pflanzen aus. Außerdem unterhalte ich mich mit meinen Kundinnen darüber. Ich kenne niemanden, der mit Tueral zufrieden gewesen ist. Deshalb führen wir es ja auch nicht mehr.«

»Dann will ich lieber noch einmal meine Bekannte fragen. Das kann ich mir jetzt wirklich nicht erklären.«

»Fragen Sie noch einmal. Vielleicht haben Sie den Namen falsch verstanden? Oder vielleicht hat sie Ihnen auch gesagt, daß sie es eben nicht mehr benutzt? Sprechen Sie ruhig noch einmal mit ihr und dann sehen wir weiter.«

»Vielen Dank jedenfalls«, sagte Beate.

Draußen schlug Mic seine Zeitung wieder auf. »Ich muß sehen, wie es weitergeht«, sagte er »– ›ungeklärter Einbruch verübt. In Abwesenheit der Bewohner verschaffte sich eine jüngere Frau durch ein zur Terrasse offenstehendes Fenster Einlaß in das Haus. Nach Aussagen der fünfjährigen Tochter, mit der sich die Einbrecherin angeblich längere Zeit unterhielt, handelt es sich um eine Frau wie Schneewittchen mit langen schwarzen Haaren. Die Person durchwühlte das Arbeitszimmer, anscheinend ohne etwas zu entwenden‹ –«

»Ich konnte doch nicht mehr aufräumen«, unterbrach Beate.

»– ›zu entwenden und wurde durch die Rückkehr der Bewohner zur Flucht veranlaßt. Sie konnte trotz der Beteiligung der Nachbarn nicht gefaßt werden, da sie im nahen Botanischen Garten Zuflucht suchte. Der rasche alarmierten Polizei gelang es ebenfalls nicht, der Person habhaft zu werden‹ – jetzt kommt dann nichts Besonderes mehr: ›Aus diesem Anlaß bittet die Polizei erneut, beim Verlassen des Hauses sorgfältig darauf zu achten, daß alle Fenster und

Türen geschlossen sind. Erfahrungsgemäß steigt gerade in den Sommermonaten‹ – willst du noch weiterhören?«

»Nein, das reicht mir. Anscheinend hat die kleine Jela der Polizei eine ziemlich phantasievolle Schilderung von mir gegeben.«

»Jetzt suchen sie das Schneewittchen«, grinste Mic.

»Spaß beiseite. Mir ist nicht wohl bei der Sache. Sie haben die Beschreibung der alten Frau in Meyers Haus, und wenn sie vergleichen, könnten sie vielleicht eine Ähnlichkeit zwischen beiden Einbrüchen finden.«

»Du hast mal wieder Angst, ja?«

»Ich kann das nicht sehr lustig finden, und die Sache mit dem Tueral gefällt mir auch nicht.«

»Jetzt spinnst du aber. Was soll denn damit los sein?«

»Wieso benutzt Frau Keulbach ein Pflanzenschutzmittel, das nichts nutzt, und trotzdem hat sie so schöne Kakteen?«

»Das fragst du am besten selbst. Wir werden es schon herausbringen. Verlaß dich drauf. Aber jetzt wird es höchste Zeit, daß ich etwas in den Magen kriege.« ”

Schneewittchen wurde – fast – ein Opfer der Mutter. Beate als Schneewittchen – und gleichzeitig als mein eigener aktiver handelnder Anteil – ob sich da eine gefährliche Entwicklung anbahnt?

10.8. **Es ist schwierig, das Richtige zu tun – auch im Krimi tun sie sehr häufig das Falsche, sie leisten allerdings sehr viel, aber es ist ziemlich gefährlich.**

Von der Gefahr, viel zu leisten, mit dem Anspruch, daß dann alles in Ordnung kommen müßte, bin ich ebenfalls immer noch nicht frei. Der Gugelhupf des Traumes steht immer noch neben mir. Allerdings bin ich entschlossen, ihn nicht mehr zu bewachen oder mich von ihm fesseln zu lassen. Denn auch davon muß ich mich trennen, von meinen eigenen falschen und überhöhten Vorstellungen von mir selbst, die eigentlich ursprünglich nicht meine eigenen Vorstellungen, sondern die Vorstellungen meiner Mutter davon waren, wie ich sein sollte. Es wird Zeit, den Gugelhupf vom Floß zu stoßen. Ich bin immer noch nicht frei geworden. Vielleicht war ich noch nicht stark genug, diesen elenden Gugelhupf ins Wasser zu schmeißen. So ein Riesending ist ja auch ziemlich schwer, und das Floß kann umkippen, ein gefährliches Unternehmen also. Aber allmählich möchte ich selbstverantwortlich handeln und das falsche Selbstbild zugunsten der Realität aufgeben. Die fehlende Ablösung von der Mutter (dem Mutterkuchen) und aus der Therapie hat entscheidende Schritte meiner Entwicklung verhindert. Ich verstehe jetzt alle Träume, in denen ich mich inadäquat verhalten habe oder fordernd oder regressiv war. Es ist meine Sache, das zu ändern, es hindert mich nur in der eigenen Entwicklung, wenn ich anderen die Schuld gebe.

Jetzt aber wieder zum Krimi.

“ Frau Seibel legte den Hörer auf und nahm erneut ihre Nagellackflasche zur Hand. Sie seufzte. Sie hatte soeben mit Frau Wagner telefoniert. Immer passieren die wirklich aufregenden Dinge anderen Leuten. Draußen fuhr ein Auto vor. Das war sicher ihr Mann, aber es war eigentlich noch viel zu früh dafür. Sie würde ihm das Ganze erzählen. Wie diese Wagner sich aber aufspielte. Es war sicher recht aufregend, Einbrecher im Haus zu haben. Aber sich gleich so aufzuplustern deswegen, das war ja wohl nicht nötig. Auch das Kind, das wußte sie ja, machte sich gerne wichtig. Sie hörte, wie die Autotüre zugeschlagen wurde. Dann wurde ein Schlüssel ins Schloß gesteckt, die Haustür geöffnet und wieder abgeschlossen. Und dann – nanu, waren das die Schritte ihres Mannes im Flur, diese schwerfälligen, schleppenden Schritte? Schnell stand sie auf und öffnete die Tür.

»Peter?« rief sie fragend.

»Laß mich in Ruhe«, kam seine Stimme von unten. Es war eine müde Stimme, die sie kaum wiedererkannte.

»Was ist denn passiert? Komm doch rein und erzähl mir, was mit dir los ist«, sagte sie. Die Schritte näherten sich.

»Wie siehst du denn aus?« fragte sie erstaunt. »Bist du krank? Leg dich einen Augenblick aufs Sofa und ruh dich aus. Bist du deshalb früher heimgekommen?«

Er gab keine Antwort, aber er ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen. Da saß er nun, blaß, in sich zusammengesunken und kraftlos. Komisch, sonst war er immer so voller Energie und Tatendrang.

»Weißt du schon das Neueste? Bei Wagners ist eingebrochen worden.«

»So?« einen Augenblick lang sah er sie interessiert an. Dann ließ er den Kopf wieder hängen.

»Frau Wagner hat mich eben angerufen.«

»Habt ihr denn gar nichts Besseres zu tun als miteinander dummes Zeug zu reden? Was tut ihr denn den ganzen Tag? Ach, es ist ja sowieso gleich.«

»Gestohlen worden ist nichts.«

»Nichts gestohlen? Woher wollen sie das wissen? Es sieht manchmal nur so aus, als ob nichts gestohlen worden ist. Aber in Wirklichkeit läßt sich der Schaden gar nicht abschätzen.«

»Na, sag mal, wie redest du denn? Warte, ich hole die Zeitung.«

Sie stand auf und lief in das Nebenzimmer. »Es ist doch aufregend, wenn so etwas in der Bekanntschaft passiert. Wo war es denn gleich – ach ja, hier ist es. Mysteriöser Einbruch. ›In der vergangenen Nacht wurde in einem Bungalow in der Gartenstraße‹ – ja, das muß es sein, Wagners wohnen in der Gartenstraße. ›Es wurde nichts gestohlen, die Einbrecherin hat nur das Arbeitszimmer durchwühlt.‹«

»Das Arbeitszimmer? Zeig her!« Er riß ihr die Zeitung aus der Hand. »Also auch bei Wagner. Was sie wohl bei ihm gefunden hat?«

»Nichts, es fehlt ja nichts.«

»Verdammt noch mal! Das kann man sich doch nicht einfach bieten lassen!« Er sprang auf. »Man muß ihnen doch das Handwerk legen können. Aber wie? Wie nur?«

Er ließ sich wieder auf seinen Stuhl fallen. »Aber wie?« murmelte er. Seine Frau sah ihn erstaunt an. Er bemerkte ihren Blick und fuhr sie an: »Und das dumme Gerede mit Frau Wagner hört in Zukunft auf, ja?«

»Du bist heute aber komisch. Was ist dir denn über die Leber gelaufen?«

»Später vielleicht. Laß mich jetzt in Ruhe.« Müde stand er auf und ging aus dem Zimmer.

Frau Seibel schüttelte den Kopf. Versteh' einer diese Männer! Auch wenn sich ihr Mann nicht mit Wagner verstand, so war das doch kein Grund zu verlangen, daß sie nicht mehr mit Frau Wagner telefonieren sollte. Das ging entschieden zu weit. Sie ging zum Telefon und wählte die Nummer. Das wollen wir doch mal sehen!

11.8.

Am nächsten Morgen stand Beate vor dem Anatomischen Institut und hielt Ausschau nach Mic. Es war neu für sie, auf ihn warten zu müssen. Sie ging unruhig auf und ab und bemühte sich, nicht in die Pfützen zu treten. In der vergangenen Nacht hatte es ein heftiges Gewitter gegeben, der Morgen war trüb und grau gewesen, aber jetzt jagten sich am Himmel schon wieder dicke Wolkenfetzen und dazwischen zeigte sich sommerliches Blau. Die Sonne würde die Pfützen trocknen und am Nachmittag waren sicher auch die letzten Wolken verschwunden.

Beate blickte auf die Uhr. Sie war keineswegs zu früh, eher etwas zu spät. Warum ließ er sie warten. Das hatte sie noch nie erlebt. Heute morgen hatte er zum Einwohnermeldeamt gehen wollen. Ob er das getan hatte? Und ob er Auskunft erhalten hatte? Vielleicht mußte er dort lange sitzen und warten? Ja, das könnte es sein.

Sie ging weiter, auf und ab, und spielte dabei – fast unbewußt – das kleine Spiel, das auch Erwachsene manchmal spielen: beim Gehen nicht auf die Fugen zwischen den Platten zu treten. Dann war Mic plötzlich neben ihr.

»Tut mir leid, aber ich habe ja auch was gut bei dir. Ich habe schon manchmal auf dich gewartet.«

Sie lächelte. »Natürlich, Mic. Mußtest du lange auf dem Einwohnermeldeamt sitzen?«

»Nein, ich bin gleich heute morgen nach der ersten Vorlesung hingegangen.«

»Und? Hast du etwas erfahren?«

»Zuerst mußte ich mal eine Gebühr bezahlen. Dann haben sie mir die neue Adresse von Sabine Naumann gegeben. Sie hat sich am siebzehnten April vor zwei Jahren abgemeldet und ist nach Frankfurt in die Martin-Meyer-Straße 21 gezogen.«

»Also ist sie doch von hier fortgezogen, und wir sind einem nicht existierenden Schatten nachgelaufen. Wie konnten wir nur so dumm sein! Und wie klug sind wir uns vorgekommen!«

»Wenn wir mal ganz von der gewiß hintergründigen und tiefsinnigen Frage nach Sein oder Nichtsein von Schatten absehen, so finde ich, daß wir nicht eher sagen können, wir seien ihnen nachgelaufen, bis wir Sabine lebendig in Frankfurt oder sonstwo gesehen haben.«

»Wir sollten wohl nach Frankfurt fahren, meinst du nicht?«

»Das wäre wohl jetzt sinnvoll.«

»Ja, Mic, und wann fahren wir? Gleich morgen?«

»Das geht bei mir nicht. Ich kann doch nicht einfach die Vorlesungen schwänzen.«

»Aber jetzt gib doch nicht so an, das macht dir doch sonst auch nichts.«

»Ich habe auch sonst noch was zu erledigen.«

»Das klingt ja unheimlich wichtig. Gehen wir jetzt zum Essen oder schlagen wir hier Wurzeln?«

»Du, ich bin eigentlich nur gekommen, weil ich dir von dem Einwohnermeldeamt erzählen wollte. Ich muß gleich wieder – ich hab's nämlich eilig.«

»Hast du denn was vor?«

»Gewissermaßen.«

»Streng geheim?« sie lächelte zu ihm auf.

»Streng geheim«, sagte er ernsthaft. Er sah auf seine Uhr. »Du, ich muß mich jetzt wirklich beeilen, sonst schaffe ich es nicht mehr. Tschüs.« Er klopfte ihr leicht auf die Schulter und wandte sich zum Gehen.

»Und heute abend? Holst du mich ab?«

Er drehte sich halb um. »Das geht nicht, du darfst mir nicht böse sein, aber ich muß jetzt wirklich – ich hab's eilig! Ciao Bambina.«

Er winkte ihr flüchtig zu und ging rasch in die andere Richtung.

»Ach was«, sagte Beate halblaut zu sich selbst. Es wird wirklich wichtig sein. »Und außerdem –« sie ging in Richtung Mensa – »und außerdem schmeckt es mir auch alleine.« ”

Das ist ein Versuch von Beate, auf eine irgendwie trotzige Art damit fertig zu werden, daß sie ausgeschlossen worden ist. *12. 8.*

Es ist immer schmerzhaft, abgelehnt oder ausgeschlossen zu werden, es stellt auch das eigene Sein dann in Frage, wenn das Selbstbewußtsein fehlt. Lösung und Trennung vom anderen können nur dann geleistet werden, wenn dadurch nicht das Gefühl entsteht, Teile von sich selbst zu verlieren oder entwertet zu sein. Die meisten Menschen sind Zeit ihres Lebens damit beschäftigt, alles zu vermeiden, was zu Ablehnung oder Entwertung – und sei es auch nur in der eigenen Vorstellung – führen könnte.

Und damit stelle ich auch zum wiederholten Mal die Frage, warum ich krank geworden bin. Meine Abwehr, die ich auf der körperlichen Ebene gegen die Viren hätte einsetzen müssen, war wohl woanders beschäftigt, an eine andere Aufgabe gebunden. Ich mußte Lösungen vermeiden, so die innere Ablösung von der Mutter, aber auch die Lösung aus der Therapie, um nichts zu verlieren. Ich mußte mit allen Kräften dem Verlust entgegensteuern. In meiner Kindheit hat das ja auch immer geklappt: wenn ich krank war, schwach, dann kümmerte sich meine Mutter um mich. Und auch jetzt habe ich wohl wieder signalisiert, daß ich nicht verlassen werden darf, weil ich so schwach bin. Denn die Therapie endete ja abrupt, als ich stark war. So ist diese Krankheit möglicherweise

einerseits dadurch zustande gekommen, daß meine Abwehrkräfte auf einer wenig sinnvollen Ebene funktionierten, nämlich Trennung und Lösung abwehrten, und andererseits dadurch, daß Krankheit, Schwäche, für mich schon immer eine Möglichkeit war, mehr Zuwendung, auf alle Fälle aber Fürsorge zu holen, die ich sonst nie bekommen hätte. Wäre ich stark gewesen oder besser, hätte ich meine Stärke erkannt und genutzt, dann hätte ich das alles vielleicht nicht nötig gehabt. Das Bewußtsein, daß ich eigentlich stark bin, wird langsam immer deutlicher. Ich hoffe, daß ich bald keine falsche Schwäche mehr zeigen muß, lediglich die Schwächen akzeptiere, die ohnehin da sind.

So stellt sich für mich die Botschaft aller Träume im Wesentlichen so dar: Solange ich mich schwach und unbedeutend mache, bin ich in Gefahr. Ich lebe etwas Falsches, bin einem falschen Bild verpflichtet, das nicht meinem wirklichen Selbst entspricht. Und diesen Anteil an mir, diesen falschen, schwachen, unbedeutenden, diesen Anteil muß ich aussetzen, wie das Kind im Traum, und sterben lassen. Träume lassen ja immer mehrere Möglichkeiten auf verschiedenen Ebenen offen, sie zu verstehen. Da auch das Festklammern und Nichtloslassen nach der Therapie falsch war im Sinne einer Entwicklungsverweigerung, muß ich auch dieses »aussetzen« und »sterben lassen«.

Ich möchte meine Kraft jetzt für mich nutzen, um mein Leben so zu gestalten, wie es mir angemessen ist. Aber das gehört mit zu den schwierigsten Dingen, die es gibt.

Ich will jetzt sehen, wie Beate ihr Leben gestaltet, sie beginnt ja auch schon, ihr Auf-sich-selbst-angewiesen-Sein zu spüren.

Für mich ist es erstaunlich zu sehen, wie sehr das, was ursprünglich Langeweile und Spiel war, zum Spiegel innerer Abläufe werden kann. Das Ausgedachte nimmt offenbar Eigengesetzlichkeit an und verflechtet sich wie ein Zopf, bei dem jeder einzelne Strang unterschieden ist, aber doch zum Ganzen gehört.

“Der Rest des Tages war angefüllt mit Arbeit. Beate bekam weder Seibel noch Wagner zu Gesicht, und es wurde auch nichts über den Einbruch geredet. Das war schon fast unheimlich; das war keine normale Reaktion, dieses Schweigen, schon gar nicht in diesem Institut, in dem doch ziemlich viel geredet wurde.

Am Abend eilte sie nach Hause in ihr Zimmer. Ihre Wirtin erwartete sie und fragte erstaunt, ob sie denn Geburtstag habe. Es seien 25 rosa Nelken für sie abgegeben worden. Neugierig riß Beate den Umschlag des beigefügten Kärtchens auf. »Ich hatte zwar keine Zeit, Dich abzuholen. Aber meine Zeit hat gereicht, Dir in der Gärtnerei ein paar Blumen zu bestellen. MIC« las sie erstaunt.

»Nein, ich habe keinen Geburtstag«, sagte sie zu ihrer Wirtin, die neben ihr stand. »Ich bin selbst ganz überrascht. 25 Nelken!« Wie kam nur Mic dazu, ihr unvermittelt einen solchen Strauß zu schicken? Er mußte schon ein beachtlich schlechtes Gewissen haben, wenn es ihn zu solchem Aufwand trieb. Sie schnitt die Stengel der Nelken ein wenig kürzer und stellte sie einzeln in einen Krug. Ihre Wirtin lehnte am Türrahmen und sah ihr zu.

»Sie sehen müde aus, Sie sollten nicht so viel arbeiten«, stellte sie nach einem langen prüfenden Blick fest. »Sie sollten sich mal faul in die Sonne legen in diesem schönen Wetter.«

»Schön wär's«, seufzte Beate und trocknete ihre Hände ab. »Aber wo und wann?«

»Über das wo brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Und morgen ist doch Samstag. Sie können am Nachmittag auf meinem Balkon liegen, da gehe ich zu meiner Freundin.«

»Das finde ich aber wirklich nett von Ihnen, da freue ich mich drauf. Vielen Dank dafür!«

»Da gibt es nichts zu danken. Das haben Sie einfach mal nötig.“

13.8.

„Am Samstag mittag – Mic war nicht gekommen – aß Beate nur ein wenig Obst und legte sich dann auf eine Decke in die Sonne. Das tat gut. Sie entspannte; wohlig schloß sie die Augen und lag ganz still. Die Sonne lag hellrot auf ihren Lidern. Manchmal zog ein rascher dunkelgrüner Schatten vorüber, dann brannte die Sonne wieder auf ihre Haut. Auf dem Balkon über ihr saßen zwei alte Damen, Schwestern, die dort wohnten. Sie war ihnen schon manchmal im Treppenhaus begegnet. Ihre brüchigen alten Stimmen klangen leise zu ihr herunter, immer nur ein paar einzelne Wörter. Gleichgültige Wörter, wie sie Menschen brauchen, die sich zu lange kennen. Porzellan klirrte zart, sie tranken wohl ihren Tee. Eine dicke Fliege summte träge und setzte sich dann auf Beates Bein. Sie hob den Kopf ein wenig und blinzelte. Da saß sie, fett und grünlich schimmernd. Beate verscheuchte sie mit einer Handbewegung und lag dann wieder still. Es war so friedlich, es müßte immer so sein. Ein leichter Windzug ließ die Blumen in den Kästen rascheln und brachte den herben Geruch von Geranien zu ihr herüber.

Für ihre Blumen mußte sie auch bald mal etwas tun. Sie würde nie gepflegte Pflanzen bekommen, wenn sie sich nicht darum kümmerte. Sie mußte noch einmal mit Frau Keulbach wegen dieses Pflanzenschutzmittels reden. Eigentlich merkwürdig, das mit dem Tueral. Wie konnte sie es benutzen und auch noch solche Erfolge damit haben? Einer sagt nicht die Wahrheit – Frau Keulbach oder die Frau in der Tierhandlung. Aber welches Interesse sollte die Frau im Geschäft daran haben, sie zu belügen? Nur weil sie das Mittel nicht führte? War es vielleicht zu billig, wollte ihr die Frau etwas Teureres verkaufen? So hatte sie nicht ausgesehen. Und dann – wegen ein paar Pfennigen diesen Umstand – aber wer weiß?

Und welches Interesse hatte Frau Keulbach, sie zu belügen? Gönnte sie niemandem solche gepflegten Pflanzen, wie sie sie selbst hatte? Das war ja Unsinn. Sie selbst hatte das Fläschchen Tueral ja gesehen. Sie hatte sie eigentlich gar nicht belogen. Und wenn sie das Mittel dastehen hatte, dann würde sie es doch wohl auch benutzen? Wenn sie es benutzte, dann konnte sie nach der Aussage der Frau im Geschäft keine gepflegten Pflanzen – ach Unsinn, jetzt liefen ihre Gedanken im Kreis herum. Da blieb nur eines, sie mußte nachfragen. Und nach Frankfurt mußten sie auch fahren. Aber wenn Mic wieder keine Zeit hatte? Weiß der Himmel, was er jetzt ständig Wichtiges zu tun hatte. Er war schon ein bißchen komisch. Und gestern die Nelken – Nelken sind ja schöne Blumen, aber es ist ein bißchen phantasielos, einfach 25 rosa Nelken zu verschicken. Aber sicher hatte er es gut gemeint.

Der Wind raschelte in den Geranien, die alten Damen waren ganz still geworden, nur das Porzellan klirrte manchmal leise. Die Sonne hatte tausend heiße Finger, die sich auf ihr Gesicht legten, auf die Augen – sie versuchte, den Kopf zu heben. Dann waren die heißen Hände plötzlich weg und sie blinzelte erstaunt direkt in Mics lachendes Gesicht. Er hockte neben ihr auf dem Boden.

»Wie kommst du denn hierher?« fragte sie benommen.

»Ich bin einfach reingekommen, und jetzt bin ich hier.«

»Und wer hat dir aufgemacht?«

»Selbstbedienung«, sagte Mic.

Beate erhob sich langsam. »Du wirst nie begreifen, daß es Grenzen gibt.« Sie bückte sich und legte ihre Decke zusammen und ging, ohne ihn noch einmal anzusehen, in ihr Zimmer. Er folgte ihr schweigend.

»Hast du eigentlich schlechte Laune, oder was ist los?«

»Mich stört einfach, daß du nicht die geringsten Hemmungen hast, in fremde Zimmer einzudringen. Ich weiß, ich habe mich da mit dir auf etwas eingelassen, das eigentlich nicht in Ordnung ist. Ich kenne auch den Grund, der mich dazu gebracht hat. Ich finde es gemein, wenn ein Mensch einfach verschwindet und niemand kümmert sich darum.«

»Können wir dieses Thema als abgeschlossen betrachten? Eigentlich wollte ich dir etwas überreichen. Falls du also gerade geruhst, einen Moment zu mir hinüberzusehen ...« Er nahm ein flaches, in geblümtes Papier gehülltes Päckchen aus seiner Tasche.

»Und was ist das, Mic?« fragte sie zögernd.

»Sieh doch einfach nach.« Er gab ihr die Schachtel.

»Eine Kette – eine Halskette, und wofür ist die?«

»Ich hatte einfach Lust, dir etwas zu schenken. Und hier ist es.«

»Deine Blumen habe ich gerne angenommen, aber diese Kette kann ich nicht annehmen. Ich weiß genau, wie wenig Geld du hast und wie sehr du sparen mußt.«

»Aber nun habe ich sie doch mal gekauft, und ich wollte dir doch eine Freude machen.«

»Bitte nimm die Kette wieder mit, wir können dann irgendwann noch einmal darüber reden.« Mic steckte das Päckchen wieder in die Tasche. »Und der Rest, fällt der auch aus? Wie ist es mit der Fahrt nach Frankfurt?«

»Morgen ist doch Sonntag.«

»Na und? Das ist doch ein praktischer Tag, und da fällt mir doch wenigstens keine Vorlesung aus.«

»Und die Ämter sind zu. Wir können also nichts erreichen.«

»Das können wir ja sehen. Auf alle Fälle können wir uns einen schönen Tag machen.«

»Besorgst du schon die Fahrkarten?«

»Wir fahren also morgen früh?«

»Klar, ich möchte endlich wissen, wo Sabine Naumann geblieben ist.« ❞

Dieser Mic hatte offenbar bis jetzt für Beate teilweise die Funktion eines alter ego, einer Hilfsfigur, die Ich-Funktionen übernimmt, die aber langsam beginnt, sich selbständig zu machen und eigenen, dem Ich nicht vereinbaren Zielen nachzugehen. Vielleicht bleibt die Thematik der Lösung und Trennung auch Beate nicht erspart – es sieht jetzt ganz danach aus.

❝ Der Tag war hinter den Bäumen untergegangen und hatte nur einen schmalen gelben Streifen zurückgelassen. Es war ein Tag ohne Erfolg, ein enttäuschender Tag gewesen. Am Morgen war Mic pünktlich erschienen, sie waren dann zum Bahnhof geschlendert, viel zu langsam, wie

Beate fand. Natürlich hatte Mic noch keine Fahrkarten gekauft und es war schon spät geworden. Mic hatte ihre Vorwürfe mit lässiger Handbewegung beiseite geschoben und war auf ein rotes Auto zugegangen. Mit großer Geste hatte er die Tür aufgerissen und Beate bedeutet, einzusteigen. Dann war er, ohne sich weiter um ihre Sprachlosigkeit und Verblüffung und später um ihre immer dringlicher werdenden Fragen zu kümmern, losgefahren. Schließlich bestand sie ernsthaft auf einer Erklärung. Sie war mißtrauisch geworden. Mic hatte ärgerlich reagiert, er warf ihr vor, daß das, was er sich als Überraschung für sie ausgedacht hatte, wiederum zum Grund für peinliche Befragung und Mißtrauen wurde. Mürrisch hatte er geantwortet, daß das schließlich seine Sache sei und daß sie ja nun wüßte, warum er in den letzten Tagen so wenig Zeit gehabt hatte und daß es ihr egal sein könne, worauf er gespart habe. So hatten sie die Fahrt schweigsam zurückgelegt, jeder in seine Gedanken versunken, die sehr unterschiedlicher Natur waren.

In Frankfurt hatten sie unter der angegebenen Adresse ein Hotel gefunden, ein kleines billiges Hotel mit einem mürrischen Portier, der sich trotz Trinkgeld an nichts erinnerte. Hätten sie nur ein Bild von Sabine gehabt, sicher hätten sie damit sein Gedächtnis auffrischen können. Aber sie hatten ja nichts als eine vage Beschreibung. Da es Sonntag war, konnten sie auch nicht zum Einwohnermeldeamt gehen. Davon versprachen sie sich allerdings ohnehin nicht mehr allzuviel. Sie hatten die Hoffnung auf Erfolg aufgegeben, jedenfalls für den Augenblick. Dann waren sie schweigend zurückgefahren. Jetzt saßen sie müde und verstimmt auf einer Bank am Fluß und sahen das dunkle, ruhige Wasser davonziehen. Es war dämmerig geworden. Es war keine gute Stille zwischen ihnen. Beate kritzelte auf einem Stück Schiefer herum, das Quietschen störte ihn. Aber er sagte nichts. Plötzlich hörte er, wie sie tief den Atem einzog und ihren Kopf zu ihm wandte.

»Ich weiß, wie wenig Geld du hast, ich weiß, mit welchen Schwierigkeiten du immer wieder kämpfst. Ich weiß auch, daß es mich nichts angeht. Trotzdem möchte ich dir gerne die

Frage stellen, woher du das Geld für ein Auto hast«, sagte sie unvermittelt;

»– und für die Blumen und für die Kette und für das gute Mittagessen in Frankfurt – das hattest du wohl vergessen zu fragen«, sagte er heftig. »Sonst noch was?«

»Danke, daß du mich daran erinnert hast, daß du auch einiges für mich ausgegeben hast. Das war sicherlich nett von dir, aber ich weiß doch, daß du von zu Hause fast kein Geld bekommst.«

»Das kannst du ja überhaupt nicht wissen. Außerdem ist da noch das Stipendium. –«

»Dein Stipendium reicht auch nicht für solche Dinge aus. Du mußt Bücher kaufen und Gebühren bezahlen und alles das.«

»Wenn man sparsam lebt...«

»Jetzt mit dem Auto kannst du ja nicht mehr sparsam leben.«

»Steuer, Versicherung, Benzin – ich kenne die Leier«, unterbrach er sie. »Ich sehe nicht ein, wieso dich das Thema etwas angeht.«

»Ich weiß das, aber ich weiß auch, daß du das Geld nicht gespart haben kannst. Du kannst es auch nicht von deinem Vater haben oder von deinem Stipendium.«

»Was geht dich das denn überhaupt an? Du gehst mir ganz schön auf den Keks mit deiner Fragerei. Hast du dir vielleicht auch schon eine Theorie gebildet, woher deiner Meinung nach das Geld stammt?«

»Du hast die vielen Dietriche – und irgend etwas stimmt hier nicht. Ich will dir ja überhaupt nichts unterstellen. Niemand freut sich mehr als ich, wenn du dir etwas leisten kannst. Nur – kannst du meine Anteilnahme nicht verstehen?«

»Du hast es ja immer gut gehabt. Du weißt ja nicht, wie das ist, immer zu sehen, wie sich die Eltern abrackern, immer auf ihrem kleinen schäbigen Hof sitzen und man selbst hat auch keine Aussichten, daß das Leben anders ablaufen wird als bei ihnen. Und die anderen, die Mitschüler, die verreisen in die

Ferien, die haben Autos und alles, was sie sich wünschen, die studieren im Ausland und dann – dann sehen sie von oben runter auf dich und sagen ›na, sieh mal zu, daß du was wirst‹. Wäre ich nicht auf die Oberschule gekommen, dann wäre das für mich vielleicht besser gewesen. Aber da – da habe ich gesehen, wie das Leben auch sein kann. Reisen, Autos, Geld, alles was man will, und ich soll immer auf dem Hof hocken? Für ein Stipendium muß man bessere Noten haben, das war bei mir nicht drin. Ich habe auch jetzt kein Stipendium, damit du es nur weißt!«

»Ich hab das alles nicht gewußt, Mic, und deine Bitterkeit ist ja auch verständlich.«

»Was ändert denn das? Ich habe dich tatsächlich angelogen, mein Vater kann mir monatlich nur ein bißchen Taschengeld schicken, das reicht nicht einmal für die Miete. Und mehr kann er mir nicht geben, das weiß ich.«

»Und wovon studierst du?«

»Das möchte ich dir lieber nicht erzählen.«

»Bitte, vielleicht kann ich dir doch mit irgend etwas raten oder helfen.«

»Also gut, du gibst ja doch vorher keine Ruhe.«

»Darum geht es mir nicht.«

»Also. Du weißt, daß ich als Reiseleiter und Busfahrer gearbeitet habe, auch Einzelführungen habe ich gemacht. Dabei hatte ich genügend Gelegenheit zu sehen, wie die sich benehmen, diese feinen Leute, die Geld genug haben. Die haben sich ihre Ferienbekanntschaften gesucht und dann habe ich mir schließlich einen Fotoapparat gekauft, den besten, den ich mir leisten konnte.«

»Und?«

»Fotos. Gegen Fotos kann man nichts machen. Was glaubst du, was eine Aufnahme bringt, die zwei Leute im Dunkeln im Sand zeigt – nackt natürlich, das ist doch unmißverständlich. Und Eifersucht gibt's immer noch genug, die man ausnutzen kann. Und andere, bei solchen Führungen für Wirtschaftsbosse, die trafen sich mit den merkwürdigsten Leuten, ich möchte nicht wissen, was da für Geschäfte abge-

wickelt worden sind. Ich hatte aber dann die Fotos, und die Namen hatte ich ja auch.«

»Und dann hast du sie erpreßt?« fragte Beate ihn ungläubig.

»Na ja, es ist ja gleich, wie man das nennt.« Er zuckte mit den Schultern. »Schließlich waren sie ja alle irgendwie verheiratet, Fabrikantenfrauen aus dem Industriegebiet, die mal was erleben wollten, Politiker, Bürgermeister zum Beispiel aus irgendwelchen kleinen Städten, wo die Moral heute noch eine ziemliche Rolle spielt –«

»Mic, ich glaube, daß es dir sehr schlecht gegangen ist. Ich glaube auch, daß du das Ganze aus Verzweiflung getan hast. Aber hör doch auf damit, das ist viel zu gefährlich.«

»Glaubst du, ich hör gerade jetzt damit auf, wo ich eine neue ergiebige Quelle habe?« sagte er ungläubig. »Der Seibel hat ja sozusagen freiwillig gezahlt, und das tut er auch weiter.«

»Der Seibel?« fragte sie verwirrt und ungläubig. »Da hast du also unsere Suche nach Beweisen, unseren Versuch, irgendwo der Gerechtigkeit auf die Beine zu helfen, für deine eigenen Geschäfte ausgenutzt. Ich weiß, ich habe gut reden, ich habe ja mitgemacht. Aber wenigstens jetzt kannst du doch damit aufhören.«

»Und warum sollte ich?«

Beate fröstelte. Sie griff wieder nach ihrem Stückchen Schiefer und kritzelte mechanisch darauf herum. Sie mußte ihre Gedanken daran hindern, weiterzulaufen. Sie schwieg.

Mic sprang auf und stand vor ihr. »Du verurteilst mich, bevor du begriffen hast, um was es mir geht. Du bist ja so selbstgerecht, aus lauter Gerechtigkeit brichst du ein, du stehst so hoch über allem, über allem Dreck der gewöhnlichen Menschen. Dabei bist du überhaupt nicht besser als ich!«

»Es ist nicht meine Sache, dich zu verurteilen. Also gut, erzähle es zu Ende.«

»Also gut. Er hatte einen Briefwechsel und Fotos im Schreibtisch. Du weißt doch, es gibt bei euch wie überall sehr viel mehr Leute, die beispielsweise Institutsleiter werden wollen und auf hohe Stellungen an der Universität warten, als es

Plätze gibt. Deswegen ist manchen Menschen einfach jedes Mittel recht, um hochzukommen. Erst dann verdienen sie mehr Geld und können auch erreichen, daß sie durch Veröffentlichungen und ähnliches bekannt oder gar berühmt werden. Dafür haben sie dann ihre Assistenten, die die Arbeit machen. Du bist ja selbst eine davon. Denk doch mal dran, wie es in der Medizin ist: die Stationsärzte und die Oberärzte schuften, und wenn ihnen etwas nicht paßt, dann können sie ihre wissenschaftliche Karriere in den Mond schreiben. Ist das nicht so?«

»Schon gut«, sagte sie kurz. »Das ist mir alles bekannt. Aber du wolltest doch von Seibel –«

»Richtig. Also Seibel hat sich seinen Posten mit höchst unlauteren Mitteln ergaunert. Eigentlich sollte ja der Fähigste den Job kriegen. Seibel hat es mit Geld gemacht. Er hat genau aufgeschrieben, wer was von ihm bekommen hat. Und diejenigen, bei denen das offenbar nicht ging, die hat er zu sich in sein bescheidenes »Landhäuschen« eingeladen und dann gab's ganz originelle Feste. Mit den Fotos von den Festen hat er dann die anderen unter Druck gesetzt. Ich habe ihn gefragt, ob er gerne das Ganze illustriert in einer Zeitung finden würde, vielleicht mit dem Titel: ›Wie bekommt man einen einträglichen Posten an der Uni‹, Untertitel, ›Sexorgie im Landhaus‹, oder so. Das war alles ganz einfach. Und außerdem kann ich mit den Fotos von diesen Leuten vielleicht noch weiterarbeiten, ich muß mal sehen, dem einen oder anderen ist es vielleicht immer noch peinlich.«

»Mir ist klar, daß Seibel eine Menge auf dem Kerbholz hat. Aber laß du doch die Finger davon, Mic, ich bitte dich darum.«

»Also habe ich alles in den Wind geredet. Ciao, das war's also. Das ist dein berühmtes Angebot von Rat und Hilfe, das hätte ich mir gleich denken können. Deine Selbstgerechtigkeit stinkt mir schon lange. Bleib weiterhin so redlich und verlier nie den Glauben an dich selbst!« Er ging. Beate zuckte mit den Schultern. Sie hörte, wie Mic sein Auto aufschloß, einstieg und die Tür gekonnt zuknallte. Er brauste mit aufheulendem Motor davon.

Beate lehnte sich an einem Baum. Sie fühlte seine harte, rissige Rinde unter ihren Armen, an ihrem Gesicht. Sie lehnte sich fest dagegen. Aber es nutzte nichts, die Rinde kühlte ihr brennendes Gesicht nicht, und der Stamm, so fest und zuverlässig er stand, konnte ihr keinen Halt geben. Die Gedanken rannten in sinnlosen Bögen durch den Kopf. Das einzige, was sie klar fühlte, war Traurigkeit und – ja, und Wut. Wetterleuchten zuckte über ihre geschlossenen Lider. Sie bemerkte es nicht. Erst als die ersten Tropfen schwer und klatschend auf die Erde fielen und ihre Haut trafen, zuckte sie zusammen und begann, langsam nach Hause zu gehen. Sie ging ohne Eile durch den strömenden Regen, ihr Kleid wurde naß und ihr Haar, aber das kümmerte sie nicht. Sie war alleine mit sich. Und bevor sie nicht klar denken konnte, kam nichts durch ihre Isolierung, auch nicht das Gefühl von Nässe und Kälte. ”

Auch Beate verweigert erst einmal die Trennung: sie weigert sich, etwas zu spüren und schützt sich damit vor der Trauer. Das Erleben oder Erfahren eines Mangels ist wohl notwendig, um die Wirklichkeit zu erkennen und sich von den Illusionen zu trennen. Mic hatte für Beate die Rolle des Antreibenden, Unternehmungslustigen, des Unbekümmerten und Wagemutigen. Er verkörperte damit Anteile, die sie selbst noch nicht leben konnte oder wollte. Vielleicht könnte man sagen, er war für sie ein Übergangsobjekt.

Auch ein Psychotherapeut hat die Rolle eines Übergangsobjektes, mehr nicht. Auch die Lösung von ihm heißt Hinwendung zur eigenen Wirklichkeit. Auch die Trennung von den Eltern ist die Ablösung von übermächtigen, alles umfassenden Mächten, die allein hin zur Unterschiedenheit und zur Individualität führen kann, die aber auch tief in die Einsamkeit führt. Der Lohn für diese Einsamkeit kann die Fähigkeit sein, in jeder Minute neu selbst zu entscheiden und selbstverantwortlich zu handeln. Und das hieße in meinem Verständnis frei sein. Die Frage ist allerdings die, wieviel Angst vor dieser

Freiheit besteht und was mit dieser Freiheit angefangen werden kann.
Jeder Abschied aus einer Bindung tut weh, auch wenn es ein Abschied von Illusionen ist.

Das ist es, was Beate jetzt erfahren hat. Sie muß jetzt allein fertig werden, und das ist schwer. Die Frage ist, ob sie es kann oder ob sie resigniert und aufgibt.

“ Der nächste Morgen war schwer für sie. Es gab viel Arbeit, und das war gut so. Sie hatte in der Nacht kaum geschlafen, denn Mics Vorwürfe hatten sie getroffen, aber sie hätte auch heute wieder so gehandelt wie gestern. Mechanisch tat sie ihre Handgriffe, färbte Präparate, schob sie unter das Mikroskop, schrieb Listen und Aufstellungen und gab Antwort, wenn sie gefragt wurde. Sie verhielt sich wie immer, jedenfalls nach außen hin.

Dann, irgendwann, als sie nicht mehr konnte, ging sie in den Keller, in dem die Präparate standen. Sie setzte sich auf eine umgeworfene Kiste, ohne Licht zu machen. Wie lange sie so im Dunkeln saß, wußte sie nicht mehr. Sie hatte jedes Gefühl für Zeit verloren. Es gab so vieles, worüber sie nachdenken wollte. Vor allem aber war es auch wichtig, Abstand zu gewinnen. Aber dazu brauchte sie Zeit. Arme Sabine, dachte sie zusammenhanglos, jetzt kümmert sich niemand mehr um sie.

Sie setzte sich sehr gerade hin und legte die Hände auf die Knie, die Handflächen nach oben. Sie waren leer, ihre Hände. Mußte denn immer alles so enden, daß sie letztlich mit leeren Händen dastand? Woran lag das? Lag es an ihr, daran, daß sie nichts festhalten konnte? War sie wirklich zu selbstgerecht? Überheblich? Langsam schüttelte sie den Kopf. Das allein konnte es nicht sein. War es eine Art Naturgesetz, daß jeder sein eigener kleiner Planet in einem luftleeren Raum sein mußte – einsam und alleine? Ach Unsinn! Täglich enden unzählige Dinge, genauso wie täglich unzählige Dinge neu anfangen. Entschlossen stand Beate auf und stieg langsam

die Stufen hinauf. Sie hatte jetzt wirklich Kopfschmerzen. Sie würde ins Freie gehen. Das war es, was sie jetzt brauchte, frische Luft. Den Kellergeruch loswerden und dieses Gefühl von Unwirklichkeit, als ob sie das alles nur träumte. Sie sah auf die Uhr – schon so spät?

Der Regen der vergangenen Nacht – war es wirklich erst diese Nacht gewesen? – hatte alles sauber gewaschen. Der Wind hatte das Pflaster getrocknet und die Wolken weggeweht. Ein neuer Tag, der nichts mehr mit dem vergangenen gemeinsam hatte. Eine neue Woche. Da war die Bank, auf der sie gestern Abend gesessen hatte. Da lag das Schieferstückchen, auf dem sie gekritzelt hatte. Sie blieb stehen und hob es auf. Es war leer und sauber. Der Regen hatte abgewaschen, was sie darauf geschrieben hatte. Sie warf es in hohem Bogen in den Fluß. ❞

Beate hat es geschafft. Mit dieser letzten Geste hat sie sich endgültig von Mic getrennt.

17.8. *Nach einem erneuten Fieberschub und einem erneuten Aufflammen des Herpes hatte ich folgenden Traum:*

Ich habe eine Art Ferienlager für blinde Kinder und Jugendliche organisiert. Jetzt muß ich nur noch nach Frankfurt zur Polizei, damit ich für sie freie Fahrscheine organisiere. Ich habe einen größeren und einen kleineren Koffer dabei für die Übernachtung und stelle sie in einem Hotel unter. Ich sage, ich käme dann später, ich hätte noch etwas zu erledigen. Im Polizeirevier finde ich den zuständigen Beamten. Er weist meinen Wunsch zunächst zurück. Dann kommt eine Frau mit Kinderwagen herein, die ein durch Hirntumor blindes, größeres Kind darin liegen hat. Sie besteht darauf, daß dieses Kind eine Freizeit brauche, obwohl doch sicher sei, daß es irgendwann sterben müsse. Daraufhin genehmigt mir der Beamte die Fahrten. Eine Beamtin fällt mir um den Hals und küßt mich. Man müsse ihr demnächst den Arm amputieren, so könne sie mit den Behinderten besser mitfühlen. Es ist spät geworden. Die beiden gehen mit auf die Straße. Plötzlich sehe ich, daß meine beiden Koffer am Straßenrand stehen. Ich bin sehr verärgert und nehme sie hoch. Ich stelle fest, daß sie viel zu leicht sind. Ich öffne sie: man hat mich bestohlen, als die Koffer unbewacht da draußen standen, während ich drinnen verhandelte. Ein wenig Unterwäsche, eine Bluse und ein Wecker sind im großen Koffer, eine Zeitschrift im kleinen Koffer. Sonst sind sie leer. Ich sage wütend: Ich nehme alles zurück, was ich für die Blinden tun wollte. Der Beamte meinte daraufhin, das verstehe er völlig. Er sagt zu mir: Sie müssen jetzt in eigener Sache ermitteln.

Was ich weiter in eigener Sache ermitteln soll, weiß ich nicht recht. Ich habe das Gefühl, daß ich seit Monaten mit Ermittlungsarbeiten bis an die Grenze meiner Erschöpfbarkeit tätig bin. Mir fällt auf, daß ich im Traum etwas für andere tun will und darüber meine eigenen Interessen vernachlässige. Ich will ein Ferienlager für Blinde organisieren, damit komme ich auch durch und bekomme Hilfe und Beifall, im Endeffekt habe ich aber fast alles verloren, was in meinen Koffern ist. Und dann kommt der Zorn und ich nehme alle meine Hilfsbereitschaft zurück und werde darin unterstützt von dem Beamten, der mir sagt, ich müsse jetzt in eigener Sache ermitteln. Der vordergründige Gedanke ist klar, die Helferrolle und das Organisieren für andere hilft mir selbst nicht weiter, ich bin damit zwar sehr gut und hilfreich, verliere aber meine eigenen Dinge. Wieder die alte Warnung vor dem falschen Selbstbild? Hinter der Organisation eines solchen Ferienlagers und dem ganzen Einsatz steht wohl wieder das überhöhte Ich-Ideal, dem ich nun doch schon entronnen zu sein glaubte. Aber an welcher Stelle gehe ich noch den alten Weg? An welcher Stelle vergesse ich mich selbst über der Hilfsbereitschaft für andere? Im Augenblick scheint es mir so, als ob ich nur für mich selbst lebe. Natürlich gibt es Menschen, die mir helfen, die mit mir denken, die mich besuchen, die Anteil nehmen – aber alle

diese Menschen tun etwas für mich und nicht ich für sie. Mir ist die Botschaft des Traums, die ich wahrscheinlich schon verstehen werde, jetzt noch rätselhaft. Vielleicht verstehe ich sie später besser.

Immerhin befindet sich Beate auch in einer Situation, in der sie beschlossen hat, mit dem Alten Schluß zu machen und offenbar auch bereit ist, auf eigenen Füßen zu stehen und selbst zu handeln.

18. 8. „Es gab viel zu tun, nichts klappte. Wagner wurde mit seinem Artikel nicht fertig und war entsprechend nervös. Die Assistenten suchten vergeblich im Materiallager bestimmte Laborgeräte, die sie für ihre Untersuchungen brauchten und die in dem allgemeinen Durcheinander des Ausräumens teils verpackt, teils verräumt worden waren. Überall standen Dinge herum, die aus dem Teil des Instituts, in dem umgebaut wurde, herausgeschafft worden waren. Man fand nichts wieder. Der Schmutz vom Umbau lag in den Gängen und in den Räumen. Alle waren gereizt, jeder ging jedem aus dem Weg – oder auch nicht, wie Meyer etwa, der planlos herumlief und seinen Mißmut lauthals kundtat, was nicht zur Entspannung der Atmosphäre beitrug.

Wieder und wieder klingelte das Telefon. Beate stellte ärgerlich einige Fläschchen mit Farblösungen zur Seite und nahm den Hörer ab.

»Hier Wagner. Wissen Sie zufällig, wo Feldmann geblieben ist?«

»Feldmann? Nein. Wieso?«

»Feldmann ist seit vorgestern nicht mehr hier gewesen. Niemand weiß, wo er ist. Er meldet sich auch nicht am Telefon. Ich habe mindestens zehnmal versucht, ihn anzurufen. Und dann habe ich Meyer hingeschickt, er sollte mir wenigstens Feldmanns Aufzeichnungen holen, denn die brauche ich dringend.«

»Und?«

»Er war nicht da, einfach nicht da.«

»Das hört sich merkwürdig an.«

»Nicht wahr? Und Meyer machte dunkle Andeutungen – sagen Sie mal, ist Feldmann nicht ganz – nun – ich meine – ist er vielleicht –«

»Verrückt – meinen Sie das?« unterbrach sie ihn.

»Ich wollte es nicht ganz so kraß ausdrücken. Aber ist er denn ganz normal? Oder was glauben Sie?«

»Das ist schwierig zu sagen«, meinte Beate langsam. »Und so am Telefon möchte ich auch nicht darüber sprechen.«

»Das ist wahr. Haben Sie einen Augenblick Zeit? Ich hätte da sowieso einiges –«

»Gut. Ich komme mal rüber.«

Beate legte den Hörer auf. Wieder eine Unterbrechung, oder war da endlich einer der langgesuchten Hinweise? Sie stand auf und ging dann langsam über den langen schmutzigen Flur zu Wagners Zimmer.

Wagner saß vor seinem Schreibtisch und sah ein wenig verzweifelt aus. Um ihn herum stapelten sich Bücher, Aufzeichnungen und Photos in verwirrenden Massen. Er deutete mit einladender Handbewegung auf einen Stuhl, als Beate eingetreten war. Auf dem Stuhl lagen Ordner. Er fing ihre Blicke auf.

»Ach so, entschuldigen Sie bitte«, sagte er verwirrt und stand auf. »Überall Arbeit, ich weiß wirklich nicht mehr, wie ich fertig werden soll. Und dann zu allem Überfluß verschwindet Feldmann ohne ein Wort. Ich muß aber diese Unterlagen dringend haben. Wenn ich nur wüßte, ob Feldmann sie hier im Haus hat.«

»Wir können danach suchen«, schlug Beate vor. »Soll ich Ihnen dabei helfen?«

»Das wäre wirklich nett von Ihnen. Das ist besser, als hier zu sitzen und nichts zu unternehmen. Aber ich verstehe nicht, wie dieser Mensch einfach fortlaufen kann, ohne Nachricht zu geben. Er wußte doch, wie wichtig die bisherigen Ergebnisse für mich sind!«

»Vielleicht ist er krank?« meinte Beate.

»Das könnte er doch telefonisch mitteilen. Jemand müßte in seine Wohnung gehen und nachsehen können. Da stimmt doch etwas nicht.«

»Ich denke, Meyer war dort?«

»Ja, aber es machte ihm niemand auf.«

Einen flüchtigen Augenblick lang dachte Beate an Mic. Er würde einen Ausweg finden können. Mit einer kleinen Handbewegung wischte sie diesen Gedanken wieder weg. Nein, das war keine Möglichkeit mehr. ❞

Es wird deutlich, daß Beate nicht mehr auf Mic angewiesen ist. Sie kann selbst handeln und findet eigene Wege für sich.

Beate ist ja mit zwei Dingen beschäftigt. Einerseits geht sie dem Verschwinden Sabine Naumanns nach, weil sie für eine Hilflose kämpfen will und Gerechtigkeit fordert. Das ist im Grunde das gleiche, wie eine Ferienfreizeit für blinde Kinder und Jugendliche zu organisieren. In beiden Fällen wird etwas für andere, hilflosere getan. Beate ermittelt aber auch noch aus einem anderen Grund, nämlich in eigener Sache: Sie will für sich eine Wahrheit herausfinden, sie will ihr Leben nicht in Mißtrauen und Angst verbringen, und das müßte sie, wenn sie in ihrer Umgebung ständig einen Mörder vermutet. Sie will sich ihr Arbeitsklima so gestalten, daß sie wieder ohne Angst und Mißtrauen leben kann. Systematisch das Bedrohliche aufsuchen und herausfinden, was gefährlich werden könnte – ganz allgemein gesehen, ist dies auch meine Suche. Und da sowohl Sabine als auch Beate eigene Anteile, eigene seelische Inhalte verkörpern, ich also Opfer und Detektiv gleichzeitig bin, kann ich indirekt eigene Motivationen, aber auch eigene Schwächen in diesen Figuren wiederfinden. Aber auch die anderen Figuren dürften innerseelische Anteile darstellen, sicherlich auch der bis jetzt noch nicht deutlich demaskierte Mörder. Denn irgend etwas in mir hat mich in diese letztlich doch lebensgefährliche Situation gebracht, also gibt es auch solche destruktiven Anteile in mir, deren Opfer ich bin und die ich aufspüren möchte. Aber ich bin noch nicht ganz sicher, wer der Mörder ist. Vielleicht entwickelt sich das ja logisch. Ich will also weiter in eigener Sache ermitteln und Beate ermitteln lassen.

❝ »Zuerst sollten wir einmal auf seinem Schreibtisch suchen. Ich weiß, daß er zumindest einen Teil seiner Aufzeichnungen immer dort liegen läßt. Und dann sehen wir weiter.«

»Das wäre sicher das Vernünftigste. Und nun sagen Sie mir endlich, was Sie von ihm halten. Sie kennen ihn doch besser als ich. Ist er normal...«

»Ich spreche nicht gerne über abwesende Kollegen, und auf den Begriff ›normal‹ kann ich mich auch nicht festlegen. Was verstehen Sie denn unter normal?«

»Also gut, das führt zu weit. Kommen Sie mit?«

»Natürlich«, sagte Beate. Sie hatte keinerlei Verlangen nach einer genauen Erörterung von Feldmanns Geisteszustand. Im Augenblick gab es andere Probleme.

Auf Feldmanns Arbeitsplatz herrschte musterhafte Ordnung. Jedes Blättchen Papier hatte seinen Platz, die Mappen und Ordner lagen parallel zueinander und waren mit Aufschriften versehen.

»Vielleicht haben wir Erfolg«, sagte Wagner. Er blätterte in einer der Mappen. »Was haben wir denn da? Das ist ja schon ganz nützlich. Ordnung hat doch ihre Vorzüge.« Er leckte mit der Zunge über die Lippen. »Sieht alles ganz normal aus. Vielleicht könnte man in den Schubladen – könnten Sie bitte eben auf meinem Schreibtisch die kleine Liste holen? Da hab' ich mir alles zusammengestellt, was ich noch brauche.«

Beate sah ihn prüfend an. Wollte er sie vielleicht wegschikken?

»In Ordnung, aber wo liegt sie denn?«

»Ihre Frage ist berechtigt«, lächelte Wagner. »Bei meiner Ordnung ist das nicht ganz so einfach. Warten Sie mal – rechts – unter der gelben Mappe – ach, sehen Sie einfach nach. Es ist eine handgeschriebene kleine Aufstellung auf Konzeptpapier.«

»Hoffentlich finde ich sie«, meinte Beate zweifelnd. »Lassen Sie sich nur Zeit. Ich will inzwischen –«

19. 8. Kopfschüttelnd stand Beate vor Wagners Schreibtisch und sah sich das Chaos an. Der größte Teil der Blätter bestand aus handgeschriebenem Konzeptpapier. Dann konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, die Gelegenheit war zu günstig. Vorsichtig legte sie Blatt für Blatt zur Seite, da war die gelbe Mappe, sie lag natürlich links, nicht rechts.

Es war still im Zimmer, die Fenster waren geschlossen, und der Lärm der Straße konnte nicht hereindringen. Beate sah sich um. Wo konnte sie noch suchen? Sie mußte sich beeilen. Wer weiß, was Feldmann in seinem Schreibtisch aufbewahrte? Wenn Wagner – und er wühlte doch jetzt sicher in Feldmanns Unterlagen – solche Bilder bei ihm fand, wie sie Mic in seinem Schreibtisch gefunden hatte, dann war Feldmann blamiert. Wagner würde das nie verstehen.

Vielleicht lag die Aufstellung auf dem Stuhl? Zwischen den Ordnern? Nein, auch nicht. Nur ein Schlüsselbund, dort, bei der untersten Mappe. Sie zog ihn heraus und hielt ihn in der Hand. Den hätte Wagner sicher lange gesucht. Wer weiß, ob er ihn überhaupt gefunden hätte. Sie schüttelte die Schlüssel, um sie ordentlich in das Lederfutteral zurückzuziehen. Es waren viele Schlüssel, das Futteral war fast zu eng dafür. Dieser ganz kleine – der gehörte sicher zum Schreibtisch. Ja, diese eine Schublade war abgeschlossen. Vielleicht sollte sie nachsehen, ob Wagner die Liste in die Schublade gelegt hatte, um sie gleich zur Hand zu haben und sie nicht suchen zu müssen?

Beate schloß auf. Nein, da lag sie nicht. Es sah nicht so aus. Aber eine kleine Flasche Whisky lag da. Beate lächelte. Und eine Packung Pfefferminz. Schmerztabletten. Schlaftabletten. Nanu, wozu brauchte er die im Institut? Sie wollte die Schublade wieder schließen, da sah sie das Papier. Die Liste? So ganz im Hintergrund? Sie zog die Schublade weiter auf, und nahm vorsichtig, um nichts umzuwerfen, das zusammengefaltete Papier heraus. Es war keine Aufstellung, das sah sie beim Öffnen auf einen Blick. Es war ein Brief. Sie wollte ihn wieder zusammenfalten, als sie unbeabsichtigt die Unterschrift las: »immer deine Sabine«. Ein Brief. Ein Brief von Sabine an Wagner. Der Brief! Wagner war der Mann – sie mußte sofort den Brief lesen. Ungeduldig flogen ihre Augen über die Zeilen.

»Um ganz ruhig mit Dir zu reden, möchte ich Dir schreiben. Jedes Wort, das geschrieben ist, kann nicht mit einer Bewegung wieder weggewischt werden. Wir wissen es beide, aber keiner sagt es dem anderen so deutlich: so geht das nicht weiter –«

Beate fuhr hoch. Da stand Wagner. Sie hatte ihn nicht kommen hören. Sie hatte den Brief in der Hand und wagte nicht, ihm ins Gesicht zu sehen. Und sie schämte sich so, wie sie sich noch nie in ihrem Leben geschämt hatte. Es gab keine Entschuldigung. Es war still, nur eine Fliege summte. Eine Ewigkeit lang war es still. Dann hob sie den Kopf und sah ihn an.

»Ja, ich habe ihn gelesen, den Anfang wenigstens«, sagte sie zu ihm.

»Ich hatte Vertrauen zu Ihnen, aber was soll's, ich schnüffle in Feldmanns Schreibtisch, Sie in meinem.« Er machte eine fahrige Handbewegung und versuchte zu lachen. Vorbei, dachte er, unwiderruflich vorbei. Sie war zu klug, er konnte ihr nichts vormachen. Und eigenartig – ein ganz kleines Gefühl von Erleichterung war auch in ihm. Es war vorbei. Die Angst vor der Entdeckung war vorüber. Es gab nichts mehr, das er fürchten mußte! Trotzdem, er war bleich geworden, und die Knie zitterten ihm.

Beate schob ihm einen Stuhl hin. Er setzte sich mechanisch.

»Es ist wohl das beste, wenn wir darüber reden«, sagte er langsam. »Man kann sich nicht immer verstecken.« Seine Augen folgten der Fliege. »Ich kannte Sabine, ja, und ich wollte mich scheiden lassen. Eine Geschichte, die immer wieder vorkommt, nichts Besonderes. Aber für uns beide war

es etwas Besonderes. An dem Abend, als es geschah, fuhr ich sie nach Frankfurt – sie sollte fort von hier, damit sie nicht in die Scheidung und all das unerfreuliche Drum und Dran hineingezogen wurde.« Er wischte sich mit der Hand über die Stirne und schwieg lange. »Sie glauben mir ja doch nicht«, sagte er ohne Übergang, »und mir liegt auch nichts mehr daran.« Er schwieg wieder. »Ich bin fast froh darüber, daß es ein Ende hat. Jetzt bin ich nur noch müde.«

Nach einer Weile des Schweigens sah er auf. »Was wissen Sie eigentlich? Ich weiß wohl, daß Sie sich Gedanken gemacht haben...«

»Ich weiß nicht viel«, sagte Beate leise. »Ich weiß nur, daß ein Mädchen verschwunden ist, und daß anscheinend niemand sie vermißt. Ich weiß, wie sie ausgesehen haben könnte und wie sie hieß. Das ist alles.«

Er richtete sich auf. »Sie können zur Polizei gehen. Nur den Brief bekommen Sie nicht.« Er nahm ihn ihr sachte aus der Hand. Beate ließ es geschehen.

»Setzen Sie sich doch«, sagte er und deutete auf einen Stuhl.

Mit langsamen, zu seinem eigenen Erstaunen sehr sicheren Bewegungen ging er zum Fenster, öffnete es und ließ die winzigen Papierstückchen aus seiner Hand gleiten. Er beugte sich vornüber und sah ihnen nach. Der Wind wehte sie über die Straße. Die Leute dort unten traten bald darauf und die Autos fuhren darüber.

Wagner schloß das Fenster und ging langsam zu seinem Platz zurück. »Hier ist das Telefon«, sagte er leise. »Bitte bedienen Sie sich. Oder was erwarten Sie von mir?«

Beate schwieg und bewegte sich nicht. Da verließ ihn die Selbstbeherrschung. »Los, gehen Sie doch, rufen Sie doch an!« Dann sank er plötzlich in sich zusammen. »Das ist doch unmenschlich«, murmelte er. »Das hält doch niemand aus.« Dann lachte er plötzlich. »Ach so, ich verstehe, Sie haben ja keine Beweise.« Als Beate sich immer noch nicht rührte, sah er sie an. »Keine Angst, ich werde Sie nicht blamieren. Na los, rufen Sie doch schon an! Ich will endlich meine Ruhe haben.«

Beate sah auf. »Ich kann mir vorstellen, wie schrecklich das für Sie war«, sagte sie leise. »Wenn Sie darüber sprechen, vielleicht wäre das eine Erleichterung?« Er sah sie fassungslos an. »Und Sie glauben nicht von vornherein, daß ich sie...«

»Ich weiß es nicht –« sagte sie zögernd, »– nein, ich glaube das eigentlich nicht.«

»Aber es ist doch alles so klar – es muß doch alles so einleuchtend aussehen – es gibt ein Motiv, es gibt eine Möglichkeit, es spricht doch alles gegen mich.«

»Das mag ja sein, aber der Schein trügt halt oft.«

Wagner holte tief Luft. »Und Sie würden mir glauben, wenn ich Ihnen alles erzählte?« fragte er.

»Das kann ich Ihnen erst hinterher sagen.«

Wagner zog eine Schreibtischschublade auf und kramte darin herum. Nach einer Weile zog er einen blauen Ordner hervor.

Alles Sektionsprotokolle von Versuchstieren. Er blätterte darin herum und fand schließlich zwei lose, zusammengefaltete Blätter.

»Sehen Sie«, sagte er und machte den wenig überzeugenden Versuch zu lächeln. »Das ist alles, was ich habe.«

Er reichte sie Beate hinüber. Sie faltete die beiden Blätter auf und las: ›Chemische Probeanalyse z. Hd. Herrn Professor Wagner‹, stand darüber. ›Wir danken für die Überlassung Ihrer Proben und können Ihnen nach der Analyse folgendes mitteilen: Der Auszug, bei dem es sich laut Ihrem Schreiben vom 17. 7. um Rückstände von eingedampftem Kaffee handelt, enthielt neben Trimethylxanthin und den üblichen Bitter- bzw. Gerbstoffen vor allem eine überdurchschnittliche Menge von Curridindipepsid (Formel I) sowie einen den normalen Konzentrationsbereich von Purinderivaten weit überschreitenden Anteil von Diacetylpiperotrochin (Formel II).

Die gefundene hohe Dosis dürfte ausreichen, auch in kleinster Menge oral verabreicht, den Tod von Versuchstieren herbeizuführen. Sollten Sie entsprechende Untersuchungen weiterführen, so sehen wir den Ergebnissen mit großen Interesse entgegen...‹ Beate sah fragend auf.

»Lesen Sie das andere auch«, sagte Wagner.

›Sehr geehrter Herr Kollege,

zwischenzeitlich haben wir trotz des allgemeinen Termindrucks die Untersuchungen, um die Sie uns gebeten haben, durchgeführt. Bei der Sektion der beiden Meerschweinchen, die Sie uns zugeschickt hatten, wurden erhebliche Veränderungen ermittelt, welche mit den biochemischen Variationen, die wir nach Verabreichung einer kleinen Dosis Ihrer Probe, wie aus beiliegendem Protokoll hervorgeht, erzeugen konnten, exakt korrespondierten. Festgestellt wurden im wesentlichen Störungen der Erregungsleitungen im Sinne einer Cholinesterasehemmung . . .‹

»Das ist nicht besonders viel, die Probe hätte ich ja auch irgendwo hernehmen können«, sagte Wagner. Er schwieg dann. Beate sah vor sich hin auf den Teppich. Rote Blumen, blaue Kreise. Die Fliege hatte ihre Runde durch das Zimmer wieder aufgenommen.

»Wir sind an einem Abend losgefahren«, sagte er nach einer Weile. »Es sollte ein neuer Anfang sein, aber es war das Ende. Wir wußten es nur nicht. Sie hatte sich hier abgemeldet, schon ein paar Tage vorher, und als neue Adresse ein kleines Hotel in Frankfurt angegeben. Wir hatten noch kein passendes Zimmer für sie gefunden. Alles, was sie besaß, lag hinten in meinem Wagen. Es war nicht viel, ein paar Bücherkisten, ein paar Koffer. Sie saß neben mir. Wir sprachen miteinander. Irgendwann bot sie mir Kaffee aus einer Thermosflasche an. Ich dankte, denn ich hatte keinen Durst. Sie trank dann auch nicht. – Ein kleiner Aufschub, ein paar Kilometer mehr, die wir zusammen fuhren. Dann, später, hatte sie Durst. Ich fuhr zur Seite und hielt an. Und dann –« Er brach ab und legte die Hände vor das Gesicht. »Ich kann nicht darüber sprechen. Ich kann das einfach nicht!« stöhnte er. »Es war schrecklich. Alles brach zusammen! Und dann: es gab sie nicht mehr.« Er ließ die Hände sinken. »Es war alles so sinnlos, verstehen Sie, und so unwiderruflich und endgültig. Ich verstand es nicht, es war so widersinnig, ich bemühte mich es zu verstehen, aber ich war wie betäubt. Automatisch fuhr ich in das nächste Dorf. Ich

dachte nicht an die Gefahr. Ich wußte nur, sie ist tot. In der Dorfkneipe kaufte ich mir eine Flasche Whisky. Ich fuhr in den Wald und hielt an einem kleinen Weg zwischen den Bäumen. Und dann trank ich, einen Schluck erst, dann mehr. Es war eine Art Selbstschutz oder Flucht – das weiß ich nicht. Ich muß eingeschlafen sein. Als ich aufwachte, war es immer noch dunkel. Ich sah mich um – es war kein Traum gewesen, es war alles wahr. Ich saß im Auto – und da war sie – was sollte ich tun? Zur Polizei fahren? Niemand hätte mir geglaubt. Ich hatte ein Motiv und ich hatte eine gute Gelegenheit. Was wäre aus meinen Kindern geworden? Und wenn man mich verurteilte, so war niemandem damit geholfen – oder nur dem, der ihr den Kaffee gegeben hatte. Und dann trank ich wieder einen Schluck und fuhr ins Institut – ein Verrückter – ein Betrunkener – ein Wunder, daß mich niemand gesehen hat – und dann . . .« Er stützte sein Gesicht wieder in beide Hände und murmelte undeutlich »und dann habe ich sie hierher gebracht und habe getrunken und habe nicht mehr denken können, meine Hände arbeiteten wie von selbst – es war die grauenvollste Nacht meines Lebens.«

»Das glaube ich«, sagte Beate leise. »Aber mit der Beseitigung ihres Körpers haben Sie auch gleichzeitig jede polizeiliche Ermittlung verhindert und dem Mörder geholfen.«

»Sie können einfach nicht ahnen, wie schrecklich das alles war – und hinterher, was sollte ich denn tun? Ich habe auch an meine Kinder gedacht, und dann wollte ich auch nicht bestraft werden für etwas, das mir den liebsten Menschen genommen hatte.«

»Warum hat eigentlich niemand Sabine Naumann vermißt?«

»Sie war ja abgemeldet und exmatrikuliert. Und Verwandte hatte sie keine. Ihre Eltern lebten schon lange nicht mehr. Sie war das einzige Kind.«

»Und die Kisten und Koffer in Ihrem Wagen?«

»Ich habe sie gelagert – nicht hier – auf unbegrenzte Dauer und unter fremdem Namen. Ich überweise vierteljährlich die Lagermiete. Ich konnte nicht riskieren, daß jemand die Sa-

chen fand. Dann hätte man nach ihr gesucht. In den Büchern stand ihr Name. Im ersten Augenblick wollte ich alles in den Fluß werfen, aber dann fiel mir ein, wie gefährlich das werden konnte.«

»Aber konnten Sie Ihr Labor denn einfach so benutzen, ohne Angst, daß irgend jemand hereinkommt?«

»Aber natürlich. Ich arbeite häufig alleine. Es interessieren sich nicht allzu viele Leute für mich.«

»Und was haben Sie unternommen, um den Mörder zu finden?«

»Was konnte ich denn unternehmen? Mir sind doch die Hände gebunden.«

Er streckte ihr seine Hände entgegen und machte eine theatralische Geste. »Alles würde doch nur mich selbst verdächtig machen!«

»Jetzt hat der Mörder zwei Jahre Vorsprung und es lohnt sich nicht mehr und die Sache erledigt sich ganz von selbst, so ist es doch? Ich glaube, daß Sie sich diesen Teil etwas leicht gemacht haben!«

»Es ist sehr einfach, Vorwürfe zu machen. Was ließe sich denn überhaupt tun? Wissen Sie denn etwas Besseres? Sie reden klug daher, und wissen genau, daß man etwas hätte tun müssen. Sie stecken eben nicht in dieser entsetzlichen Situation. Theoretisch weiß ich das alles ganz genau, aber wenn Sie schon so klug sind – bitte sagen Sie mir ganz konkret, was ich hätte tun können, ohne mich restlos in Verdacht zu bringen?«

Beate senkte den Kopf. Lag es an ihr? War sie selbstgerecht und machte anderen zu schnell Vorwürfe? Das mochte ja sein, aber andererseits war sie auch immer bereit, selbst ihren Anteil an Verantwortung zu übernehmen. Also schüttelte sie diese Gedanken ab.

»Man müßte herausfinden, wer den Kaffee gekocht hat.«

»O ja?« Wagners Stimme war voller Ironie. »Hören Sie, vor allem müßte man herausfinden, wer das Gift hineingetan hat. Und wer würde das zugeben? Sie sehen sicher, daß es etwas schwierig wäre.«

»Natürlich, aber so kommen wir auch nicht weiter. Wenn ich Ihnen helfen soll, müssen wir zusammenarbeiten, aber nicht gegeneinander.«

Wagner setzte sich aufrecht hin. »Glauben Sie, daß wir noch irgend etwas erreichen könnten?«

»Es ist nicht sehr wahrscheinlich, weil es zu lange zurückliegt. Aber wir könnten doch alles, was noch möglich ist, versuchen.« Sie lauschte ihren Worten nach und merkte erstaunt, mit welcher Sicherheit und Entschiedenheit sie gesprochen hatte.

Wagner sah sie erwartungsvoll an. Plötzlich wurde ihr bewußt, wie die Rollenverteilung war: sie war die Stärkere und er machte sich von ihr abhängig. ”

Eine mir sehr vertraute Situation, mit der ich manchmal noch Schwierigkeiten habe. Aber Beate kann es sich leisten, die Stärkere zu sein.

“ »Ich kann natürlich nur Vorschläge machen«, meinte sie dann.

»Können Sie mit Sicherheit Selbstmord ausschließen?«

»Ja, das kann ich«, sagte Wagner entschieden. »Sie war glücklich. Wir waren beide glücklich und erleichtert durch den klaren Schritt der Trennung und der Entscheidung zueinander. Ich wüßte keinen Grund für Selbstmord.«

»Hat sie normalerweise ihren Kaffee selbst gekocht? Eine dumme Frage, ich weiß, aber es gibt doch Leute, die sich in ihrem Stammkaffee eine Thermosflasche füllen lassen. Das müßte man ausschließen.«

»Sie konnte ganz ausgezeichnet Kaffee kochen. Ich sehe also keinen Grund –«

»Schön. Kannten Sie die Thermosflasche?«

»Das war ihre eigene.«

»Also kein Abschiedsgeschenk von irgend jemandem?«

»Nein, von wem denn auch? Sie hatte nicht viele Bekannte, sie war sehr zurückhaltend. Außerdem war sie ja auch etwas älter als die anderen Studenten in ihrem Semester.«

»Das bringt uns alles nicht viel weiter. Wissen Sie zufällig noch, wer mit ihr in der Wohnung gelebt hat?«

»Nein, darum habe ich mich auch nie gekümmert. Ich habe mich ja nach Möglichkeit von niemandem sehen lassen.«

»Hat Ihre Frau irgend etwas von dieser Beziehung geahnt? Wußte sie schon von Ihrer Absicht, sich scheiden zu lassen?«

Er zögerte. »Nein, also das heißt, sie merkte natürlich, daß zwischen uns immer mehr Fremdheit aufkam. Aber sagen Sie, was wollen Sie mit dieser Frage bezwecken? Wollen Sie damit vielleicht andeuten, daß meine Frau etwas mit der Sache zu tun haben könnte?«

»Ich finde, daß in einer solchen aussichtslosen Lage kein Gesichtspunkt außer acht gelassen werden sollte.«

»Dieser Gedanke wäre doch ziemlich absurd.« Er schüttelte den Kopf. »Allerdings hätte meine Frau sicher ein gutes Motiv gehabt. Aber sie wußte von allem nichts, wie ich Ihnen bereits gesagt hatte.«

»Frauen wissen manchmal mehr, als Männer vermuten. Aber lassen wir das. Sie hätte ja auch keinerlei Möglichkeiten gehabt, die Thermosflasche in die Hand zu bekommen, oder?« Beate sah Wagner an. Er betrachtete die Fliege, die sich auf seinem Schreibtisch niedergelassen hatte. »Oder haben Sie am Ende den Kaffee mitgebracht und es war Ihre Thermosflasche?«

»Aber ich bitte Sie, Sie werden immer absurder in Ihren Vermutungen« sagte er sehr laut. »Woher hätte meine Frau wissen sollen –« er brach den Satz ab.

»Ja, was wollten Sie sagen?« Beate sah ihn aufmerksam an.

»Warum kommen Sie immer wieder auf diese Thermosflasche zurück? Das ist doch gar nicht so wichtig.«

»Das ist sogar sehr wichtig. War es nun Ihre Thermosflasche oder nicht?«

»Gewissermaßen ja – das heißt, eigentlich –«

»Ja?« fragte Beate, als er wieder innehielt.

»Es war eigentlich so, ich habe sie ihr immer gegeben, wenn wir zusammen eine längere Fahrt machten. Sie hatte

keine und füllte sie vorher für uns mit Kaffee. Sie wußte, daß ich gerne beim Fahren etwas zu trinken habe.«

»Also doch«, rutschte es Beate heraus. »Und warum hatten Sie eigentlich gerade auf dieser letzten Fahrt keinen Durst oder keine Lust – auf Kaffee?« Er reagierte ärgerlich und scharf.

»Ich habe Ihnen das alles erzählt, weil ich ein wenig Hoffnung hatte, mit Ihrer Hilfe vielleicht doch noch diesem heimtückischen Giftmörder auf die Spur zu kommen. Das führt nicht weiter, wenn Sie mich immer wieder verdächtigen!«

»Ich habe wirklich kein persönliches Interesse an der ganzen Sache, das heißt, Sabine tut mir sehr leid, besonders, weil niemand ihre Interessen vertritt. Mir könnte das genauso gehen – und wer würde mir dann helfen oder meine Interessen vertreten?«

»Wenn ich wirklich ein Mörder wäre, müßte ich Sie jetzt beseitigen.« Er stand auf. »Sie sind der einzige Mensch, der den Brief gelesen hat. Sie alleine kennen die ganze Geschichte – so wie ich sie Ihnen erzählt habe.« Er kam langsam näher. Beate sah ihn kritisch an – wenn sie sich nun doch in ihm getäuscht hatte – ein wenig Angst stieg in ihr hoch.

»Ich kann seitdem nicht mehr schlafen«, sagte er heiser. »Ich nehme Schlaftabletten, immer wieder und Beruhigungstabletten, und trotzdem habe ich Angst vor jeder einzelnen Nacht. Ich habe Kopfschmerzen, ständig und jeden Tag. Ich trinke. Ja, ich trinke, seit dieser ersten Flasche Whisky trinke ich immer wieder. Ich kann nicht mehr, verstehen Sie das? Sie brauchen keine Angst vor mir zu haben.«

Beate seufzte. »Sie haben bei meinem Versuch, zuerst einmal herauszufinden, welchen Verlauf der ganze schreckliche Vorgang hatte, immer wieder Ausflüchte gemacht, zum Schluß sogar mit dieser Thermosflasche, die doch Ihnen gehörte. Sie können mir nicht übel nehmen, wenn mich das stutzig gemacht hat. Wollen Sie mir nur der Vollständigkeit halber sagen, wo Sie Ihre Thermosflasche normalerweise aufbewahren?«

»Sie lag immer hinten im Auto.«

»Schließen Sie ihr Auto für gewöhnlich ab?«

»Das tue ich immer.«

»Und wer hat außer Ihnen noch Schlüssel für den Wagen?«

»Meine Frau natürlich. Aber warum hätte sie –«

»Man kann Gift auch in eine leere Thermosflasche tun.«

Wagner machte eine unwillige Handbewegung. »Bitte lassen Sie uns das Thema beenden. Ich habe Ihnen doch schon gesagt, sie wußte von nichts.«

»Das Gift hätte auch Ihnen gelten können . . .«

»Sie glauben – ?« er starrte sie an.

»Nein, nicht unbedingt, aber können Sie das restlos ausschließen?«

Dann wandte sie sich zum Gehen. An der Tür blieb sie stehen und fragte: »Was wollen Sie jetzt tun?«

»Ich weiß das nicht«, sagte er unentschlossen.

»Übrigens, ich kann mit der chemischen Formel auf dem Gutachten nicht sehr viel anfangen. Was ist denn das für eine Verbindung, die man da im Kaffee gefunden hat?«

Er nahm das eine der beiden Blätter vom Schreibtisch und entfaltete es. »Hier, lesen Sie«, sagte er. »Hier steht es: ›Diese Verbindung wird als Pflanzenschutzmittel verwendet und unter dem Namen ‚Tueral' gehandelt‹.«

»Als Pflanzenschutzmittel? ›Tueral‹?« Beate stand starr und regungslos. »Wir müssen sofort gehen«, sagte sie energisch. »Kommen Sie schnell!«

29. 8. Körperlich geht es mir zunehmend besser. Ich werde langsam etwas leistungsfähiger und habe seltener Fieber. Eine erneute Infusionsbehandlung in den letzten Tagen hat mir körperlich eindeutig geholfen. Es war zwar wieder sehr bedrückend, in der Klinik zu liegen, ständig den Infusionsständer am Bett, und nur die notwendigsten Dinge selbst tun zu können. Und beim Aufstehen den Infusionsständer immer vor sich herzuschieben, das ist auch recht mühsam. Aber es ist vorbei und es hat geholfen. Das ist die Hauptsache. Ich hätte das früher tun sollen, allerdings hätte ich dann nur das Symptom der Krankheit bekämpft und nicht deren Hintergründe. Die Auseinandersetzung mit der inneren und äußeren Situation war für mich mindestens ebenso wichtig wie die Diagnostik und klinische Behandlung. Zwar habe ich auch nichts Gravierendes versäumt, ich hatte ja regelmäßige Kontrollen und nahm Medikamente ein. Allerdings kann das eine ohne das andere nicht helfen, denn beides ist ja betroffen, der Körper ist krank und braucht Hilfe, und der seelische Hintergrund sollte ebenso betrachtet werden, denn die Frage, warum gerade dies, warum gerade jetzt, richtet sich ja weniger an den Körper als vielmehr an das Unbewußte oder an die seelische Situation.

Ich bin sehr stolz auf das, was ich in dieser Zeit geleistet habe. Es geht mir recht gut, ich muß noch einmal zu einigen Nachuntersuchungen in die Klinik, aber dazu bin ich jetzt auch ohne weiteres bereit. Davonlaufen, das kann ich nicht, und das will ich jetzt auch nicht mehr.

Auch Beate läuft nicht mehr davon, wie noch im Park, sondern sie geht direkt darauf zu.

Auf dem Flur hörte Beate Schritte, die ihnen nacheilten. Sie blieb stehen und wartete auf Meyer, der den Gang hinunterhastete. »Einen Augenblick«, rief er. Jetzt hatte auch Wagner ihn gehört und wandte sich um. »Was ist denn?« sagte er ungeduldig.

»Wegen Feldmann«, sagte Meyer. »Sie haben eben angerufen deswegen.«

»Wer denn? Können Sie denn nie mal zusammenhängende Auskünfte geben?« fragte Wagner gereizt.

»Na bitte«, sagte Meyer gekränkt. »Da läuft man Ihnen extra nach, weil Sie unbedingt wissen wollten, warum Feldmann seit gestern hier nicht erschienen ist, und dann ist es wieder nicht recht.«

»Schon gut«, lenkte Wagner ein. »Also, wer hat angerufen, und was ist mit ihm los?«

»Die Klinik hat angerufen. Es ist doch nur, weil Sie doch unbedingt –«

»Und was hat er denn?« fragte Wagner betont geduldig.

»Es ist nicht so schlimm, er ist nur operiert worden.«

»So. Dann richten Sie ihm aus, ich lasse ihm gute Besserung wünschen.«

»Aber wollen Sie denn gar nicht wissen, was er hat?« fragte Meyer enttäuscht.

»Ja doch«, sagte Wagner und wandte sich zum Gehen.

»Es ist der Blinddarm«, sagte Meyer. »In dem Alter –«

»Schön«, sagte Wagner im Weggehen. Meyer sah ihm nach.

»Komisch«, sagte er beleidigt. »Ich hätte ihn nicht für so herzlos gehalten. Ein bißchen schon, aber das geht zu weit.« Er drehte sich um und ging wieder seiner Arbeit nach. ❞

30.8. **Es ist genau die Situation, die ich in den letzten Wochen immer wieder erlebt habe: Wenn ich unmittelbar vor der Lösung irgendeines Problems stehe, oder einen dringenden Verdacht habe, dann kommt etwas dazwischen. Das macht ungeduldig, unnötig gereizt, weil es aufhält.**

❝ Sie hasteten die Treppe hinauf, Beate schweigend, fest entschlossen, sie überlegte, unter welchem Vorwand sie in die Wohnung gelangen könnten. Schließlich war es unmöglich, schon wieder das Zimmer ansehen zu kommen, diesmal mit einem anderen Mann...«

Wagner dagegen schwieg aus Aufregung und Unsicherheit. Er lief hinter Beate her, einerseits weil er endlich eine Erklärung für alles Schreckliche finden wollte, das sein Leben verändert hatte, und auch, weil er sich selbst von Schuldgefühlen weitgehend entlasten wollte. Wer gilt denn schon gerne als Mörder? Allerdings konnte er sich selbst doch niemals mehr ganz freisprechen. Irgendwie hatte er versagt, das war ihm deutlich geworden. Außerdem beunruhigte ihn der Gedanke an seine Frau, war denn diese Möglichkeit, daß sie beteiligt war, ganz von der Hand zu weisen? Konnte er wirklich davon überzeugt sein, daß seine Frau nichts mit diesem Pflanzenschutzmittel in der Thermosflasche zu tun hatte?

Wenn diese Keulbach nichts von alledem wußte, dann blieb bei ihm ein ständiger nagender Zweifel zurück.

Unterwegs erzählte Beate ihm von den Kakteen und von dem Pflanzenschutzmittel, das so überraschend nicht mehr aufzufinden war. Sie berichtete von dem wirkungslosen »Tueral« und dem Einkauf. Wagner wäre plötzlich am liebsten wieder umgekehrt, das Ganze könnte zumindest sehr peinlich werden, und solchen Dingen ging er gern aus dem Weg.

Die Wohnungstür war nur angelehnt. Sie blieben einen Augenblick unentschlossen stehen und sahen sich an. Dann klingelte Beate. Fast sofort wurde die Türe aufgerissen. Ein Polizist bat sie höflich, aber entschieden, einzutreten.

»Aber was ist denn –« fragte Beate erstaunt.

»Darüber können Sie mit dem Inspektor viel besser reden.«

»Aber wir wollten doch –«

»Sagen Sie das bitte dem Inspektor.«

Er dirigierte sie über den Flur in Frau Keulbachs Wohnzimmer. Beate blieb plötzlich in der geöffneten Tür stehen. Grenzenlos erstaunt sah sie Mic, der gelassen in einem Sessel am Fenster saß.

Am Tisch erhob sich ein Mann mittleren Alters. Er trug Zivilkleidung und vor ihm lagen einige eng beschriebene Blätter. »Sie wollten zu Frau Keulbach?« fragte er sie freundlich.

»Ja – eigentlich schon.«

»Bitte, nehmen Sie erst einmal Platz. Ich bin Inspektor Minkmann und würde Ihnen gerne einige Fragen stellen.«

Mit gemischten Gefühlen stellten sie sich vor und setzten sich zögernd auf das Sofa. Beate schaute Mic mit Unbehagen an. Minkmann folgte ihrem Blick.

»Ich sehe, Sie kennen sich«, stellte er fest. »Herr Colosio wird Ihnen später alle Einzelheiten erzählen können, ich kann mich also kurz fassen. Aber zuerst einmal wüßte ich gerne, warum Sie gerade heute Frau Keulbach besuchen wollen.«

»Es gab keinen besonderen Anlaß«, begann Wagner heiser. »Wir beide kennen Frau Keulbach und wollten sie einmal besuchen. Das ist alles.«

»Warum denn gerade heute?« fragte Minkmann. »Und warum denn gerade um diese Zeit?«

»Es fiel uns spontan ein«, sagte Beate.

»Ihre Antwort ist nicht zufriedenstellend«, stellte Minkmann sachlich fest. »Aber ich kann natürlich nicht beweisen, daß sie nicht stimmt. Wenn ich Sie recht verstanden habe, sind Sie Professor. Welches Fach vertreten Sie denn?«

»Ich bin Professor am Anatomischen Institut.«

»Mediziner also. Und Sie, Frau Becker?«

»Sie ist Assistentin.«

»Ist es nicht ein bißchen ungewöhnlich, daß ein Professor mit seiner Assistentin am Vormittag einen Besuch einer gemeinsamen Bekannten unternimmt?«

Beate zuckte mit den Schultern. Wagner blieb ebenfalls stumm.

»Schön, lassen wir das. Sie könnten mir ja alles mögliche erzählen und noch mehr verschweigen.« Der Inspektor nahm ein Blatt Papier in die Hand und betrachtete es nachdenklich.

»Warum stellen Sie uns eigentlich diese Fragen? Warum erklären Sie uns das Ganze nicht?« sagte Wagner jetzt.

»Ihre Fragen kommen spät, aber sie kommen«, sagte Minkmann. »Frau Keulbach lebt nicht mehr, sie hat vor zwei Stunden in Anwesenheit von zwei Zeugen vergifteten Kaffee getrunken.«

»Aber das gibt es doch nicht«, sagte Beate fassungslos. »Das verstehe ich nicht.«

»Vergifteten Kaffee getrunken« wiederholte Wagner leise, wie abwesend.

Beate fing sich zuerst. »Aber warum denn?« fragte sie. »Und weshalb vor zwei Zeugen? Wer sind diese beiden Zeugen?«

»Herr Colosio ist der eine«, sagte Minkmann und deutete auf Mic. »Der andere ist ein Student, der hier ein Zimmer hat.«

»Aber wie kam es denn zu diesem Unglücksfall oder wie man das nennen soll?« sagte Beate. »Ein Selbstmord vor zwei Zeugen, das ist doch zumindest sehr ungewöhnlich.«

»Sie haben ganz recht. Es war auch kein eigentlicher

Selbstmord, es war ein sehr spontaner Entschluß. Herr Colosio kann Ihnen das am besten selbst erzählen.«

Mic setzte sich zurecht. »Es fing alles ganz harmlos an. Ich wollte Frau Keulbach aufsuchen, um ein Versprechen zu halten, das ich einer Bekannten gegeben hatte, das war Frau Golle. Du erinnerst dich sicher an die Sache mit dem Hund, Beate?«

»An welchen Hund?« fragte sie kurz.

»An Frau Golles kleinen Hund, genannt Seppel, der so plötzlich starb, nachdem Frau Keulbach freundlich zu ihm gewesen war und ihm irgend etwas zu fressen gegeben hatte. Ich versprach ihr damals, daß ich mich um diese Sache kümmere. Erinnerst du dich?«

Inspektor Minkmann sah Beate aufmerksam an.

»Ja, ich erinnere mich jetzt daran.«

»Frau Keulbach reagierte dann sehr – sagen wir mal – temperamentvoll und schrie mich an, ich könnte ihr nichts beweisen.«

»Das haben die Studenten gehört und bestätigt«, warf Minkmann ein.

»Ja, und dann wurde sie ganz plötzlich ruhig und schlug vor, wir sollten das Ganze bei einer Tasse Kaffee besprechen.«

»Ziemlich viel Wind um einen kleinen Hund, finden Sie nicht?« sagte Minkmann mit einem kurzen Seitenblick auf Mic, der weitererzählte. »Und dann kam sie mit einem Tablett herein, auf dem zwei Tassen Kaffee standen, bereits eingeschenkt, fertig mit Milch und Zucker. Sie stellte die eine vor mich hin, setzte sich und trank einen Schluck. Ich nahm meine Tasse in die Hand und in letzter Minute – ich weiß nicht, was es war – ein Gefühl, ihr erwartungsvoll gespannter Blick, ich weiß es nicht. Ich stellte die Kaffeetasse wieder zurück.«

Beate sah zu Wagner hinüber, sie bemerkte voller Unbehagen die Schweißtropfen auf seiner Stirn. Er atmete schwer. Aber sie konnte ihm jetzt nicht helfen und sie verspürte auch nicht die geringste Lust dazu.

Mic berichtete weiter: »Dann stand ich auf und entschul-

digte mich einen Augenblick. Ich ging zu einem der Mieter, der mir übrigens bis zu diesem Augenblick unbekannt war, und bat ihn, Zeuge zu sein, wie ich ein wenig von diesem Kaffee in ein Fläschchen gießen würde.«

»Und wie kamst du auf diesen, doch etwas ungewöhnlichen, Gedanken?« fragte Beate.

»Ich muß zugeben, das Ganze war Bluff. Ich dachte, ich werde schon sehen, wie sie reagiert. Denn ich war ja mißtrauisch. Immerhin hatte Frau Golle etwas von Gift gesagt. Und ich wollte schließlich nicht so enden wie ihr kleiner Hund.«

Minkmann schüttelte den Kopf. »Das haben Sie vorhin auch gesagt, aber ich bin sicher, daß hinter dem allen mehr steckt, als Sie zugeben wollen. Irgend etwas wird hier verschwiegen«, sagte er. »Finden Sie denn die Sache sehr plausibel, Herr Professor?«

»Wie bitte?« fragte Wagner geistesabwesend.

»Na gut, erzählen Sie bitte weiter.«

»Als ich also mit Herrn Feger das Zimmer betrat, teilte ich ihr meine Absicht mit, eine Probe des Getränks in ein Fläschchen zu schütten. Sie schrie laut nein, nein, riß meine Tasse an sich und trank sie aus, bevor wir begriffen hatten, was geschehen war.«

»Das ist es, was ich nicht verstehen kann«, sagte Minkmann. »Der Anlaß entspricht überhaupt nicht den Auswirkungen.« Er wandte sich an Beate und Wagner. »Und nun noch einmal zu Ihnen. Ich glaube, Sie sollten mir jetzt doch erzählen, aus welchem Grund Sie plötzlich und gerade heute Frau Keulbach besuchen wollten.«

»Frau Keulbach war ein bißchen hysterisch, jedenfalls hatten wir bereits bei unseren kurzen Besuchen zweimal Gelegenheit, zu sehen, wie sie ohne wirklichen Anlaß die Nerven verlor«, lenkte Beate ihn ab.

»Würden Sie so nett sein und mir etwas mehr darüber erzählen?« fragte Minkmann.

»Den jeweiligen Anlaß für ihre Wutausbrüche habe ich vergessen, aber er stand in keinem Verhältnis zur Reaktion.«

»Darüber werden uns die Mieter also mehr erzählen müssen. Aber wenn Sie mir jetzt bitte noch einmal meine Frage beantworten würden, aus welchem Grund Sie hier aufgetaucht sind –«

Wagner erhob sich schwerfällig. »Ich glaube, wir haben Ihnen alle Fragen hinreichend beantwortet, obwohl es nicht einzusehen ist, was Sie in einem solchen eindeutigen und unkomplizierten Fall zu ermitteln haben. Wir haben mit der ganzen Sache nichts zu tun und der Anlaß unseres Besuchs ist mit Frau Keulbachs Tod erledigt. Macht es Ihnen etwas aus, wenn wir jetzt gehen?«

»Nein, wenn Sie glauben, daß Sie uns nichts mehr zu sagen haben, können Sie gerne gehen«, sagte Minkmann. »Vielleicht haben Sie recht, und es steckt wirklich nichts dahinter«, fügte er müde hinzu. »Mißtrauen gehört zu meiner Berufsausbildung.«

»Vielen Dank«, sagte Wagner übertrieben höflich. »Kommen Sie mit?« sagte er dann zu Beate gewandt.

»Ich komme nach«, antwortete sie kühl. »Sie brauchen keine Angst zu haben, daß ich – daß ich den Weg nicht finde – ins Institut, meine ich. Sie brauchen wirklich keine Angst zu haben«, wiederholte sie noch einmal.

Minkmann hatte die kleine Szene beobachtet.

»Wie meinten Sie das?« fragte er.

»Wir haben zur Zeit viel zu tun im Institut, er braucht keine Angst zu haben, daß ich zu spät komme.«

»Komisch, wie mißtrauisch man doch in unserem Beruf wird. Und ich dachte schon, Sie wollten ihm zu verstehen geben, daß Sie mir keine Auskünfte geben würden, auch wenn er gegangen ist. So kann man sich irren.«

»Es gibt Dinge, die mich nichts angehen. Und dies hier scheinen solche Dinge zu sein.«

»Guten Morgen«, sagte Wagner und zog die Tür hinter sich zu. Sie öffnete sich sogleich wieder und der Polizist steckte seinen Kopf hinein. »Darf er gehen?« fragte er.

Minkmann nickte müde. »Er darf«, sagte er. »Ich habe keinen Grund, irgend jemanden hier festzuhalten.«

Er stand auf, packte seine Blätter umständlich in einen

hellblauen Ordner und sah sich um. »Dies scheint kein Fall für die Kriminalpolizei zu sein.« ”

Also war es doch die ältere Frau, die das Gift gab, also doch die Mutterfigur. Aber sie hat sich selbst mit ihrem eigenen Gift unschädlich gemacht. Und das Ganze ist kein Fall mehr für die Polizei, denn was sollte hier noch ermittelt werden? Jetzt müßte Beate sich entscheiden – wie ich in meinem letzten Traum – für sich selbst zu ermitteln, und das heißt also, mit den Unvollkommenheiten der Menschen zu leben, die sie umgeben und trotzdem nicht zu resignieren und aufzugeben. Die ganze Aufklärung lief ja sehr indirekt ab, und es ist nie ausgesprochen worden, um was es eigentlich ging. Und wenn der schwache Mann sich vor Klarheit drückt, ist es dann ihre Aufgabe, die Dinge zu erklären?
Der Fall ist gelöst. Jeder muß wieder für sich selbst einstehen, es ist klar, warum Sabine zum Opfer und Beate zur Detektivin wurde, es ist auch deutlich, daß in Beates ursprünglichem Hilfs-Ich, in Mic also, mörderische Anteile liegen.
Ein teilweise unbefriedigender Abschluß – aber ich denke, das ist nicht unrealistisch.
Und wie wird Wagner damit fertig, der schwache, unselbständige Mann, der immer auf der Flucht ist?

31.8. Schwache Menschen, die sich nicht endgültig lösen können von der Vergangenheit, werden wohl niemals frei.

“Wagner lief die Stufen hinauf und eilte den Korridor entlang zu seinem Büro. Schwungvoll warf er die Tür ins Schloß und ließ sich erleichtert in seinen Schreibtischstuhl fallen. Er seufzte zufrieden. Das Schicksal meinte es offensichtlich doch gut mit ihm. Es war alles erledigt und vorbei. Er räkelte sich in seinem Stuhl. Endlich! Diese Erleichterung nach den letzten beiden Jahren!

Vor ihm lag die Post. Meyer hatte sie wohl gebracht, während er weg war. Er schlitzte die Briefe auf, Reklame von Arzneimittelfirmen, zwei Rechnungen, eine Mitteilung seiner Bank – ›Sehr geehrter Herr Professor!

Anbei übersenden wir Ihnen ein uns zugegangenes Schreiben der Firma Grebe, Spedition und Lagerhallen, mit der Bitte um Erledigung.‹

›... möchten wir Sie bitten, dem Inhaber des obenerwähnten Kontos mitzuteilen, daß im Zuge unserer betrieblichen Umstellungen unsere Lagerhallen saniert werden. Wir müssen daher unsere Kunden bitten, das Lagergut, in diesem Fall 4 Koffer und 2 Kisten, entweder abzuholen oder eine andere Firma zu benennen, der wir die Sachen zur weiteren Lagerung übergeben können.‹

Wagner ließ die Mitteilung sinken. Lange starrte er vor sich hin. Mit einer Anstrengung öffnete er die bewußte Schublade seines Schreibtisches und tastete darin herum. Ach ja, richtig, der Brief war ja nicht mehr da. Aber die zwei Packungen noch mit den Schlaf- und Schmerztabletten. Mühsam stand er auf und holte sich ein Glas vom Waschbecken. Auf den Schreibtisch gestützt, ließ er langsam Tablette um Tablette in das Glas fallen. Wieder schlurfte er zum Waschbecken und ließ Wasser in das Glas laufen. Die Tabletten lösten sich mit milchigem Schimmer auf, bildeten im Glas einen grauweißlichen Bodensatz. Er blickte hinüber zu der offenen Schreibtischschublade und stellte das Glas ab. Da war ja die kleine Flasche Whisky! Langsam ging er zu ihr hin, nahm sie heraus und trank, langsam, Schluck für Schluck in großen Zügen. So würde es einfacher sein. Er lachte leise. Das tat gut, es war so schön warm. Etwas unsicheren Schrittes ging er zurück zum Waschbecken und nahm das Glas in beide Hände. Mit erstarrtem Gesicht hielt er es schräg über den Ausguß und ließ die trübe Flüssigkeit hineintropfen, immer schneller, bis das Glas leer war. Dann spülte er es aus und tastete sich zu seinem Stuhl zurück.

Vor ihm lag der Brief. Er starrte ihn an, bis seine Augen tränten. Es schüttelte ihn, und er fing an, zu lachen. Er lachte... Niemand kann davonlaufen. ”

1.9. *Letztlich beschäftigt mich der Schluß des Krimis immer noch. Es ist ja wirklich nicht möglich, davonzulaufen. Allerdings ist es immer möglich, die Dinge in irgendeiner Form in Ordnung zu bringen. Dazu gehört Mut und der Wunsch, etwas zu verändern, anstatt alles so laufen zu lassen wie bisher.*
Ich erinnere mich erneut – Erinnerungen sind ja vielschichtig – an das Ereignis, das ich lange vergessen hatte und das mir im Verlauf meiner Krankheit wieder einfiel. Ich machte mir damals vor dem Kommodenspiegel mit Spucke Löckchen. Ich muß ordentlich gespuckt haben, denn mein Nachthemdchen war vorne ganz feucht. Aber schließlich hatte ich es geschafft, ich hatte lauter kleine Löckchen auf dem Kopf. Während ich mich noch bewunderte, hörte ich die Mutter kommen. An die Angst erinnere ich mich jetzt immer besser. Ich versuchte ja noch, ins Bett zu kommen, aber ich bekam die Beine nicht mehr unter die Decke. Es ist schon erstaunlich, daß ein so kleines Kind Angst vor der Mutter hat, statt ihr stolz sein Werk zu zeigen. Sie schlug mich dann, besonders auf den Mund, weil alles naß war und auf den Kopf, weil ich mit der Spucke auf den Kopf gegangen war. Diesen Umschlag von stiller Freude und Lust zu tiefster Demütigung und Schmerz empfinde ich wieder ganz deutlich, ganz lebendig und stark. Die lustvolle, positive Beschäftigung mit mir selbst wurde abgelöst von Schmerzen, Traurigkeit und Angst. Ich weiß noch, daß ich sehr laut schrie – nicht so sehr wegen des körperlichen Schmerzes, sondern wegen der Ungerechtigkeit, wegen des Leides, das sie mir da antut. Wegen des Schreiens schlug sie mich noch mehr, wieder auf den Mund. Nun kann ein so kleines Kind noch nicht erklären, was es getan oder erlebt hat. Aber jetzt noch könnte ich schreien über den Schmerz von damals. Mit geschwollenen Lippen und schmerzendem Kopf blieb ich allein, als sie heftig die Türe zuschlug. Ich war ausgeliefert, ohnmächtig, voller Schmerzen – ausgeliefert wie der Krankheit der letzten Monate. Und dieses Kränkungsgefühl betraf ebenfalls Kopf und Lippen. Diesen Augenblick der totalen Verlassenheit, der völligen Demütigung, der Ohnmacht, das Ausmaß des Ausgeliefertseins und der zerstörenden Wut auf diese Mutter – diese Augenblicke habe ich über Jahrzehnte vergessen, bisher eigentlich mein Leben lang. Ich wollte, daß mir so etwas nie wieder geschieht. Damals begann ich, mich zu verstellen, sie zu täuschen. Ich fing an zu lügen. Vielleicht bin ich damals über Bord gespült worden – wenn ich an meinen allerersten Traum denke? Der Beginn der Entwicklung eines falschen Bildes für die anderen – und schließlich dann auch für mich selbst – liegt wohl dort, damals begannen Betrug und Selbstbetrug. Aber das falsche Selbstbild kann nur ein sehr trügerischer Halt sein – wie etwa ein gepreßter Heuballen auf dem stürmischen Meer. Irgendwann wird er untergehen, und wenn ich mich auf ihn verlasse, dann gehe ich mit unter. Aber es liegt auch Selbstzerstörendes darin: das wirkliche Gefühl darf ich nicht zeigen, ja nicht einmal fühlen. Ich muß es abwehren – und da ist wohl meine Abwehr, diesmal körperlich gesehen, überfordert. Wenn die Abwehr versagt, weil sie an anderer Stelle falsch eingesetzt wird, dann beginnt irgendwann die Selbstzerstörung auch körperlich: die Viren konnten sich breitmachen. Diese Vorstellung scheint mir verständlich und einleuchtend.
Natürlich gab es davor und danach ähnliche Szenen, die ich alle weitgehend vergessen habe, nur diese eine ist mir so deutlich, als wäre sie erst vor kurzem geschehen und als wäre ich nicht so klein gewesen. Natürlich gelang es mir nicht immer, meinem falschen Bild gerecht zu werden. Ich verbarg mich immer mehr, wurde gut und lieb – ich hütete meinen »Gugelhupf« auf dem Floß und verpaßte darüber eine Menge an Leben. Ich merkte auch nicht mehr, daß und wie sehr ich meine Mutter haßte – und Angst vor ihr hatte. Als ich mich endgültig von ihr lossagte, da starb sie dann ja. Zufall – vielleicht – oder doch nicht? Das verborgene Gift meiner Mutter hatte jedenfalls gewirkt. Es war gut versteckt in vordergründigem Wohlwollen und Güte: ich will ja nur dein Bestes. Es war gut verborgen in falscher Wärme – wie Gift in einer Thermoskanne. Aber schließlich hat es doch auf sie selbst zurückgewirkt – ihr Gift brachte zwar die »Sabine« in mir um, und das übrige Leben zerstückelte sie zusätzlich bis fast zur

Unkenntlichkeit. Aber die »Beate« überlebte, und sie hat ihre Aufgabe vollbracht. Frau Keulbach, die Mutter, ging am eigenen Gift zugrunde. Oder war es mein Gift? Indirekt sind die mörderischen Impulse von »Mic« die Ursache ihres Todes. »Mic« könnte dabei meine eigene brutale, aber doch auch hilfreiche Seite verkörpern. Die Gefahr ist damit vorbei, das Lebendige lebt trotz der steten Gefährdung.

Und der Teil in mir, der davonlaufen möchte, und der dem »Wagner« entspricht, dieser Teil zeigt das falsche Bild auf, das ich von mir selbst habe und gebe. Er zeigt aber auch alle Schwäche, alle Feigheit und alle Unfähigkeit, Dinge verantwortlich zu regeln. Wenn ich davonlaufen möchte, holt mich ja doch irgend etwas immer wieder ein, eine Krankheit, das Leiden am Leben, vielleicht Depressionen. Ich sollte es nicht mehr versuchen. Niemand kann davonlaufen.

Der Kriminalroman, der zuerst als Ausweichen und aus Langeweile begonnen hatte, lief für mich parallel zu meiner Krankheit und verdeutlichte meine Entwicklungsschritte – manchmal merkte ich erst hinterher, was ich mir ausgedacht hatte. Die einzelnen Personen entsprechen einzelnen Eigenschaften, Möglichkeiten oder Fähigkeiten, die ich einsetzen kann, die aber auch manchmal versagen. Denn auch die destruktive Mütterlichkeit, die von Frau Keulbach verkörpert wird, ist ja ein Teil von mir selbst. Denn ich selbst bin an meiner Krankheit maßgeblich beteiligt, wie ich jetzt weiß. »Sabine« ist umgebracht worden: die Naive, Gutgläubige, Freundliche mit den Kinderaugen. Aber ich denke, sie hatte ohnhin keine gute Chance im Leben. Nun muß ich darangehen, die Einteilung, die Polarisierung aufzugeben, die das Kind zum Opfer, die Eltern, in meinem Fall vor allem die Mutter, zum Täter macht.

Diese Einteilung, in der ich das Opfer war, arm, verfolgt, zerstückelt, muß ich jetzt zugunsten einer anderen Auffassung aufgeben. Mit dem Selbstverständnis des Opfers lebt es sich auch nicht gut – denn ich bin ja als erwachsener Mensch selbst verantwortlich für das, was ich lebe, jetzt, wo ich es erkannt habe. Um die Eigenverantwortung kann ich mich nun nicht

mehr drücken – ich konnte es, solange ich mich als Opfer fühlte. Ich denke, mit dieser Verarbeitung habe ich aber bereits begonnen, die Verantwortung für mein Leben und meine Gesundheit zu übernehmen. Die Opferhaltung hilft, die eigenen verborgenen Gefühle von Mut und Trauer, von Enttäuschung und Selbsttäuschung heraufzuholen – aber ich muß sie überwinden, sonst bleibe ich in Anklage und Selbstmitleid stecken.

Daß ich dann Kräfte habe, wenn ich mich ihnen stelle, zeigt mir ein Traum:

Ich gehe einen Heckenweg zwischen Haselbüschen, die alle ganz kahl sind. Plötzlich raschelt es. Ein großer roter Kater schleicht hinter mir her. Ich verscheuche ihn. Es raschelt nach einer Weile wieder – ich drehe mich um und sehe voller Angst, daß der Kater größer und bedrohlicher geworden ist. Es gelingt mir wieder, ihn zu verscheuchen. Jetzt bin ich auf der Hut, aber ich habe große Angst – und wieder schleicht er hinter mir her, so groß wie ein kleiner Löwe. Ich sehe mich nach einer Fluchtmöglichkeit um, es gibt aber keine. Ich bleibe jetzt stehen, sehe ihn an – er sieht mich an und gibt seine lauernde Haltung auf. Er geht auf mich zu, geht neben mir – und wir gehen zusammen weiter. Die Angst ist weg, statt dessen erlebe ich Zufriedenheit und Sicherheit.

Insgesamt macht die Auseinandersetzung viel stärker und gesünder, und sie ist notwendig.

Rückblickend sehe ich, wie Ganzheit unentbehrlich, notwendig und lebenswichtig ist und wie sie nie endgültig erreicht werden kann – nur für Augenblicke. Aber zumindest möchte ich in Zukunft versuchen, weiter mit mir zu arbeiten und Veränderungen zu bewirken, um weiterzuleben. Ich werde dann auch weniger Angst und weniger Mißtrauen haben. Denn ich kann mich dann besser auf mich selbst verlassen. Ich kann dann schwimmen – einerseits vielleicht, weil ich das gepreßte Heubündel nicht mehr brauche, das ohnehin untergehen wird, andererseits, weil ich den »Gugel-

hupf« auf dem Floß nicht mehr bewachen muß. Das Meer – die Mutter – kann mir nicht mehr gefährlich werden. Ich habe nun mehr Lebensmöglichkeiten zur Verfügung. Am ehesten kann ich dies vielleicht noch einmal in einem Gedicht ausdrücken.

Von einer weißen Rose löst sich Blatt um Blatt
und fällt zu Boden, leicht und ohne Klage.
Wie etwas, das sich ganz in sich vollendet hat,
im Einklang tief mit sich und ohne Frage.

Nur wer sein Leben voll entfaltet, ganz und reich,
wird sich nicht ängstlich sagen, ich muß enden.
Er wird sich fallen lassen, vogelfedergleich,
und dann im Lösen erst sich selbst vollenden.

Noch lassen sich die Schwalben vor meinem Fenster in den Himmel fallen, der spätsommerlich blau und warm ist. Noch ist es Sommer. Aber heute morgen sah ich im Frühnebel zwei kleine struppige Schwälbchen aneinander gedrückt auf meiner Fensterbank kauern, noch zu klein für die weite Reise. Sie bemerkten mich zuerst nicht, dann schossen sie davon.
Der Sommer ist nun bald vorüber. Vor meinem Fenster fliegt ein Schmetterling wie ein welkes Blatt – dann, als die Sonne plötzlich wieder die Wolken teilt – wird er wie betrunken von Licht und Wärme. Er ist zerbrechlich und gefährdet, jeden Augenblick seines kurzen Lebens. Gefahr ist ihm jeder Windstoß, jeder Regen, Vögel, Spinnen und sogar Katzen, die ein tödliches Spiel mit ihm spielen. Und trotzdem wagt er zu leben. Die Schwälbchen werden nicht zögern, die weite Reise dennoch zu wagen. Und der Schmetterling tanzt, wenn die Sonne ihn lockt. Alles Leben ist gefährdet, jeden Augenblick, und dennoch lebt alles.

Dr. Ingrid Olbricht ist Ärztin für Neurologie und Psychiatrie/Psychotherapie und Chefärztin der Psychosomatischen Abteilung der Wicker-Klinik, Bad Wildungen. Darüber hinaus ist sie Ermächtigte im Weiterbildungskreis Zwesten und Dozentin am C. G. Jung-Institut in Zürich.

Kösel-Verlag, München

Diese Innenansicht einer Psychotherapie ist eine ungewöhnliche Art, einer schweren Viruserkrankung auf die Spur zu kommen: Die Patientin denkt sich einen spannenden Krimi aus und verarbeitet so psychisches und körperliches Leiden. Wie in einem Puzzle werden Motive und Erkenntnisse gesammelt, um sie dann zu einem Ganzen zusammenzufügen.

ISBN 3-466-34162-0